... unter griechischem Klima gezeugt, u. durch
... liebenswürdige Unterhaltung auf deutschen
Boden verpflanzt, sind besonders
dem schönen Geschlechte zu empfehlen

A. gr. coll. 168 c
Reiske

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

A. g[illegible] c

= Der Verfasser muss die vor einiger Zeit erschienene meisterhafte Uebersezzung der Luzianischen Stüke die Bilder u. u. d. Bildniss gekannt sey. — Unbegreiflich aber ists u. verwunderungswerth! die in der Tat mehr Künstelei als griechische Einfalt verrät.

Levesque

= In Paris gibt Levesque bei bure d. Didot i. Folge kleine moral. Schriften der alten in überaus schönem Druke heraus sub tit: collection des moralistes anciens, dediées au Roi. Par. 1782.

Inhalt.

1) aus Luzianus
   a) d. Bilder
   b) v. d. Bildern
   c) Toxaris, od. die Freundschaft.

2) aus dem Libanius – S. 93.
   a) Rede des mürrisch. Mannes
   b) Rede des Müßiggängers
   c) Rede des zänkisch. Bruders
   d) Lob des Landlebens
   e) Vergleichung des Dorfs mit der Stadt
   f) Einige Briefe.

3) Des Prodikus Erzählung vom Herkules aus Xenophon S. 171.

4) Hippokrates Brief an d. ~~De~~ Damagetus S. 179.

5) Des Epiktetus Handbuch d. Lebensregeln S. 199.

6) Das Gemälde vom Cebes aus Theben S. 257.

7) Xenophons von Ephesus Roman S. 285.

Zur
Moral,

aus dem Griechischen übersetzt,

von

Erneſtine Chriſtine Reiske.

Leipzig,

in der Buchhandlung der Gelehrten.

1782.

J. Gurlitt. 1783.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frau,

Frau

Anna Amalia

verwitw. Herzogin zu Sachsen, ꝛc. ꝛc. ꝛc.

gebornen Herzogin zu Braunschweig und

Lüneburg ꝛc. ꝛc.

Meiner

gnädigsten Herzogin und Frau.

Durchlauchtigste Herzogin,

Gnädigste Fürstin und Frau,

Ew. Durchlaucht ausgebreitete Kenntnisse würden mich abschrecken, Höchstdenenselben einen geringen Versuch vor Augen zu legen; wenn die Welt in Ew. Durchl. nicht eben so sehr die nachsichts=

sichtsvolleste und gnädigste Beschütze=
rin der Wissenschaften, als ihre ein=
sichtsvolleste Kennerin verehrte.

Durch die herablassende Gnade
Ew. Durchl. höchstglückselig, von
Bewunderung und Verehrung
durchdrungen, vergißt itzt, einer mei=
ner schätzbarsten Freunde, sein so ge=
liebtes Vaterland. Von ihm auf=
gemuntert, wage ich es, zu hoffen,
daß Ew. Durchl. diese Kleinigkeit

eines

eines gnädigen Blickes würdigen werden.

Diese Gnade wird ihr den Werth geben, den ich ihr nur wünschen konnte; und über alle meine künftigen Tage, Beruhigung und Zufriedenheit verbreiten.

Niemand unter den Glücklichen, deren späte Nachkommen noch, von der weisesten Regentin, der huldreich-

sten

sten Landesmutter erzehlen werden; niemand in dem Lande, das schon ein verjährtes Recht hat, seiner Prinzessinnen wegen stolz zu seyn, kann Ew. Durchl. innigster, getreuester verehren, als

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht

Bornum bey Braunschweig
den 24. August 1782.

unterthänigste
Erneſtine Christine Reiske.

Vorrede.

Als ich vor vier Jahren gegenwärtige Stücke aus dem Lucianus übersetzte, wußte ich nicht, daß man schon in der Schweitz, eine deutsche Uebersetzung des ganzen Lucianus hatte; und gesehen habe ich sie auch itzt noch nicht.

Ich habe nach der pur griechischen Ausgabe, dieses Schriftstellers von 1526 übersetzt, ohne dabey Erläuterungen der Gelehrten zu Rathe zu ziehen, weil ich so eben keine zur Hand hatte.

Die

Die hier ausgewählten Reden des Libanius, sind nicht seine vorzüglichsten, und nur von ihm, für junge Leute, zur Uebung in der Redekunst, aufgesetzt worden Ihr Inhalt gefiel mir.

Die Briefe nahm ich ohne Auswahl; bloß, wie sie mir, beym Durchblättern, in die Augen fielen; weil mir die Zeit fehlte, eine große Anzahl durchlesen zu können.

Bey dem Handbuche des Epictetus, habe ich die neueste Ausgabe, des Herrn Hofrath Heynens, zu Göttingen, gebraucht, und den Aufklärungen, dieses, in aller Betrachtung, vortreflichen Gelehrten, vieles zu verdanken. Nur wie im Traume, erinnere ich mich noch, daß ich als ein Kind, eine deutsche Uebersetzung dieses Stoikers, in einem alten Buche, aus dem vorigen

Jahr=

Jahrhunderte, gelesen habe. Eine neuere ist ohne Zweifel nicht vorhanden.

Es wäre zu wünschen, daß man endlich einmal anfinge, die alten Schriftsteller, sowohl aus Achtung gegen sie selbst, als auch gegen die, denen sie in die Hände gegeben werden, von allem Schmutze zu reinigen, der jene entehrt, und diesen oft ekelhaft, ja oft ansteckend wird. Bey Xenephons von Ephesus Geschichte der Anthia, und des Abrokomes, wagte ich es. Denn, ohne eine solche Behandlung, hätte ich sie dem Drucke nie übergeben; ob ich sie gleich schon vor eilf Jahren, auf Veranlassung meines, nun entschlafenen Freundes, übersetzt habe. Die nachher herausgekommenen Uebersetzungen dieses Romans, enthalten ihn ohne Zweifel vollständig; doch habe ich keine von ihnen gesehen, weil ich sie nicht lesen wollte.

Die Arbeit eines andern, vor mir zu nehmen, und die meinige daraus zu verbessern — oder wohl gar nur hin und her einen Ausdruck, oder ein Wort zu verändern, und es dann, als von neuen übersetzt, abdrucken zu lassen — dazu bin ich zu stolz — dazu gehört wenig Kenntniß der Sprache.

Auch im Lucianus, und Epictetus, mußte ich ein par anstößige Stellen übergehen; wodurch niemand etwas einbüßen wird.

Aus

Aus dem

Lucianus.

---

1. Die Bilder.
2. Von den Bildern.
3. Toxaris, oder die Freundschaft.

Die Bilder.

Lucianus.

Warhaftig, Polystratus, neulich begegnete mir, als ich eine sehr schöne Dame sahe, eben das, was Leuten wiederfährt, die den Gorgon erblicken. — Denn es fehlte wenig, daß ich nicht, wie von jenem gedichtet wird, aus einem Menschen, ein Stein geworden wäre; weil ich für Verwunderung ganz erstarrte.

Polystratus.

O Herkules! von was für einem übernatürlichen, schrecklich gewaltsamen Anblicke, sagst du mir? Wenn eine Frau, so gar den Lucianus! in Erstaunen gesetzt hat. — Doch sage mir, wer, und woher diese zauberische Meduse war, und wie ich sie sehen kann? Denn ich denke doch nicht, daß du mir diesen Anblick nicht gönnen, und eifersüchtig werden wirst, wenn ich sie auch einmal sehe, und neben dir erstarre?

Lucianus.

Du mußt wissen, daß sie dich stumm, und unbeweglicher, als eine Statue machen wird, wenn du sie, auch nur in einer weiten Entfernung betrachtest; — und doch wird dir das vielleicht weniger Gefahr bringen, und die Wunde wird nicht so tödtlich seyn, wenn du sie nur ansiehst; blickt sie aber auch dich an, so ist dir es unmöglich, dich wieder von ihr wegzuwenden. Denn sie wird dich gefesselt ziehen, wohin sie will; wie der herkulische Magnet das Eisen.

Polystratus.

Höre auf, Lucianus, ein Wunderwerk der Schönheit zu erdichten, und sage mir, wer diese Dame ist?

Lucianus.

Du denkst, ich habe die Sache vergrößert? Ich fürchte mein Lob wird dir zu schwach scheinen, wenn du sie sehen wirst; weil sie dir noch viel vortreflicher vorkommen wird. Doch wer sie ist, kann ich dir nicht sagen. Sie hat viel Bedienung, ein groß Gefolge, eine Menge Castraten, eine große Anzahl Kammerjungfern, und überhaupt, mehr, als zur Glückseligkeit, im Privatstande, erfodert wird.

Polystratus.

Hast du denn nicht erfahren, wie sie heißt?

Lucianus.

Nein, nur das weiß ich, daß sie aus Jonien ist. Denn einer der Zuschauer, der sie im Vorbeygehen, in der Nähe betrachtet hatte, sagte: So sehen die Smyrneischen Schönheiten aus!

Und

Und es ist auch kein Wunder, daß die schönste der ionischen Städte, die schönste Dame hervorgebracht hat. Mir schien der Mann, der das sagte, selbst ein Smyrneser zu seyn, weil er so mit ihr prahlte.

Polystratus.

Du mußt warhaftig in einen Stein verwandelt gewesen seyn, weil du ihr nicht nachgefolgt bist, und auch den Smyrneser nicht gefragt hast, wer sie ist. Beschreibe mir also ihre Gestalt, so genau, als dirs möglich ist; denn vielleicht kann ich sie daraus erkennen.

Lucianus.

Siehst du nicht, welche wichtige Sache du von mir foderst? Keine Beschreibung, und am wenigsten eine von mir, kann dieses bewundernswürdige Bild darstellen; wozu kaum Apelles, Zeuxis, Parrhasius, Phidias, oder Alkamenes, tüchtig scheinen möchten. Ich aber würde ganz gewiß dem Originale, durch meine Ungeschicklichkeit schaden.

Polystratus.

Doch Lucianus, wie war denn das Gesicht? Das ist ja kein so gefährliches Unternehmen, deinem Freunde anzuzeigen, welche Züge etwa das Bild hat.

Lucianus.

Ich glaube, weniger bey der Sache zu fehlen, wenn ich einige, der alten Künstler, zu Hülfe rufe, damit sie mir diese Dame abbilden.

Polystratus.

Was sagst du? Wie können Leute zu dir kommen, die schon vor so vielen Jahren gestorben sind?

Lucianus.

Das ist etwas leichtes, wenn dirs nur nicht verdrüßlich ist, mir zu antworten.

Polystratus.

Frage mich nur!

Lucianus.

Bist du einmal bey den Knidiern gewesen, Polystratus?

Polystratus.

Ja oft.

Lucianus.

Hast du nun wohl ihre Venus genau betrachtet?

Polystratus.

Beym Zevs! Das Schönste der Werke des Praxiteles.

Lucianus.

Hast du aber auch die Geschichte, die dort erzählt wird, gehört, daß sich jemand in diese Statüe verliebt hat? — Doch, weil dir die, wie du sprichst, bekannt ist, so sage mir auch, ob du die, des Alkamenes, in den athenischen Gärten gesehen hast?

Polystratus?

Ich müßte der allernachläßigste Mensch seyn, Lucianus, wenn ich das Meisterstück des Alkamenes übersehen hätte.

Lucianus.

Weil du oft auf dem Schlosse zu Athen gewesen bist, so darf ich dich wohl nicht lange fragen, Polystratus, ob du die Sosandra des Kalamis bemerkt hast?

Polystratus.

Ich habe sie oft gesehen.

Lucianus.

Das ist genug! Allein, welches von Phidias Werken rühmst du am meisten?

Polystratus.

Welches andere, könnte man so bewundern, als die Lemnia, die er auch für werth gehalten hat, ihr seinen Namen beyzuschreiben? und, beym Zeus! auch die Amazone, die sich auf ihren Spieß stützt.

Lucianus.

Das sind auch die schönsten, mein Freund! so daß du weiter keiner Künstler mehr bedarfst. — Ich werde dir nun ein, aus allen diesen zusammengesetztes Bild zeigen, das von jedem, das vortrefflichste hat.

Polystratus.

Wie kann denn das geschehen?

Lucianus.

Das ist nichts schweres, Polystratus, wenn wir uns befleißigen, die Bilder, durch unsere Unterredung, in eine andere Verfassung zu setzen, so regelmäßig als möglich, zusammen zu stellen, und so mit einander zu vermischen, daß zugleich das Vermischte, und das Mannichfaltige erhalten wird.

Polystr.

Polystratus.

Du hast recht gesprochen; nimm also die Bilder vor, und zeige an. Denn ich möchte gerne wissen, was von ihnen zu nehmen sey, oder wie du es machst, ein Bild, aus so vielen zusammen zu setzen, ohne etwas ungestaltes hervorzubringen.

Lucianus.

Du kannst das Bild ganz fertig sehen, wenn es auf folgende Weise zusammen gefügt wird: Von der Venus, aus Knidus, nimmt man nur den Kopf, von dem nackenden Körper weiter nichts. — Laß es Haar, Stirne, und das wohlgezeichnete der Augenbraunen haben, wie sie Praxiteles bildete, — auch das Wäßrige und zugleich Heitere und Angenehme, der Augen, muß, nach dem Geschmacke des Praxiteles, behalten werden. — Die Wangen und der obere Theil des Gesichts, wird von der, des Alkamenes, im Garten, genommen — auch das Aeußere der Hände, das Regelmäßige der Gelenke, und das Geschmeidige und Zarte, der Finger, ist aus dem Garten zu nehmen. — Den Umkreiß des ganzen Gesichts, das weiche der Backen, und das Ebenmaas der Nase, geben Lemnia und Phidias her. — Auch dieser das Zusammenschließen des Mundes und den Hals, von der Amazone. — Sosandra und Calamis schmücken das Bild mit Schamhaftigkeit. Auch das sanfte und unvermerkte Lächeln, und das wohlanständige und sitsame der Kleidung, wird von der Sosandra seyn. — Nur darf der Kopf nicht bedeckt seyn. — Die Proportion des Alters, möchte am besten, von jener in Knidus genom-

genommen werden, wie es Praxiteles ausgedrückt hat. — Scheint dir das Bild nicht schön zu werden, Polystratus? vornehmlich wenn es aufs genaueste wird vollendet seyn?

Polystratus.

Vortreflicher Mann, du hast noch eine Schönheit vergessen, da du so alle, in eins, zusammen getragen hast.

Lucianus.

Nur der kleinste Theil ist fertig, Geliebtester! wenn du nicht meinst, daß die Farbe, so wie sie für jeden Theil schicklich ist, wenig zur Schönheit beyträgt. — Wie das, was schwarz seyn muß, aufs vollkommenste schwarz seyn möge; weiß aber, was weiß seyn muß; und das Rothe blühend. — Das setzt uns in Gefahr, noch das wichtigste nöthig zu haben. — Wo werden wir es nun wohl hernehmen? — Wollen wir die Mahler herbey rufen, und vornehmlich, die in Mischung und Auftragung der Farben, vorzüglich geschickt gewesen sind? — Also sollen Polygnotus, Euphranor, Apelles und Aetion hergeholt werden, das Werk unter sich zu theilen. — Euphranor soll das Haar färben, wie das Haar der Juno; Polygnotus das Anständige der Augenbraunen und die Röthe der Wangen, von der Kaßandra, im Sprachzimmer zu Delphis mahlen. — Der soll auch das feinste Kleid verfertigen; damit es knap sey, wo es nöthig ist, übrigens aber fliegend und frey. — Den übrigen Theil des Körpers, soll Apelles zeichnen, wie die Pakate; nicht zu weiß, sondern röthlich. — Die Lippen bilde Aetion, wie die der

Roxane. — Doch, noch besser! Wir wollen den besten der Mahler, den Homerus im Beyseyn des Euphranor, und des Apelles, zu Hülfe nehmen. — Wie er die Hüften des Menelaus färbte, als er den, nur ein wenig in Purpur getauchten Elfenbein, nachahmte. So soll das Ganze seyn! — Er selbst soll die schönen Augen mahlen. — Auch der thebanische Dichter, kann das Werk mit ihm übernehmen, und die Augenlieder bilden. — Das stets heitere — Die weißen Arme und die Rosenfinger, bleiben für den Homerus — und er wird sie ganz gewiß, viel gerechter, mit der goldenen Venus vergleichen können, als die Tochter des Briseus — Das alles nun sollen Bildhauer, Mahler und Dichter bearbeiten — Doch, was den größten Reitz über alles verbreitet, die Anmuth, oder vielmehr alle Grazien, und alle umherhüpfende Amors, — wer möchte die wohl nachahmen können? —

Polystratus.

Du sprichst, Lucianus, von einem göttlichen und warhaftig himmlischen Werke, dergleichen nur vom Himmel kommen kann. — Allein, was machte sie denn, als du sie sahest?

Lucianus.

Sie hatte ein Buch in Händen, das sie schon zur Hälfte gelesen zu haben schien, weil es in der Mitte von einander getheilt war. Im Gehen, sprach sie, mit einem von ihren Begleitern, wiewohl ich nicht weiß, was; denn sie sprach nicht so laut, daß man es hätte hören können. — Doch als sie lächelte, Polystratus, zeigte sie Zähne,

die

die ich dir nicht beschreiben kann; wie weiß, wie gerade, in welchem genauen Verhältnisse, gegen einander, sie waren. — Wenn du irgendwo eine Schnure der glänzendsten Perlen, von einerley Größe gesehen hast, — so regelmäßig waren sie gewachsen. — Die Röthe der Lippen aber, vermehrte noch ihren Reitz so, daß sie jener elfenbeinernen Säge, des Homerus, ähnlich zu seyn schienen. Sie waren nicht, wie bey vielen, einige breiter, oder länger, als andere, oder von einander abgesondert; sondern einer, wie der andere, von gleicher Farbe, Größe, und dichte neben einander. Und es war überhaupt ein sehr wunderbarer Anblick, denn ihre Schönheit war mehr als menschlich.

Polystratus.

Sey stille! Nun weiß ich, von welcher Dame du sprichst. — Aus dieser Beschreibung, und aus ihrem Vaterlande, habe ich es erkannt. Du sagst, es folgten ihr Castraten — beym Zevs! auch Soldaten! — Du sprichst, Glückseliger! von der berühmten Gemahlin des Königs.

Lucianus.

Wie ist denn ihr Name?

Polystratus.

Der ist sehr schön und angenehm; denn sie heißt, wie die reizende Gemahlin des Abradatus; die du oft von dem Xenophon, als eine tugendhafte und vortrefliche Dame hast loben hören.

Lucianus.

Mir ist auch, beym Zevs! als ob ich sie sähe, wenn ich diese Stelle lese — ich höre sie aber

auch

auch sprechen, wie sie erzählt, was sie gethan hat — wie sie ihren Gemahl bewafnete, und ihn ins Treffen begleitete.

Polystratus.

Doch, mein Bester, du hast sie nur, einem vorbeyeilenden Blitze gleich erblickt, und scheinst nur ihr äußerliches, ich will sagen, ihren Körper und Gestalt zu bewundern, weil du die vortrefli= chen Gaben ihres Geistes nicht kennst. Du weist nicht, daß dessen Schönheit, noch vollkommner und göttlicher ist, als die, des Körpers. Ich hingegen, bin mit ihr bekannt, und spreche sie oft, weil ich ihr Landsmann bin. — Du weist aber auch, daß ich ein sanftes Wesen, Leutseligkeit, Größe der Seele, Sittsamkeit und Gelehrsamkeit, mehr als Schönheit rühme, weil ich sie höher schä= tze, als die persönlichen Reitze. — Denn es wäre thöricht und lächerlich, wenn jemand das Kleid mehr, als die Person bewundern wollte. — Die aber halte ich für vollkommen schön, bey welcher die Tugend der Seele, mit einer guten Leibesge= stalt vereinigt ist. — Ich könnte dir warhaftig viele zeigen, die von Gestalt vortreflich sind, im übrigen aber die Schönheit schänden; die, sobald sie nur sprechen, beschimpft und entstellt, wegen ihrer unschicklichen Vereinigung, mit einer so la= sterhaften Gebieterin, als ihre Seele ist, stirbt und verschwindet. Solche Schönen scheinen mir den Aegyptischen Tempeln ähnlich zu seyn. Denn dort sind die Tempel sehr prächtig, groß, von kost= baren Steinen erbauet, und mit Golde und Ge= mählden geschmückt; doch sucht man in ihnen den Gott,

Gott, so ist es ein Affe, ein schwarzer Storch, ein Bock oder eine Katze. Dergleichen schöne Weiber sieht man häufig! Die Schönheit ist aber nicht hinlänglich, wenn ihnen der wahre Schmuck fehlt. Allein darunter verstehe ich nicht, kostbare Kleider und Geschmeide, sondern das, wovon ich zuvor sprach, Tugend, Keuschheit, Sittsamkeit, Menschenliebe und alle andere Eigenschaften, die mit diesen in Verbindung stehen.

Lucianus.

Bezahle also, Polystratus, meine Erzählung, mit einer andern, im gleichen Maase, wie man sagt, oder noch reichlicher; denn das kannst du; — und zeige mir, ein von dir gemahltes Bild der Seele, damit ich sie nicht nur zur Hälfte bewundere.

Polystratus.

Du legst mir, mein Freund, kein klein Geschäfte auf. Denn das allen offenbare, kann man leichter loben, als das Unsichtbare, durch eine Beschreibung, deutlich machen. Es scheint mir auch, daß ich mir bey dem Bilde, nicht nur von Bildhauern und Mahlern, sondern auch von Philosophen, werde müssen helfen lassen; damit ich es nach deren Grundsätzen einrichten, und nach alter Kunst verfertiget, vorzeigen kann. — So soll es gemacht werden! — Erstlich ihre Stimme, musicalisch und helle, und was sie spricht, süßer als Honig; und zwar im noch höheren Grade, als Homerus von jenem Pylius sagte. — Der ganze Ton der Stimme, ungemein fein. Weder tief, um männlich, noch sehr klar, um weibisch und entkräf-

entkräftet zu seyn; sondern wie eines Jünglings, angenehm, sanft und so unvermerkt ins Gehör einschleichend, daß der Schall noch drinne zurück bleibt, wenn sie nicht mehr spricht; so daß sich das Zurückgebliebne verweilt, die Ohren umtönet, gleich dem Echo, das Gehörte wiederholt, und die süßesten Eindrücke der überredungsvollen Worte zurückläßt. Singt aber auch diese Vortrefliche, und vornehmlich, wenn sie zur Cither singt, so ist es Zeit, daß die Halkyonen, Grillen und Schwane schweigen. Denn gegen sie, sind alle unharmonisch. — Und wolltest du auch die Tochter des Pandion nennen, so würde doch die unwissend und ungeschickt seyn, wenn sie gleich ihre vieltönende Stimme erschallen ließe. — Selbst Orpheus und Amphion, die das Gehör so bezaubern konnten, daß durch ihren Gesang, so gar leblose Geschöpfe herbey gelockt wurden, würden, wenn sie sie hörten, wie ich gewiß glaube, ihre Leyern wegwerfen und stillschweigend da stehen, ihr zuzuhören. Denn, wo hätte wohl jener Thracier, und der, welcher auf dem Kithäron die Rinder weidete, und sich zuweilen auf der Leyer übte, die genaueste Beobachtung der Harmonie; die Wissenschaft, den Tact nicht zu verfehlen, sondern den Gesang durch gehöriges appliciren und pausiren abzumessen, und ihn mit der Cither zu verbinden; das Anschlagen der Saiten, zugleich mit dem Singen; das Leichte der Finger, das Biegsame der Gelenke, herhaben können? So, daß du, mein Lucianus, wenn du sie singen hörtest, nicht mehr, wie bey Erblickung des Gorgons, in einen Stein würdest verwandelt

wandelt werden; sondern es dir ergehen würde, als ob du Sirenen hörtest. Denn, das mußt du wissen, du würdest angelockt dastehen, Vaterland und Freunde vergessen; und wenn du dir auch die Ohren mit Wachse verstopftest, so würde doch der Gesang durchs Wachs eindringen. Denn man hört die Kunst der Terpsichore, der Melpomene, oder der Kalliope selbst, die so unendlich viele, und so mannichfaltige Reitze hat. Mit einem Worte, stelle dir vor, einen Gesang zu hören, wie der nothwendig seyn muß, der aus solchen Lippen, und durch solche Zähne herausgeht — Was ich sage, hast du gesehen; und also bilde dir auch ein, zu hören! Denn über die Feinheit ihrer Sprache, und das reine Jonische, das sie spricht, daß sie im Umgange so unterhaltend ist, und so viel von der attischen Anmuth besitzt, darf man sich nicht wundern, weil sie das von ihren Voreltern geerbt hat. Da sie von einer athenischen Colonie abstammt, so kann es gar nicht anders seyn. Auch wundere ich mich nicht, daß sie sich an der Dichtkunst vergnügt, und sich mit ihr oft beschäftiget, weil sie eine Landsmannin des Homerus ist. Hier hast du also, Lucianus, eine Schilderung ihrer schönen Stimme und Geschicklichkeit in der Music; doch nur in der schwächsten Vergleichung. — Allein betrachte nun auch das Uebrige. Denn ich will nicht, wie du, ein Bild, aus vielen, zusammen setzen. Es wäre auch schlecht, es ganz genau so wie du zu machen, und dir solche Schönheiten und etwas so mannichfaltiges von vielen genommen, entgegen zu stellen. — Doch alle Tu-

genden

genden der Seele, und zwar, eine nach der andern, sollen auf ein Bild, nach alter Kunst, ausgedrückt werden.

Lucianus.

Welches Fest und Gastmal, kündigst du mir an, mein Polystratus! Du scheinst mir nun, warhaftig, ein reichlicher Maas zu bezahlen. — Doch häufe nur immer das Maas, denn du kannst mir durch nichts einen größern Gefallen erweisen.

Polystratus.

Weil die Kenntniß aller nützlichen Wissenschaften, nothwendig den Vorzug verdient, und vornehmlich, die Einsicht in solche Wissenschaften, die Nachdenken erfodern, so will ich sie, so mannichfaltig und verschiedener Gestalt sie auch ist, zusammenfassen; damit ich dir, in der Kunst zu schildern, nicht nachstehen darf. In meinem Gemählde sollen also alle Kenntnisse, die sie vom Helicon besitzt, vereinigt werden. Denn sie kennt nicht, wie Klio, Polymnia, Kalliope und die übrigen, nur eine Wissenschaft; sondern weiß, was sie insgesammt, und noch dazu, was Merkurius und Apollo wissen. Das Bild muß mit allem geschmückt werden, was Poeten in Gedichten verherrlicht, Geschichtsschreiber erzählt, und Philosophen angepriesen haben. Die Farben dürfen aber nicht dünne aufgetragen werden, das Colorit muß stark seyn. Und man wird mir verzeihen, daß mirs nicht möglich ist, ein Muster dazu aus dem Alterthume darzustellen. Denn unter den Alten ist nichts von einer solchen Gelehrsamkeit erwähnt worden. — Doch wenn es dir gefällt, so soll es

hinge-

hingestellt werden; denn es ist, wie mir scheint, nicht zu tadeln.

Lucianus.

Es ist sehr schön, Polystratus, und alle Züge sind aufs genaueste vollendet.

Polystratus.

Nach diesem ist das Bild der Weisheit und des Verstandes zu mahlen. Hier habe ich aber vieler Muster, größtentheils der Alten nöthig. Selbst des Joniers, dessen Mahler und Künstler Aeschines, des Sokrates Freund, und Sokrates selbst, in der Kunst nachzuahmen, die geschicktesten unter allen Künstlern waren, weil sie mit Liebe mahlten. Allein auch jene Aspasia aus Milesien, mit welcher der, selbst so bewunderte himmlische Sokrates, umging, ist als kein schlecht Beyspiel des Verstandes herzustellen. Alle Erfahrung in Geschäften, Schärfe, Schlauheit und tiefe Einsicht des Verstandes, in Verwaltung des gemeinen Wesens, welche jene besaß, wollen wir auf unser Bild, an seinen gehörigen Ort setzen. Nur daß jener Gemählde ein klein Täfelgen einnahm, dieses aber von coloßischer Größe ist.

Lucianus.

Weswegen sagst du das?

Polystratus.

Weil diese zwey Bilder von sehr verschiedner Größe, obgleich einander ähnlich sind. Denn die Republik der Athenienser, und die gegenwärtige Herrschaft der Römer, sind einander ganz und gar nicht gleich. Drum, wenn diese gleich jener ähnlich ist, so übertrift doch diese jene, in der Größe,

gleich einem Gemählde auf der größten Tafel. Das zweyte und dritte Beyspiel geben, jene Theano, die lesbische Dichterin, und Diotima. Theano giebt zum Gemählde, die Größe der Seele; Sapho das artige in der Lebensart; der Diotima aber soll es nicht nur in dem ähnlich seyn, was Sokrates von ihr rühmt, sondern auch in ihren übrigen Einsichten und Entschließungen. — Auch dieses Bild, Lucianus, kannst du hinstellen.

Lucianus.

Beym Zevs! Polystratus, das ist bewundernswürdig. Doch mahle auch die übrigen Eigenschaften, der größten Gütigkeit und Menschenliebe, welche das Sanfte ihres Betragens und ihre Milde gegen Dürftige zu erkennen giebt.

Polystratus.

Man kann sie also mit der Theano, der Gemahlin des Antenor, mit der Arete und ihrer Tochter der Nausikaa, und jeder andern vergleichen, die sich etwa bey der Größe die sie umgiebt, gegen das Glück weise betragen hat. — Gleich drauf soll das Bild der Keuschheit und der ehelichen Liebe folgen, vornehmlich der keuschen und klugen Tochter des Ikarius, nach dem Gemählde des Homerus. Denn so hat er die Penelope geschildert. Oder — beym Zevs! nach ihrer Namensschwester, der Gemahlin des Abradatus, die wir kurz zuvor erwähnt haben.

Lucianus.

Auch das hast du vortreflich gemacht, Polystratus! und nun wirst du beynahe mit allem fertig

tig seyn. Denn du bist im Loben der einzeln Theile, die ganze Seele durchlaufen.

Polystratus.

Noch nicht ganz, denn die lobenswürdigsten Eigenschaften sind noch zurück. Ich meyne, daß sie bey der Hoheit, die sie erlangt hat, weder durchs Glück stolz wird, noch sich, weil sie ihm vertrauet, über die menschlichen Schranken erhebt; sondern sich stets in einer Gleichheit des Gemüths erhält, ohne Uebermuth, oder Härte; sich gegen alle, die sich ihr nähern, leutselig und herablassend beträgt, und sie freundlich und liebreich empfängt. Welches ihren Umgang um so viel angenehmer macht, da er bey ihrer Größe, doch nichts vom tragisch erhabnen an sich hat. Denn die sind, der vom Glücke verliehenen Güther, am würdigsten, die ihre große Macht, nicht andere zu verachten, sondern ihnen wohlzuthun gebrauchen; und nur sie allein entrinnen mit Rechte dem Neide. Denn niemand wird den Vornehmern beneiden, wenn man siehet, daß er sich seiner Glücksgüther mit Mäßigung bedient, und nicht, wie jene Ate des Homerus, auf den Köpfen der Menschen wandelt, und das niedrige zertritt; welches nur kleine Seelen thun, die sich in ihr Glück nicht zu schicken wissen; und die, wenn sie das Schicksal, ohne daß sie es hoften plötzlich, auf einem beflügelten und erhabnen Wagen fortzieht, weder in ihrer gegenwärtigen Lage zu bleiben suchen, noch auf das, was unter ihnen ist, herabsehen; sondern immer weiter nach der Höhe hinaufstreben, und deswegen, wie Ikarus, wenn das Wachs zer-

 schmelzt,

schmelzt, und die Flügel zerrinnen, mit dem Kopfe ins Meer stürzen, unter die Wellen gerathen, und verspottet werden. Die sich aber der Flügel, wie Dädalus bedienen, und sich nicht zu hoch schwingen, weil sie wissen, daß sie von Wachse sind; ihren Flug nach menschlicher Fähigkeit einrichten, und sich begnügen nur so hoch zu fliegen, und so über den Wellen zu schweben, daß sie stets die Flügel benetzen, und sich der Sonne nie nähern; die fliegen zugleich sicher und vernünftig. Eben das kann man auch vorzüglich an ihr loben, und sie erhält dafür die verdiente Frucht, den allgemeinen Wunsch, daß ihr diese Flügel bleiben, und von immer mehrerm gutem überflüßen mögen.

Lucianus.

Das soll geschehen, Polystratus! Denn sie verbirgt unter ihnen schätzbare Dinge; nicht nur den Körper, da sie so schön als Helena ist, sondern auch das noch schönere und liebenswürdigere die Seele. — Ein so großer, so guter und leutseliger Monarch, verdient auch, nebst andern Gütern, die er besitzt, die Glückseligkeit, daß für ihn eine solche Gemahlin gebohren ward, mit ihm lebt, und ihn liebt. Denn es ist kein kleines Glück, eine Gemahlin zu besitzen, von der man mit Recht, wie Homerus, sagen kann: Sie streitet um die Schönheit, mit der goldenen Venus, und ist in ihrem Thun, der Minerva gleich. Ihr ganzes Geschlecht hat keine, deren Körper, Naturgaben, Verstand oder Handlungen, man mit ihr vergleichen könnte!

Poly=

Polystratus.

Du sagst die Warheit, Lucianus. Wir wollen also, wenn es dir so gefällt, das Bild des Körpers, das du gemahlt hast, mit meinen Schilderungen der Seele vermischen, aus allen eins zusammen setzen, und seine Beschreibung der gegenwärtigen Welt, und der Nachkommenschaft, zur Bewunderung, übergeben. Es wird dauerhafter seyn, als die Werke des Apollo, des Parrhasius und des Polygnotus; und viel reizender, als jene, weil es nicht von Holze, Wachse und Farben, sondern eine Erfindung der Musen ist. Es muß das allervollkommenste Bild werden, weil es die Schönheit des Körpers mit der Tugend der Seele vereinigt darstellt.

Von den Bildern.

Polystratus.

Panthea sagt zu dir, Lucianus: Ich habe zwar, aus deiner Schrift überhaupt, deine Gewogenheit und Achtung gegen mich ersehen; denn niemand würde mich so übermäßig loben, wenn er es nicht aus Zuneigung thäte. Allein, meine Gemüthsart ist, wie du weist, so, daß ich an dem Betragen der Schmeichler gar kein Vergnügen finde; weil sie mir Gauckler und von einer sclavischen Gemüthsart zu seyn scheinen. Vornehmlich

erröthe ich über Lobsprüche, in welchen ich auf eine lästige und unmäßige Weise erhoben werde; es fehlt wenig, daß sie mir nicht die Ohren betäuben, und sie scheinen mir mehr dem Spotte, als dem Lobe ähnlich zu seyn. Nur so weit sind Lobsprüche erträglich, als der Gelobte erkennt, daß er jede gelobte Eigenschaft besitzt. Was aber mehr ist, das ist ungereimt und offenbare Schmeichelen. Ich habe zwar, sagte sie, viele gekannt, die sich freueten, wenn sie jemand lobte, wenn ihnen auch gleich Eigenschaften beygelegt wurden, die sie nicht hatten. Z. B. Wenn man Alte, ihrer muntern Kräfte wegen, glückselig prieß, oder Ungestalten, die Schönheit des Nireus oder des Phaon zueignete. Denn sie meinten, ihre Gestalten würden durch die Lobsprüche verwandelt, und sie noch einmal zu Jünglingen werden, wie sich Pelias einbildete. Allein das geschicht nicht; denn das Lob würde höher zu schätzen seyn, wenn es möglich wäre, aus einer solchen Vergrößerung, in der That, einigen Nutzen zu schöpfen. Itzt aber kommt mirs vor, daß es solchen Leuten gehe, als wenn man einem ungestalten, eine schöne Larve vormachte, und der sich auf diese Schönheit, die wieder abgenommen werden, und von ohngefehr zerbrechen kann, etwas einbilden wollte. Denn er würde, wenn sich sein Gesicht hernach, in seiner eigenen Gestalt zeigte, dadurch, daß er es unter der Larve verborgen gehabt, nur noch lächerlicher werden. Oder wenn jemand der klein ist, Schuh mit hohen Absätzen anziehen, und mit Leuten, die mit bloßen Füßen, eine Elle größer, als er sind, um

um die Größe streiten wollte. Man erzählt auch eine dergleichen Geschichte: Die übrigens zwar schöne und artige, dabey aber ganz außerordentlich kleine Frau eines berühmten Mannes, sagt man, sey von einem Dichter, in einer Ode, unter andern auch als schön und groß gepriesen, und ihrer Länge und ihres geraden Wuchses wegen, mit einer Rüster verglichen worden. Dieses Lob habe sie so vergnügt, daß sie, gleich als ob sie durch das Gedicht sey vergrößert worden, drüber in die Hände geschlagen; der Dichter aber habe es ihr zu wiederholten malen vorgesungen, weil er gesehen, daß sie sich über ihr Lob erfreue; bis einer der Anwesenden ihm ins Ohr gesagt: Höre auf Kerl, denn sonst machst du, daß sie aufstehen muß. Etwas ähnliches, aber noch weit lächerlichers, soll auch Stratonice, des Seleukus Gemahlin gemacht haben. Man sagt, sie habe den Dichtern einen Wettstreit, um ein Talent aufgegeben, wer ihr Haar am besten loben könne; ob sie gleich völlig kahl, und ihr nicht ein Haar mehr übrig gewesen sey. Und habe es auch bey einer solchen Beschaffenheit ihres Kopfs, da es allen bekannt war, daß sie das Haar durch eine lange Krankheit verlohren hatte, mit angehört, daß es von den verwünschten Dichtern, mit Hyacinthen verglichen, gekräuselt, in Locken geschlagen, und das, was gar nicht mehr war, der Petersilge ähnlich, genennt worden sey. — Sie lachte über alle, die sich den Schmeichlern überließen, und setzte hinzu, daß viele, nicht nur durch Lobsprüche, sondern auf gleiche Weise auch von Mahlern, geschmei-

 chelt

chelt und betrogen seyn wollten. Denn, sagte sie, manche sind am meisten über Mahler vergnügt, die sie schöner, als sie sind, abgebildet haben; ja es giebt einige, die den Künstlern vorschreiben, etwas von der Nase wegzunehmen, die Augen schwärzer, oder wie sie es sonst haben wollen, zu malen. Hernach bekränzen sie, ohne sich selbst zu kennen, fremde Bilder, die ihnen nicht ähnlich sind. — Das sagte sie; und lobte zwar die Schrift überhaupt, doch war ihr das eine unerträglich, daß du sie mit den Göttinnen, der Juno und der Venus verglichen hast. Denn die, sagte sie, übertreffen meine und aller Menschen Natur. Ich verlange nicht einmal mit den erhabnen Weibern, der Penelope, Arete und Theano verglichen zu werden; denn auch das ist schon zu viel; vielweniger aber mit den vorzüglichsten der Göttinnen. Ich fürchte und scheue die Götter sehr; und deswegen besorge ich, es möchte scheinen, als ob ich, wie Kaßiopea, dieses Lob verlangt hätte — und die verehrte doch die Juno und die Venus, ob sie gleich mit den Nereiden stritt. — Drum befiehlt sie dir, Lucianus, diese Stelle umzuschreiben. Sonst würde sie bey den Göttinnen bezeugen, daß die Schrift wider ihren Willen aufgesetzt sey; und du sollteſt wissen, daß es ihr misfällig seyn würde, wenn sie, so wenig fromm und ehrerbietig, gegen die Götter, als sie itzt ist, herumginge. Sie glaubt aber auch, es würde von ihr selbst, eine Gottlosigkeit und ein Verbrechen seyn, wenn sie es litte, daß man von ihr sagte, sie sey der Venus in Knidus, und im Garten ähnlich; und erinnert

nert dich, an das, was du am Ende der Schrift, von ihr gesagt hast: Daß sie bescheiden und ohne Stolz sey, sich nicht über die menschlichen Schranken ausstrecke; sondern in ihrem Fluge, nahe über die Erde schweben bliebe — und sie doch hier, wo du das sagtest, über den Himmel selbst erhübest, da du sie mit Göttern verglichest. Sie verlangt auch, daß du sie nicht für thörigter, als den Alexander halten sollst; der, als ihm ein Künstler versprach, er wolle den ganzen Atho umbilden, und diesen großen Berg in ein Bild des Königes verwandeln, der zwey Städte in Händen hielte, das wunderbare Versprechen nicht annahm; sondern, weil er glaubte, das Unternehmen überstiege seine Kräfte, den Mann, der sich den unglaublichen Kolossus ausgesonnen hatte, schweigen hieß, und befahl, den Atho an seinem Orte zu lassen, und nicht einen so großen Berg einem kleinen Körper ähnlich zu machen. — Sie prieß aber Alexanders große Denkungsart, und sagte, er habe sich dadurch in den Gemüthern der Nachkommen, denen es unvergeßlich bliebe, eine größere Statüe errichtet, als der Atho sey. Denn das sey keine kleine Seele, die eine so außerordentliche Ehre verachten könne. — Sie lobe zwar deine Erfindung und deinen Einfall mit den Bildern, könne aber keine Aehnlichkeit erkennen. Denn sie verdiene so wenig, als irgend eine andere Frau solche Vergleichungen, weder ganz, noch zum Theile. — Sie schicke dir also diese Ehrenbezeigung zurück, und bethe die Originale deines Bildes an. — Lobe du sie also, auf menschliche Weise! Der

Schuh muß, sagte sie, nicht größer seyn, als der Fuß, damit er mich nicht verhindere, herum zu gehen. — Auch das hat sie mir befohlen, dir zu sagen: Ich habe von vielen gehört, (ob es wahr ist, wisset ihr Männer) daß es nicht erlaubt sey, Siegern in Olympischen Spielen, größere Statüen zu errichten, als sie selbst sind; sondern, daß die dazu bestellten Richter Sorge dafür tragen müßten, daß die Warheit nicht überschritten würde; und daß man der Statüen wegen, eine noch sorgfältigere Untersuchung anstelle, als bey der Zulassung der Kämpfer selbst. — Siehe also zu, sagte sie, daß man mich nicht einer falschen Größe beschuldiget, und die Richter nicht mein Bild umstoßen. — Das alles sagte sie mir. Du aber, Lucianus, erwäge, wie du die Schrift verbesserst, und das alles wegschaffst, damit du nicht wider die Gottheit sündigest. Denn sie war drüber sehr unwillig, zitterte unter dem Lesen, und bat die Göttinnen, ihr gnädig zu seyn. — Man muß ihr diese weibliche Schwachheit zu gute halten — und doch, wenn ich die Warheit gestehen soll, so glaube ich selbst dir etwas ähnliches sagen zu müssen. Denn als ichs zuerst hörte, und zugleich die Gemählde betrachtete, fand ich zwar nichts strafbares; als sie mir es aber anzeigte, fing ich an, eben das dran zu erkennen; und mir gieng es so, wie es uns oft geht, wenn wir etwas ansehen. Betrachten wir etwas sehr in der Nähe, und ganz unter den Augen, so erkennen wir nichts recht genau; treten wir aber zurück und sehen es in einer gehörigen Entfernung an, so erscheinen uns alle

Schön-

Schönheiten und Fehler, die es hat, aufs deutlichste. — Eine Sterbliche mit der Venus oder Juno vergleichen, was ist das anders, als die Göttinnen offenbar erniedrigen? Denn bey solchen Vergleichungen, wird das Kleinere durch den Zusatz, nicht so viel größer, als das Größere zu dem Kleinern heruntergezogen, verkleinert wird. Als z. B. wenn ein sehr großer und ein sehr kleiner Mensch, neben einander gingen, und es nöthig wäre, daß sie einander gleich würden, damit keiner größer, als der andere sey; so könnte das doch nicht bloß dadurch geschehen, daß sich der Kleine, so sehr als möglich ausdehnte, wenn er auch ganz auf den Zehen ginge; sondern, wollten sie gleich scheinen, so müßte sich der große bücken, und kleiner scheinen, als er wäre. Eben so ists auch mit solchen Bildern. Der Mensch wird mit der Gottheit verglichen, nicht so viel größer, als die Gottheit, zum geringern heruntergezogen, nothwendig verkleinert werden muß. Zwar wenn jemand aus Mangel der Sterblichen gezwungen wäre, seine Vergleichung bis zu den himmlischen auszustrecken, so könnte man ihn noch weniger beschuldigen, daß er es aus Gottlosigkeit thäte. Du aber wagst es, ohne Noth, sie mit der Venus und der Juno zu vergleichen, da du doch so viel schöne Weiber hast. Drum, Lucianus, schaffe das Uebertriebne und Tadelhafte weg! Denn es ist ja auch sonst deine Weise nicht. Du warst sonst eben nicht leicht und geschwind zum Loben geneigt; und ich weiß nicht, wie du so plötzlich verändert, es nun so überhäufst, und aus einem Sparer ein

Verschwen-

Verschwender in Lobsprüchen geworden bist. Doch schäme dich nur nicht, eine schon bekannt gemachte Schrift zu verbessern. Denn man sagt, auch Phidias habe es gethan, als er den Zeus zu Elis bildete. Er stand hinter der Thüre, als er das Werk zum erstenmale aufgedeckt zeigte, um zu hören, was man dran tadele oder lobe. Der tadelte die Nase, als zu dicke, jener das Gesicht, als zu lang, ein anderer aber wieder etwas anders. Als nun alle, die es betrachtet hatten, fort waren, schloß sich Phidias ein, verbesserte das Bild, und richtete es nach dem Sinne der meisten ein. Denn er hielt den Rath eines so zahlreichen Volkes, nicht für geringe, sondern glaubte, es sey nothwendig, daß viele mehr sehen könnten, als einer, wenn es auch Phidias wäre. — Das habe ich dir nun von ihr zu sagen: und ich ermahne dich auch noch dazu, als dein Freund, der dein Bestes wünschet.

Lucianus.

Ich habe es noch nicht gewußt, Polystratus, daß du ein solcher Redner bist. Du hast mir wenigstens eine so lange Rede, und so schwere Anklage wider meine Schrift überbracht, daß mir keine Hofnung zur Entschuldigung übrig gelassen ist, als nur die einzige, daß ihr sie nicht in gehöriger Form abgefaßt habt, und vornehmlich, daß du die Schrift, ohne Beystand, ohne Beyseyn eines Advocaten verdammt hast. Und ich glaube es ist, (nach jenem Sprichworte) etwas leichtes, den zu überwinden, der allein läuft. Drum ist es auch kein Wunder, wenn ich überwunden bin, da mir

mir weder Wasser eingegossen a), noch eine Vertheidigung zugestanden worden ist. Hierzu kömmt auch noch das allerseltsamste, daß ihr zugleich Kläger und Richter gewesen seyd. Was verlangst du nun? Soll ich, zufrieden mit den Aussprüchen, stille seyn? oder, wie der Dichter Himeräus eine Wiederrufung schreiben? Oder wollt ihr mir die Freyheit geben, mein Recht, vor einem andern Gerichte, zu suchen?

Polystratus.

Ja, beym Zeus! wenn du etwas gerechtes zu sagen hast. Denn du hast dich nicht gegen Feinde, sondern gegen Freunde zu vertheidigen. Ich bin auch bereit, bey diesem Handel dein Beystand zu seyn.

Lucianus.

Allein es ist etwas trauriges, daß ich meine Rechtfertigung nicht in ihrer Gegenwart vortragen kann; (denn das würde weit besser seyn) sondern mir anbefohlen ist, es jetzt zu thun. — Doch wenn du ihr meinen Auftrag eben so überbringen wolltest, als du mir den ihrigen überbracht hast, so wagte ich es, den Würfel zu werfen.

Polystratus.

Sey deswegen getrost, Lucianus. Du wirst an mir keinen schlechten Ueberbringer deiner Vertheidigung haben, wenn du dich nur bestrebst, dich kurz

a) Man goß, wenn jemand eine Sache vor Gerichte anzubringen, oder zu vertheidigen hatte, Wasser in eine Wasseruhr, welche die Zeit anzeigte, wie lange er sprechen konnte.

kurz auszudrücken, damit ich sie besser im Gedächtnisse behalten kann.

Lucianus.

Ob mir nun wohl, wider eine so heftige Anklage, eine sehr weitläuftige Rechtfertigung nöthig wäre, so will ich sie doch, deinetwegen abkürzen. Sage ihr also von mir folgendes. —

Polystratus.

Nein, Lucianus, du must sprechen, als ob sie gegenwärtig wäre; hernach will ich dich, gegen sie, nachahmen.

Lucianus.

Weil dirs nun so gefällt, Polystratus, so ist sie hier, hat auch das gesagt, was du mir von ihr gemeldet hast; und ich habe also die Gegenrede anzufangen. — Doch — denn dirs zu sagen, was mir wiederfahren ist, scheue ich mich nicht — Du weist nicht, wie du mir die Sache noch fürchterlicher gemacht hast — und wie du siehst, so schwitze ich schon, und fürchte mich — Es ist mir beynahe als ob ich sie selbst sähe, und das macht mir große Unruhe — Doch ich will anfangen, denn ich kann nicht entrinnen, weil sie schon hier ist.

Polystratus.

Und, beym Zevs! sie zeigt auf ihrem Gesichte viel Güte; denn sie ist ja, wie du siehst, heiter und sanftmüthig, drum kannst du deine Rede getrost anfangen.

Lucianus.

Ich habe dich, Vortreflichste der Weiber, wie du sagst, zu sehr und zu übermäßig gelobt; sehe

aber

aber nicht, daß ich dir ein so großes Lob beygelegt habe, als du dir selbst dadurch erwirbst, daß du die Ehrfurcht gegen die Gottheit so hochschätzest; welches vortreflicher ist, als alles, was ich von dir sagte. — Und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich aus Unwissenheit diese Schilderung von dir weggelassen habe; denn sonst würde ich an deren Statt keine andere entworfen haben. In dieser Betrachtung glaube ich also, daß die Lobsprüche nicht nur nicht übertrieben, sondern auch so gar nicht einmal nach Würden ausgedrückt worden sind. Erwäge daher die Größe dessen, was weggelassen worden, und von welcher Wichtigkeit es, zum Beweise guter Sitten, und einer richtigen Denkungsart ist. Denn wer die Verehrung der Gottheit, für kein Nebenwerk ansieht, der ist auch in menschlichen Angelegenheiten der vortreflichste. Müßte ich nun meine Schilderung verändern, und das Gemählde verbessern, so würde ich es nicht wagen, etwas davon wegzunehmen; sondern ich würde auch das, als das hauptsächlichste und vorzüglichste des ganzen Werkes noch hinzusetzen. Ob ich gleich bekenne, dir viel Dank schuldig zu seyn, daß du mein Lob deiner Bescheidenheit, und daß dich die Größe deines gegenwärtigen Zustandes nicht übermüthig macht, und mit Stolz erfüllt, durch deinen Tadel meines Werkes, wahr gemacht hast. Denn daß du dergleichen Lobsprüche nicht begierig ergreifst, sondern dich ihrer schämst, und sagst, sie übersteigen dein Verdienst, das ist ein Beweis deiner bescheidenen und herablassenden Denkungsart. Und du machst dich durch

solche Gesinnungen, gegen die Lobsprüche deiner Vorzüge, noch eines größern Ruhmes würdig. Denn es geht dir nach dem Ausspruche des Diogenes; der als man ihn fragte, wie man berühmt werden könne? sagte: Wenn man es zu verachten scheint. Und ich würde, wenn mich jemand fragte, wer das meiste Lob verdiene, sagen: die, welche nicht gelobt seyn wollen. Doch das gehört vielleicht itzt nicht zur Sache. Itzt muß ich mich vertheidigen, daß ich dich, als ich deine Gestalt schilderte, mit der Venus in Knidus und im Garten, und mit der Juno und Minerva verglichen habe. Das scheint dir übertrieben und unschicklich zu seyn. Ich will also hiervon sprechen, obgleich ein altes Sprüchwort sagt: Dichter und Mahler brauchen keine Rechenschaft zu geben. Und ich dächte, Lobredner sollten es noch weniger nöthig haben, zumal wenn sie so, wie ich, ganz behutsam auf der Erde bleiben, und sich nicht über die Schranken hinreißen lassen. Denn das Lob ist frey, und es ist ihm keine bestimmte Größe oder Kleinheit vorgeschrieben. Es sieht aber vornehmlich darauf, wie es am meisten Bewunderung erwecken, und den Gelobten berühmt machen möge. — Doch, diesen Weg werde ich nicht betreten, damit du nicht denkst, ich thue es in der Verlegenheit. — Ich sage dir nur, daß wir nur Stoff zu Lobreden haben, wenn es erlaubt ist, daß sich der Lobredner der Bilder und Vergleichungen bedienen darf. Denn es kömmt hauptsächlich darauf an, etwas wohl zu schildern. Man urtheilt aber, daß etwas wohl geschildert ist, nicht wenn

wenn jemand das was er lobt, mit ähnlichen, oder schlechtern Dingen vergleicht; sondern es so sehr als möglich, zu den vorzüglichern erhebt. Z. B. Wenn jemand einen Hund loben wollte, und sagte, er sey größer als ein Fuchs, oder eine Katze, würdest du wohl glauben, daß er zu loben wisse? Das würdest du nicht sagen! Er würde auch nichts großes an ihm rühmen, wenn er spräche, er sey einem Wolfe ähnlich. Allein, wie wird nun dem eigenen, des Lobes, ein Gnüge geleistet? Wenn man sagt, der Hund gleiche an Größe und Stärke dem Löwen. So wie der Dichter den Hund des Orion, als er ihn lobt, den Löwenbezwinger nennt. Denn das war das vollkommenste Lob des Hundes. Ferner, wenn jemand den Milon aus Krotonien, den Glaukus aus Karystien, oder den Polydamantes loben wollte, und sagte, er sey stärker gewesen, als eine Frau; würdest du nicht glauben, er verdiene, wegen einer so thörigten Art, zu loben, ausgelacht zu werden? Auch wenn er ihn rühmte, er sey besser, als ein anderer Mann, so würde doch das nicht gnug zum Lobe seyn. Allein wie lobt der berühmte Dichter den Glaukus? Er sagt, weder der mächtige Pollux, noch der eiserne Sohn der Alkmene habe die feindseligen Arme gegen ihn ausgestreckt. Siehst du, mit welchen Göttern er ihn vergleicht? Er hat ihn aber auch noch für besser, als sie selbst erklärt, und doch zürnte weder Glaukus, über Götter, die Aufseher der Kämpfer waren, erhoben zu werden, noch jene rächten sich, an den Glaukus, oder an den Dichter, als ob durch dieses Lob, ein Ver-

brechen begangen worden wäre; sondern beyde waren berühmt, und wurden von den Griechen geehrt. Glaukus wegen seiner Stärke, und der Dichter, nebst andern, auch vornehmlich, dieses Gedichts wegen. Du darfst dich also nicht wundern, daß ich, da ich dich loben wollte, (wie es dem Lobredner nothwendig war,) größere Muster, zum Grunde meiner Schilderung gelegt habe. Weil du aber auch die Schmeichler erwähnst; so muß ich dich zwar rühmen, daß du sie hassest, (denn das muß man thun!) dir aber den Unterschied, der sich zwischen dem Werke eines Lobredners, und dem Uebertriebnen des Schmeichlers befindet, zeigen und bestimmen. Der Schmeichler lobt, aus Eigennutz, ohne sich um die Warheit zu bekümmern, und denkt, er müsse alles unmäßig loben; lügt, und setzt das meiste aus eigener Erfindung hinzu. So daß er sich auch nicht scheuet, den Thersites für wohlgestalter, als den Achilles zu erklären; zu sagen, Nestor sey der jüngste des ganzen Heeres, vor Ilium. Er schwört, der Sohn des Krösus, höre genauer, als Melampus; und Iphnea sähe schärfer, als Lynceus, wenn er nur von den Lügen einen Gewinst hoffen kann. Der Lobredner aber lobt nur das eigenthümliche; lügt nichts, und setzt nicht hinzu, was nicht da ist; sondern vermehrt und vergrößert nur die guten Naturgaben, die da sind, wären sie auch nicht vorzüglich groß, durch Vergleichungen. Er wagt es, wenn er ein Pferd loben will, zu sagen, es sey von Natur leichter und schnellfüßiger als alle Thiere, die wir kennen, und laufe über die Knospen

der

der Binsen hin, ohne sie abzubrechen. Er wird sich auch nicht scheuen, den Lauf der Pferde mit dem Sturmwinde zu vergleichen, noch, wenn er ein schönes und aufs beste erbauetes Haus lobt, zu sagen: Eben so ist der innere Hof des olympischen Zevs. Der Schmeichler aber wird das auch, von der Hütte des Hirten sagen, wenn er nur von dem Hirten etwas zu bekommen hoft. Wie Cynäthus, der Schmeichler des Demetrius Poliorcetes, als er schon allen Stoff zur Schmeicheley verschwendet hatte, den vom Husten geplagten Demetrius lobte, daß er so geschickt ausspiee. Allein, das ist nicht das einzige Unterscheidungszeichen von beyden, daß Schmeichler sich nicht zu lügen scheuen, um den Leuten die sie loben, zu gefallen; und hingegen Lobredner sich bemühen, Eigenschaften, die wirklich da sind, zu erheben; sondern auch das macht keinen kleinen Unterschied unter beyden, daß Schmeichler ihre Vergrößerungen, so weit es ihnen nur möglich ist, treiben; Lobredner aber hierinne mäßig sind, und in den Schranken bleiben. Diese wenige, aus vielen genommene Beyspiele, der Schmeicheley und des Lobes, mögen dich bewegen, nicht alle, die dich rühmen, in Verdacht zu haben; sondern einen Unterschied zu machen, und jeden nach seinem Maasstabe zu messen. Halt also, wenn es dir so gefällig ist, die Kennzeichen von beyden, gegen das, was ich von dir gesagt habe, damit du erkennest, welchen ich ähnlich sey. Denn alsdenn wäre ich ein Gauckler, wenn ich von einer ungestalten gesagt hätte, sie sey dem Knidischen Bilde ähnlich;

und möchte für einen noch ärgern Schmeichler, als Cynäthus war, gehalten werden. Wenn ich es aber von der gesagt habe, die so ist, wie es alle wissen; so ist das bey keiner sehr großen Verschiedenheit gewagt. Vielleicht sagst du itzt, oder vielmehr, du hast es schon gesagt: Es soll dir zwar erlaubt seyn, die Schönheit zu loben, allein du must es auf eine untadelhafte Weise thun, und nicht eine Sterbliche mit Göttinnen vergleichen. Ich habe dich aber auch, (denn man hat mich herbeygeführt, die Warheit zu gestehen) Vortreflichste, nicht mit den Göttinnen selbst, sondern nur mit den von den besten Künstlern aus Steine, Metalle, oder Elfenbein verfertigten Werken, verglichen, und halte es nicht für etwas gottloses, das, was von Menschen gemacht ist, auch mit Menschen zu vergleichen. Es wäre denn, daß du glaubtest, das sey die wahre Minerva, die Phidias gebildet, oder die himmlische Venus, die Praxiteles, vor nicht vielen Jahren gemacht hat. Erwäge aber nur, ob das nicht unanständig wäre, so von Göttern zu denken; deren wahre Gestalten, glaube ich, keine menschliche Kunst nachahmen kann, Doch, hätte ich dich auch mit ihnen selbst verglichen, so wäre das nicht meine Erfindung; denn ich habe diese Bahn nicht zuerst betreten, sondern viele und gute Dichter, und vornehmlich dein Landsmann Homerus; den ich itzt zu meinem Beystand herbeyführe, und der nothwendig mit mir zugleich verdammt werden müßte. Ich will ihn also fragen, oder vielmehr dich an seiner Statt: (denn du hast, welches sehr zu bewundern ist, die schön-

sten

sten Stellen seines Gedichtes ins Gedächtniß gefaßt.) Was denkst du, wenn er von der gefangenen Briseis sagt, daß sie, ähnlich der goldenen Venus, den Patroklus betrauert habe; und bald drauf, nicht gnug, daß sie nur der Venus ähnlich seyn sollte, hinzusetzt: Man sagt, eine weinende Frau, gleiche den Göttinnen. Sagt er nun solche Dinge, so hasse auch ihn, und wirf das Buch weg, oder laß ihn frey loben. Allein, wenn du ihm auch nicht erlauben wolltest, was ihm so viele Jahrhunderte erlaubt haben, so wird ihn doch sonst niemand tadlen, noch es wagen, sein Bild mit Ruthen zu hauen, oder die unächten Stellen am Rande anzumerken. Ist es also jenem vergönnet, eine barbarische Frau, und noch dazu weinend, mit der goldenen Venus zu vergleichen; und ich soll nicht einmal, (damit ich nichts von der Schönheit erwähne, weil du das nicht hören kannst) eine Dame, die froh und heiter, (wie Menschen den Göttern ähnlich sind) ist, mit Bildern von Göttinnen vergleichen? — Betrachte nur, wie sehr er in der Schildrung des Agamemnon die Götter schont, da er ihm ihre Eigenschaften beylegt, ihn in Ansehung der Augen und des Kopfes, mit dem Zevs, des Gürtels, mit dem Mars, der Brust mit dem Neptunus vergleicht, und so den Menschen, nach den Bildern so vieler Götter zergliedert. Ein andermal spricht er von einem, er sey dem mörderischen Mars ähnlich, und ein anderer, einem andern; nennt den Sohn des Priamus, den göttlich gebildeten Phrygier; oft den Achilles, den gottähnlichen. — Doch ich gehe wie-

der zu weiblichen Beyspielen zurück. — Denn da hörst du ihn sagen: Aehnlich der Diana, oder der goldenen Venus — und, sie läuft über den Berg hin wie Diana — Er vergleicht aber nicht nur Menschen mit Göttern, sondern auch das Haar, des Euphorbus, mit den Grazien, und noch dazu, das in Blut getauchte Haar — Und so giebt es viele Stellen; so daß kein Theil des Gedichts anzutreffen ist, der nicht mit göttlichen Bildern ausgeschmückt wäre. Lösche also entweder diese aus, oder erlaube auch mir, ein gleiches zu wagen. Es ist aber auch etwas so untadelhaftes, sich der Bilder und Vergleichungen zu bedienen, daß sich sogar Homerus nicht scheuet, Lobsprüche der Göttinnen selbst, von niedrigern Dingen herzunehmen. So vergleicht er die Augen der Juno, mit Rinder Augen — nennt ein andermal die Venus, die, mit den violfarbenen Augenwimpern — und wer von allen, die mit dem Homerus nur ein wenig bekannt sind, kennt die, mit den Rosenfingern, nicht? — Doch das wäre noch mäßig gelobt, wenn von jemanden gesagt würde, er sey in Ansehung der Gestalt einem Gott ähnlich; allein wie viele sind nicht, die sich sogar nach Göttern nennen, die Dionysius, Hephästion, Zeno, Posidonius und Hermäus genennt werden? Auch die Gemahlin des Euagora, Königs der Cyprier, hieß Latona; und die Göttin zürnte darüber nicht, ob sie gleich Macht gehabt hätte, sie, wie die Niobe, in einen Stein zu verwandeln. Ich übergehe die Egyptier, die sich, ob sie gleich die abergläubigsten unter

unter allen Menschen sind, doch der Namen der Götter, bis zum Ekel bedienen. Beynahe ihre meisten Namen sind aus dem Himmel hergenommen. Drum hast du nicht nöthig, dich des Lobes wegen zu fürchten. Denn wäre auch in meiner Schrift etwas wider die Gottheit verbrochen, so bist du doch hierbey ganz unschuldig; es wäre denn, daß du dächtest, es sey ein Verbrechen, sie lesen zu hören. Mich werden die Götter strafen, wenn sie vor mir, den Homerus und andere Dichter gestraft haben. Das ist aber noch nicht geschehen, und auch den vortreflichsten der Philosophen, der den Menschen ein Bild Gottes nennte, haben sie nicht bestraft. — Ich könnte dir noch viel sagen, breche aber des Polystratus wegen ab, damit er alles, was gesagt worden ist, merken kann.

Polystratus.

Ich weiß nicht, Lucianus, ob mir das möglich ist. Denn du hast weit mehr gesprochen, als man dir Wasser eingegossen hat. Doch will ich mich bemühen, es im Gedächtnisse zu behalten; eile, wie du siehst, schon zu ihr hin, und habe die Ohren verstopft, damit mir nicht etwas anderes von ohngefähr hineinfällt, eine Unordnung verursachet, und macht, daß ich von den Zuhörern ausgepfiffen werde.

Lucianus.

Du wirst selbst Sorge dafür tragen, Polystratus, daß du aufs beste agirest. Ich aber will

mich itzt entfernen, weil ich dir doch nun einmal die Sache übergeben habe. Allein, wenn die Richter das Urtheil werden gesprochen haben, will ich wieder hier seyn, zu sehen, wie das Ende des Streites seyn wird.

Toxaris, oder Die Freundschaft.

Mnesippus.

Was sagst du, Toxaris? ihr Skythen bringt dem Orestes und dem Pylades Opfer, und haltet sie für Götter?

Toxaris.

Wir opfern, Mnesippus, wir opfern, nicht, weil wir sie für Götter, sondern für gute Menschen halten.

Mnesippus.

Ist denn bey euch der Gebrauch, auch guten Menschen nach ihrem Tode, so wie den Göttern Opfer zu bringen?

Toxaris.

Nicht nur das, sondern wir ehren sie auch mit Festen und Volksversammlungen.

Mnesip=

Mnesippus.

Was habt ihr denn von ihnen erhalten? Denn ihre Gnade zu erlangen, opfert ihr ihnen doch wohl nicht, weil sie tod sind.

Toxaris.

Das würde vielleicht nichts geringes seyn, wenn uns auch die Todten günstig wären. Wir glauben aber, es sey den Lebenden zuträglich, daß wir das Andenken vortreflicher Männer erhalten, und die Verstorbenen ehren; weil wir denken, es werde bey vielen von uns, die Begierde, ihnen ähnlich zu werden, erwecken.

Mnesippus.

Ihr urtheilt wohl ganz recht; allein weswegen bewundert ihr den Orestes und den Pylades so sehr, daß ihr sie als Götter ehrt, da sie doch bey euch fremde, und was noch mehr ist, eure Feinde waren? Leute, die durch Schifbruch ans Land geworfen, von den Skythen gefangen genommen, der Diana geopfert zu werden fortgeführt, und den Wächtern des Gefängnisses übergeben; den Kerker erbrachen, den König ermordeten, die Priesterin mit sich nahmen, so gar die Diana selbst mit fortführten, absegelten, und über das bey den Skythen eingeführte Gesetz lachten. — So daß, wenn ihr Leute, solcher Thaten wegen, ehrt, ihr es nicht werdet vermeiden können, daß euch nicht noch viele ein gleiches thun. Seht nur selbst von itzt an, bis in die ältesten Zeiten zurück, ob es euch Vortheil gebracht hat, daß so viele Oreste und Pylade bey euch angelandet sind. Ihr scheint mir einmal, (weil die übrigen Götter auf eine ähn-

liche Weise, als Diana, aus eurem Lande weggewandert waren,) so ohne Gottesdienst und Götter gewesen zu seyn, daß ihr, wie ich vermuthe, statt aller Götter, Menschen, die nach jener Auszuge zu euch kamen, vergöttert, und Leuten, die eure Tempel beraubt hatten, Opfer gleich den Göttern gebracht habt. Denn wenn ihr den Orestes und den Pylades nicht deswegen verehrt, Toxaris, sondern weil sie euch sonst eine Wohlthat erwiesen hatten, warum habt ihr sie nicht zuvor für Götter erklärt? sondern opfert ihnen vielmehr itzt, haltet sie für Götter, und bringet denen, die beynahe selbst Opfer geworden wären, Opfer. Welches mir lächerlich, und das Gegentheil von dem zu seyn scheint, was du zuvor gesagt hast.

Toxaris.

Auch die Thaten, Mnesippus, die du von diesen Männern erwähnst, sind rühmlich! Denn, ihrer zwey nur, ein so großes Wagstück zu unternehmen, so weit von ihrer Heimat wegzugehen, nach den Pontus zu segeln, der damals den Griechen, (die Krieger ausgenommen, die auf dem Argo nach Kolchis überschiften,) noch unbekannt war; sich weder vor dem, was von ihm erzählt ward, zu entsetzen, noch seinen Beynamen, weil er (vermuthlich der wilden umherwohnenden Völker wegen,) der Unsichre hieß, zu fürchten, — und schon gefangen genommen, eine so tapfere That zu verrichten; sich nicht zu begnügen, daß sie erhalten worden, sondern sich auch für den Schimpf an den Könige zu rächen, die Diana wegzunehmen und abzusegeln. — Sollten solche Thaten nicht von allen,

allen, die Tapferkeit rühmen, für bewundernswürdig und einer göttlichen Ehrenbezeigung werthgeschätzt werden? Gleichwohl halten wir den Orestes und den Pylades, nicht in dieser Betrachtung, für Halbgötter.

Mnesippus.

So sage mir doch, was sie sonst verehrenswürdiges und göttliches verrichtet haben? Denn was die Schiffahrt und die Entfernung vom Vaterlande anbelangt, so könnte ich dir noch viel göttlichere Kaufleute, und unter diesen, vornehmlich die Phönicier, anzeigen, die nicht nur durch den Pontus bis Mäotis und den Bosphorus, sondern auch durch das ganze griechische und barische Meer schiffen. Denn sie durchsuchen jedes Jahr, so zu sagen, alle Ufer und Seeküsten, und kehren nur im späten Herbste nach ihrer Heimat zurück. Du must also, aus eben diesen Grunde, auch die, unter welchen vielleicht viel Eßigkrämer und Heringshändler sind, für Götter halten.

Toxaris.

Höre also an, wunderbarer Mann, und erwäge, wie viel besser wir Barbaren, gute Menschen zu schätzen wissen, als ihr. Da Orestes und Pylades in Argos und Mycenä nicht einmal ein ansehnliches Grabmal haben; bey uns hingegen, ihr, ihnen als Freunden, gemeinschaftlich geheiligter Tempel, zu sehen ist, wo wir ihnen opfern, und alle andere Verehrung erweisen. Weil wir sie, ob sie gleich Fremde und keine Skythen waren, für rechtschafne Männer erklärt haben. Denn wir, untersuchen nicht, wo vortrefliche und gute

Leute

Leute her sind, noch beneiden wir sie, weil sie unsere Feinde sind, wenn sie gut handlen. Wir loben was sie thun, und sehen sie, ihrer Thaten wegen, für unsere Angehörigen an. Weswegen wir aber jene am meisten bewundern, ist, daß sie uns die besten Freunde unter allen gewesen zu seyn, und andern ein Beyspiel gegeben zu haben scheinen, wie unter Freunden, alle Glücksumstände gemein seyn müssen, um von den angesehensten der Skythen verehrt zu werden. Unsere Voreltern haben alles, was sie mit einander, und für einander erlitten haben, auf eine metallene Seule schreiben, sie in den Tempel des Orestes setzen lassen, und eine Verordnung gegeben, daß die Erzählung der Aufschrift dieser Seule, der erste Unterricht, und die erste Anweisung für ihre Kinder seyn soll. Damit sie eher den Namen ihres eigenen Vaters nicht wüßten, als die Thaten des Orestes und des Pylades nicht kennten. Auch an der Mauer des Tempels, wird eben das, was die Seule bekannt macht, in Bildern alter Künstler gezeigt. Orestes schiffend zugleich mit seinem Freunde — hernach als das Schiff an den Klippen scheiterte — gefangen genommen — zum Opfer geschmückt — und Iphigenia die sich ihnen schon nahet. Gegenüber, an der andern Seite der Mauer, wird er schon der Fesseln entledigt vorgestellt, wie er den Thoant und viele andere Skythen tödet — und endlich, wie sie absegeln, und die Iphigenia und die Göttin mit sich nehmen; die Skythen aber das schon abfahrende Schiff anfallen, sich an die Ruder hängen, hineinzusteigen versuchen, —

und

und wie hernach, weil sie nichts ausrichten können, manche verwundet, andere aus Furcht es zu werden, ans Land zurückschwimmen. Man kann auch ihre Zuneigung gegen einander im Kampfe wieder die Skythen sehr deutlich erkennen. Denn der Mahler hat sie dargestellt, wie jeder von beyden, sich nicht um die auf ihn eindringenden Feinde, bekümmert, sondern sich nur bestrebt, sich den Feinden des andern zu widersetzen, die nach ihm abgedrückten Pfeile aufzufangen, es für nichts achtet, zu sterben, wenn er nur den Freund retten kann, und den auf ihn gerichteten Hieb, mit seinen eigenen Körper auffängt. Wir glauben ihre so große Liebe, Theilnehmung in Gefahren, Treue, innige Freundschaft; ihre so wahre und beständige Zärtlichkeit gegen einander, sey nichts menschliches, sondern einer bessern Seele eigen, als gemeine Menschen besitzen. Die, so lange ein günstiger Wind die Fahrt beglückt, zürnen, wenn ihre Freunde sie nicht an allen Freuden, gleichen Antheil nehmen lassen; sich aber entfernen, so bald ihren Freunden der Wind ein wenig zuwieder ist, und sie in Gefahren allein lassen. Denn die Skythen schätzen, wie du weißt, nichts höher, als die Freundschaft, und ein Skythe erlangt durch nichts mehr Ruhm, als wenn er Arbeiten und Gefahren mit seinem Freunde theilet; so wie nichts bey uns ein so großer Schimpf ist, als für einen Verräther der Freundschaft gehalten zu werden. Deswegen nun verehren wir den Orestes und den Pylades, weil sie in den Tugenden der Skythen die vollkommensten, und in der Freundschaft die vortref-

vortreflichsten gewesen sind; welches wir mehr als alles bewundern. Drum haben wir ihnen auch den Beynamen gegeben, daß sie Koraci genennt werden, welches in unserer Sprache so viel als Schutzgötter der Freundschaft heist.

Mnesippus.

Warhaftig, Toxaris, die Skythen sind nicht nur gute Schützen, und in der Kriegskunst vortreflich, sondern auch in der Kunst zu überreden, die allergeschicktesten. Denn itzt scheint ihr mir, den Orestes und den Pylades mit Rechte vergöttert zu haben, ob ich gleich sonst ganz anders davon dachte. Ich wuste auch nicht, vortrefflicher Mann, daß du ein so guter Mahler bist. Wenigstens hast du mir die Bilder im Tempel des Orestes, den Kampf der Männer, und ihre für einander erhaltenen Wunden, sehr deutlich gezeigt. Ich hätte aber nicht gedacht, daß die Freundschaft jemals bey den Skythen könnte so hoch geschätzt worden seyn; sondern dachte, Leute, die herumziehen und ungesittet sind, lebten stets in Feindschaft Haß und Zwietracht, und könnten nicht einmal, gegen ihre nächste Angehörige Freundschaft hegen. Welches ich so wohl aus andern Dingen, die ich von ihnen gehört habe, als auch daraus schloß, daß sie ihre verstorbenen Eltern essen.

Toxaris.

Ob wir gleich, wie in andern Dingen, so auch in Ansehung des Betragens gegen die Eltern, gerechter und frömmer, als die Griechen sind, so will ich doch hierüber itzt nicht mit dir streiten; daß aber skythische Freunde weit getreuer sind, als griechi-

griechische, und daß man bey uns mehr Bewegungsgründe zur Freundschaft hat, als bey euch, ist leicht zu beweisen. Und bey den Göttern! werde nicht verdrüßlich es anzuhören, wenn ich dir sage, was ich in der langen Zeit, da ich bey euch gewesen bin, bemerkt habe. Ihr scheint mir von der Freundschaft besser als alle andere sprechen zu können; allein ihre Werke, nicht der Würde der Worte gemäß, auszuüben; sondern es für hinreichend zu halten, sie nur zu loben und zu zeigen, welch ein großes Guth sie ist. In wiedrigen Umständen werdet ihr euren Reden ungetreu, und entrinnet, ich weiß nicht wie, mitten aus den Werken. Werden euch in der Tragödie solche Freundschaften auf der Scene gezeigt, so lobt ihr sie, gebt euren Beyfall, und weint oft über die, welche sich für einander in Gefahr begeben haben; ihr selbst aber wagt es nicht, etwas lobenswürdiges für Freunde zu thun; sondern, wenn irgend ein Freund in Nöthen ist, so sind jene häufige tragische Vorstellungen, weit von euch entflohen, verschwinden also bald gänzlich wie ein Traum, und lassen euch, leeren und stummen Larven ähnlich, zurück; die mit offenen und weitaufgesperrten Munde nicht das geringste sprechen. Wir aber, im Gegentheile, müssen euch eben so sehr im Sprechen von der Freundschaft den Vorzug lassen, als wir euch, in ihrer Ausübung übertreffen. Gefällt es dir nun, so wollen wir es itzt so machen: Die alten Freunde wollen wir ruhen lassen, wenn wir gleich einige aus den vorigen Zeiten von uns, oder euch herrechnen könnten; weil ihr hier wohl den

Vorzug

Vorzug haben möchtet, da ihr so viele Dichter als glaubwürdige Zeugen anführen könnt, welche die Freundschaft des Achilles und des Patroklus, des Theseus und des Pirithous, und die Vertraulichkeit anderer, in schönen und artigen Gedichten besungen haben. Wir wollen nur einige aus unsern Zeiten anführen, und ihre Handlungen erzählen. Ich die Skythischen, du aber die Griechischen. Wer nun den Vorzug erhält, daß er die besten Freunde dargestellt hat, der soll auch Sieger seyn, und seinen Sieg bekannt machen, weil er den schönsten und rühmlichsten Kampf gekämpft hat. So daß ich mir lieber, im Zweykampfe überwunden, die rechte Hand abhauen lassen, (welches bey den Skythen die Strafe der Ueberwundenen ist,) als in der Freundschaft für schlechter, als ein anderer erkannt werden wollte; vornehmlich schlechter als ein Grieche, da ich selbst ein Skythe bin.

Mnesippus.

Es ist zwar, Toxaris, kein geringes Unternehmen mit dir, einem solchen Krieger, einen Zweykampf zu wagen; da du mit einer so geübten und eindringenden Beredsamkeit versehen bist. Doch will ich auch nicht niederträchtiger Weise so geschwind das ganze Griechenland aufgeben und dir weichen. Denn es wäre etwas sehr erschreckliches, wenn sonst viel Skythen von jenen zwey Männern überwunden worden sind; wie die Geschichte und eure alte Gemählde zu erkennen geben, von welchen du so eben sehr schön und tragisch gesprochen hast; und itzt alle Griechen, so viele

Völker=

Völkerschaften und Städte, von dir ganz allein besiegt werden sollten. Denn sollte das geschehen, so gebührte es sich, mir nicht, wie es bey euch geschicht, die rechte Hand, sondern die Zunge abzuhauen. — Wollen wir aber wohl die Handlungen der Freundschaft auf eine gewisse Zahl einschränken, oder soll der, welcher die meisten anführen kann, auch für fähiger, den Sieg zu erlangen, angesehen werden?

Toxaris.

Nein, der Sieg soll nicht von der Menge, sondern von der Vortreflichkeit der Handlungen abhängen; und sollten die deinigen eindringender als die meinigen scheinen, wenn sie einander auch an der Zahl gleich sind, so werden sie mir ganz gewiß tödlichere Wunden verursachen, und ich werde mich den Streichen zuerst ergeben.

Mnesippus.

Du hast wohl gesprochen. Wie viele wollen wir also dazu bestimmen?

Toxaris.

Ich dächte von jeder Seite fünfe.

Mnesippus.

Das dächte ich auch. Mache du den Anfang. Schwöre mir aber zuvor, daß du die Warheit sagen willst. Denn sonst ist es etwas leichtes, dergleichen Handlungen zu erdichten, weil man ihre Falschheit nicht erweisen kann. Hast du aber geschworen, so kannst du, ohne gottlos zu seyn, nicht unwahr reden.

 Toxaris.

Toxaris.

Wir wollen schwören, weil du einen Schwur für nothwendig hältst.

Mnesippus.

Bey welchem denn wohl von unsern Göttern? Ist der Beschützer der Freundschaft dazu schicklich?

Toxaris.

Sehr gut. Auch ich werde dir bey dem Gott unsers Landes, in meiner eigenen Sprache schwören.

Mnesippus.

Zevs Philius! soll es also wissen, daß ich warhaftig, alles, was ich zu dir sage, entweder selbst gesehen, oder von andern, so genau als möglich war, erfahren habe; und daß ich nichts durch eigene Erfindung vergrößern will. — Zuerst will ich dir von der Freundschaft des Agathokles und des Dinias erzählen, die unter den Joniern berühmt gewesen ist. Denn der Samier Agathokles hat vor nicht sehr langer Zeit gelebt, und war in der Freundschaft vortrefflich; ob er gleich übrigens, so wohl in Ansehung des Geschlechts, als des Vermögens, keine Vorzüge vor den gemeinen Samiern hatte. Er war ein Freund des Ephesers Dinias, des Lysion Sohn, von ihrer beyden Kindheit an. Dinias war übermäßig reich, und hatte, wie es bey jungen Reichen zu geschehen pflegt, vielerley Leute um sich, die geschickt mit ihm zu trinken, und der Ergötzlichkeiten zu geniessen, von der Freundschaft aber sehr weit entfernt waren. Eine Zeitlang befand sich Agathokles auch unter ihnen, ging mit ihnen um, trank mit ihnen, doch

doch ohne sich sehr über eine solche Lebensart zu erfreuen, und ward von dem Dinias nichts höher, als die Schmeichler geschätzt. Weil er aber oft schalt, ward er endlich dem Dinias anstößig, dem es lästig schien, daß er ihn oft an seine Voreltern erinnerte, und ihn ermahnte, das zu bewahren, was sein Vater mit so vieler Mühe erworben, hinterlassen hatte. Dinias zog ihn deswegen nicht mehr zu seinen Schmausereyen, sondern schwelgte allein mit den Schmeichlern, weil es Agathokles nicht wissen sollte. Dieser Elende ward also einmal von den Schmeichlern überredet, er werde von der Chariklea, der Frau des Demonax eines vornehmen Mannes, der unter den Ephesern die ansehnlichsten Aemter bekleidete, geliebt. Er erhielt von der Frau viele Briefgen, halbverwelkte Blumenkränze, angebissene Aepfel und andere Dinge mehr, welche Kupler wider junge Leute erfinden, um ihnen durch ihre Kunstgriffe nach und nach Liebe einzuflößen, und sie zuerst durch die Einbildung geliebt zu werden, zu entzünden. Denn das ist für junge Leute, die sich für schön halten, das allerverführerischte, so, daß sie ohne Ueberlegung ins Netz fallen. Chariklea war eine Frau, die zu leben wuste, und im höchsten Grade buhlerisch, jedem der ihr vorkam, sogleich alles bewilligte, er mochte auch noch so viel verlangen, oder sie nur ansehen; nie war zu fürchten daß Chariklea etwas versagen möchte. Auch in der Kunst, Liebhaber an sich zu ziehen, einen, der noch unentschlossen war, unter ihr Joch zu bringen, den, der schon in ihrer Gewalt war, bald durch Zorn,

bald durch Schmeicheley, und bald durch Eyfersucht, da sie sich stellte, einem andern geneigt zu werden, noch mehr zu entzünden, übertraf sie alle öffentliche Bulerinnen; suchte alles auf, und erfand mancherley Fallstricke für Liebhaber. Mit dieser Frau vereinigten sich die Schmeichler wider den Jüngling, und spielten vielerley Rollen, ihn zur Liebe gegen sie zu reitzen. Sie hatte schon viele junge Leute ins Verderben gestürzt, sich tausendmal verliebt gestellt, und reiche Häuser zu Grunde gerichtet, (eine mannichfaltige, und oft ausgeübte Bosheit!) weil sie einen unschuldigen und in solchen Künsten unerfahrnen Jüngling, den sie einmal in ihre Gewalt bekommen hatte, nicht wieder aus ihren Klauen losließ. Allein als sie nun überall aufstellte, zu fangen suchte, und schon alles was sie wollte, ausrichten konnte, gerieth sie durch ihre Jagd selbst ins Verderben, und ward dem unglücklichen Dinias, eine Ursache unzählicher Uebel. — Anfangs schickte sie bald Briefgen, bald die Magd zu ihm, die ihm erzählte, wie sie weine und nicht schlafen könne, und endlich, daß sich die Elende für Liebe aufhängen wolle; bis der Jüngling überredet ward, er sey schön, und werde von den Ephesischen Weibern bewundert. Drauf ward er, durch vieles Bitten, zur Zusammenkunft mit ihr bewegt. Und nun war es, wie man wohl denken kann, etwas leichtes, daß er von einer schönen Frau gefesselt ward, die ihn auf eine wollüstige Weise zu unterhalten, zur gelegenen Zeit zu weinen, im Sprechen kläglich zu seufzen, ihn wenn er fortging zurückzuhalten, wenn

er

er kam, ihm entgegen zu laufen, und sich so zu schmücken wußte, wie sie am meisten gefallen konnte. Sie sang auch wohl, und spielte die Cither dazu. Aller dieser Künste bediente sie sich gegen den Dinias, und als sie merkte, daß er sich in einem quälenden Zustande befand, und für Liebe schon ganz zerweicht und zerschmolzen war, ersann sie noch etwas, um den Elenden völlig zu Grunde zu richten. Sie stellte sich schwanger, (welches hinreichend ist, einen närrischen Liebhaber noch mehr zu entflammen,) und kam nicht mehr zu ihm, unter dem Vorwande, ihr Mann beobachte sie, weil er ihre Liebe erfahren habe. Ihm war das nun unerträglich, er konnte nicht leben, ohne sie zu sehen, weinte, ließ die Schmeichler rufen, rief die Chariklea beym Namen, umarmte ihr Bild, das von weißen Marmor war; heulte endlich laut, warf sich auf die Erde, wälzte sich herum, und betrug sich vollkommen, als ein rasender. Nun waren seine Gegengeschenke nicht mehr Kleinigkeiten für Aepfel und Blumenkränze, sondern große Häuser, Landgüther, Sclavinnen, gestickte Kleider und Gold, so viel sie haben wollte. Kurz, das Haus des Lysion, welches das edelste in Jonien gewesen war, ward bald erschöpft und ausgeleert. Als er nun ganz ausgesogen war, verließ sie ihn, trachtete einem jungen sehr reichen Kretenser nach, hing sich an ihm, schien ihn zu lieben, und er glaubte es. Dinias, der nicht nur von der Chariklea, sondern auch von den Schmeichlern verlassen ward, (die sich auch zum Kretensischen Liebhaber begeben hatten,)

ten,) ging nun zum Agathokles, dem es schon lange bekannt war, wie schlecht seine Angelegenheiten stunden. Anfangs zwar schämte er sich, doch endlich erzählte er ihm alles: Seine Liebe, Armuth, die Verachtung der Frau, und wie der Kretenser sein Nebenbuhler sey; mit dem Zusatze, daß er, ohne den Umgang mit der Chariklea nicht leben könne. Agathokles glaubte, es sey itzt nicht die rechte Zeit, ihm Vorwürfe zu machen, warum er von seinen Freunden nur ihn allein nicht zu sich kommen lassen, und die Schmeichler ihm vorgezogen habe; verkaufte sein väterliches Haus, sein einziges Guth, das er in Samos besaß, und brachte ihm das dafür erhaltene Geld, welches drey Talente waren. Dinias nahm sie, und der Chariklea blieb es nicht lange unbekant, daß er wieder von neuen schön geworden war. Er sahe die Magd, die Briefgen wieder, und ward gescholten, daß er in einer so langen Zeit nicht zu ihr gekommen sey. Die Schmeichler liefen herbey, ihn zu betrügen, weil sie sahen, daß es noch etwas bey ihm zu essen gab. Als er nun versprochen hatte, zur Chariklea zu kommen, und um die Zeit des ersten Schlafes zu ihr kam, war Demonax ihr Mann bey ihr; (entweder weil er es sonst gemerkt, oder mit der Frau so abgeredet hatte, denn man sagt beydes) überfiel ihn, gleich als aus einem Hinterhalte, befahl die Hausthüre zu verschließen, und den Dinias zu ergreifen; drohete ihm mit Feuer und Ruthen, und zog den Degen gegen ihn, als einen Ehebrecher. Dinias aber, der einsahe, in welcher Gefahr er war, ergrif eine Brechstange,

die

die nicht weit von ihm lag, tödtete den Demonax durch einen Schlag an den Schlaf, und auch die Chariklea; doch die nicht mit einem, sondern durch viele wiederholte Schläge, mit dem Brecheisen, und endlich mit dem Degen des Demonax. Die Sclaven stunden unterdessen für Entsetzen, über eine so unerhörte That, ganz verstummt da, bemüheten sich aber hernach seiner habhaft zu werden; doch als er auch auf sie mit dem Degen eindrang, nahmen sie die Flucht. Dinias entrann, nach einer so verwegenen That, ohne daß es jemand gewahr ward, und blieb, bis zum folgenden Morgen, bey dem Agathokles, dem er erzählte, was geschehen war, und mit ihm überlegte, was wohl daraus erfolgen könnte. Mit Anbruche des Tages aber, waren schon Soldaten da, (denn die Sache war bereits bekannt worden,) nahmen den Dinias gefangen, der den Mord nicht leugnete, und führten ihn zum Statthalter von Asien. Der schickte ihn zum großen Könige, und bald darauf ward er nach Gyarus, einer der Cycladischen Inseln verbannt, wo er auf Befehl des Königs, Zeitlebens bleiben mußte. Agathokles, der stets bey ihm blieb, ging auch mit hinüber nach Italien, war unter allen Freunden der einzige, der ihn mit vor Gerichte begleitete, und keine Pflicht gegen ihn unterließ. Dinias ward auch nicht, als man ihn zur Verbannung verurtheilt hatte, von diesem Freunde verlassen: der sich selbst dazu verdammte, in Gyarus zu bleiben, mit ihm im Elende zu leben; und sich, als sie nichts mehr hatten, wovon sie leben konnten, bey den Purpurschnecken-

fischern vermiethete, mit ihnen unter das Wasser tauchte, und das, was er dafür bekam, dem Dinias brachte. Er verpflegte ihn auch, als er sehr lange krank lag, und wollte als er gestorben war, nicht wieder in sein Vaterland zurückgehen; sondern blieb auf der Insel, weil er sich so gar den verstorbnen Freund zu verlassen schämte. — Hier siehst du nun die Handlung eines griechischen Freundes, die nicht vor allzu langer Zeit geschehen ist. Denn ich weiß nicht, ob fünf Jahre verflossen sind, seit Agathokles in Gyarus gestorben ist.

Toxaris.

Ich wünschte, Mnesippus, du hättest diese Geschichte erzählt, ohne zuvor geschworen zu haben, damit ich an ihrer Warheit zweifeln dürfte; so sehr, einem scythischen Freunde ähnlich, hast du den Agathokles beschrieben. Ich fürchte aber auch, du wirst noch einen andern anführen, der ihm gleich ist.

Mnesippus.

So höre also von dem zweyten, Toxaris, dem Euthydikus, einem Chalcidenser, von welchem mir Simylus ein megarischer Schiffer erzählte, und dazu schwor, er habe die Begebenheit selbst gesehen. Denn er sagte, er sey, um die Zeit des Unterganges der Pleiaden, aus Italien nach Athen geschift, um allerley Leute überzubringen. Unter diesen sey Euthydikus gewesen, und mit ihm Damon, ein Chalcidenser, sein Freund. Beyde vom gleichen Alter, doch Euthydikus gesund und stark, Damon hingegen blaß und schwächlich, als ob er

nur vor kurzem von einer langen Krankheit genesen wäre. Bis Sicilien, sagte Simylus, hätten sie eine glückliche Fahrt gehabt, als sie aber schon durch die Meerenge hindurch, und im Jonischen Meere gewesen wären, habe sie ein sehr großer Sturm überfallen, — Doch wer kann das alles beschreiben! Die ungeheuern Wellen, die Wirbelwinde, den Hagel und alle andere Uebel, die einen Seesturm begleiten — Als sie nun, mitten in der Nacht, schon nahe bey Zacynthus gewesen, nur noch mit der entblößten Segelstange geschift, und einige herumgewundene Taue angezogen gehabt, um die Gewaltsamkeit des Sturmes aufzuhalten; habe sich Damon, dem, von dem starken Schwanken des Schiffes, übel geworden, ins Meer hinunter gebückt, um zu speien, sey aber, weil vermuthlich das Schiff stärker auf die Seite geneigt worden, auf welcher er sich hinausgebückt, und die Wellen zugleich mit dran gestoßen, auf den Kopf ins Meer gestürzt. Der Unglückliche sey auch nicht entkleidet gewesen, um leichter schwimmen zu können; sondern habe, im Begriffe zu ersaufen geschrieen, und sich mit Mühe über die Wellen halten können. Als das Euthydikus, der entkleidet auf der Streue gelegen, gehört, habe er sich ins Meer geworfen, den schon ganz entkräfteten Damon ergriffen, (welches man sehr deutlich sehen können, weil der Mond helle geschienen,) sey neben ihm hergeschwommen, und habe ihm das Schwimmen erleichtert. Sie hätten ihnen zwar aus Mitleid mit ihrem Unglücke gerne helfen wollen, es sey ihnen aber nicht möglich gewesen,

denn sie wären von einem stärkern Winde fortgetrieben worden. Nur hätten sie ihnen noch viel Korkholz und einige Stangen zugeworfen, damit sie, wenn sie vielleicht etwas davon erreichten, drauf heraus schwimmen könnten; ja endlich auch, die ziemlich große Schifsleiter. — Erwäge also, bey den Göttern! ob man wohl einen stärkern Beweiß der Gewogenheit, gegen einen Freund, der des Nachts in ein so stürmisches Meer gefallen ist, geben könne, als den Tod mit ihm theilen. Stelle dir nur vor Augen: Die Empörung der Wellen, — das Rauschen des Wassers das Ruder verursachen, — den umhersprudelnden Schaum, — Nacht und Verzweifelung — hernach jenen, der im Begriffe zu ersticken ist, den Kopf kaum über dem Wasser erhalten kann, und die Hände nach seinem Freunde ausstreckt — den aber, wie er sogleich ins Meer springt, mit ihm schwimmt, und sich nur fürchtet, daß Damon vor ihm umkommen möchte. — So wirst du einsehen, daß ich dir an dem Euthydikus keinen unedlen Freund beschrieben habe.

Toxaris.

Ob diese Leute wohl ertrunken, oder ob sie von ohngefehr erhalten worden sind, Mnesippus? Denn ich bin ihrentwegen in Furcht.

Mnesippus.

Fürchte nichts, Toxaris, sie sind gerettet, und leben beyde noch itzt, als Philosophen zu Athen. Simylus erzählte mir zwar nur, was er des Nachts gesehen hatte: Das Hineinstürzen des einen,

einen, das Nachspringen des andern, und ihr Fortschwimmen, so weit man des Nachts sehen konnte. Was aber hernach geschah, das haben mir Bekannte, von dem Euthydikus selbst erzählt. Und zwar, daß sie erstlich auf einiges Korkholz geriethen, auf welches gestüzt, sie mit vieler Mühe fortschwimmen konnten; worauf sie, schon gegen Morgen, die Schifsleiter erblickten, nach ihr zuschwammen, und auf ihr war es etwas leichtes bey Zacynthus anzulanden. Nach diesen nun, welches, wie ich wohl sagen kann, keine schlechte Freunde sind, höre auch noch von dem dritten, der nichts schlechter als sie ist. — Eudamidas ein Korinthier, hatte den Aretäus aus Korinth, und den Charixenus aus Sicyonien zu Freunden, die reich waren, er selbst aber war arm; als er nun starb, hinterließ er einen letzten Willen, der andern zwar lächerlich scheinen möchte, ich weis aber nicht, ob auch dir, einem so rechtschafnen Manne, der die Freundschaft so hochhält, und um ihre vorzüglichsten Verdienste streitet. Denn in diesem letzten Willen hatte er geschrieben: Dem Aretäus lasse ich meine Mutter sie zu ernähren, und im Alter zu verpflegen; dem Charixenus aber, meine Tochter, sie mit einem so großen Brautschatze auszustatten, als ihm möglich ist. (die Mutter war alt, und die Tochter völlig erwachsen) Stirbt aber unterdessen einer von beyden, so soll der andere, dessen Antheil noch dazu haben. Alle die es lasen, und des Eudamidas Armuth kannten, doch von seiner Freundschaft, mit diesen Leuten nichts wußten, hielten die Sache für einen Scherz, und kei-

ner

ner ging fort, ohne zu lachen, und man sagte: Aretäus und Charixenus wären sehr glücklich, ein Vermächtniß von dem Eudamidas zu erhalten, durch welches sie, als lebende, dem Verstorbnen die Erbschaft auszahlen müßten. Allein die ernannten Erben kamen, so bald sie es hörten, und erfüllten, was ihnen der letzte Wille auflegte. Charixenus starb zwar fünf Tage drauf, Aretäus aber, der nun Universalerbe geworden war, übernahm nun so wohl jenes Antheil, als auch seinen eignen, verpflegte des Eudamidas Mutter, und stattete seine Tochter vor kurzen aus, da er von fünf Talenten, die er besaß, zwey seiner eigenen Tochter, und zwey der Tochter seines Freundes gab, und für gut fand, beyder Hochzeiten an einem Tage anzustellen. — Was denkst du nun von dem Aretäus, Toxaris? Hat er wohl nur einen schlechten Beweiß der Freundschaft gegeben, daß er sich nicht weigerte von einem Freunde, eine solche Erbschaft anzutreten? Oder wollen wir ihn unter die vollkommenen Freunde zählen, daß er einer der fünfe sey?

Toxaris.

Er ist zwar ein vortreflicher Mann, ich aber bewundere den Eudamidas, seines, gegen seine Freunde gehabten Zutrauens wegen, noch vielmehr. Denn er giebt dadurch zu erkennen, daß er ihnen selbst, ein gleiches erwiesen haben würde, ohne daß man es ihm im Testamente aufgetragen hätte; und ist also den andern vorzuziehen, ob man ihm gleich keine solche Erbschaft vermacht hat.

Mnesippus.

Du hast Recht. Ich will dir also von dem Vierten erzählen. — Es ist Zenothemis, der Maßilienser, ein Sohn des Charmoleus, der mir gezeigt ward, als ich mich, von meinem Vaterlande abgeschickt, in Italien aufhielt. Der Mann schien mir schön, wohlgewachsen und reich zu seyn. Er fuhr auf einem Wagen, neben ihm aber saß eine Frau, von einem abscheulichen Ansehen. Ihre rechte Seite war vertrocknet, das Auge ausgeschlagen; ein gänzlich verunstaltetes fürchterliches Schreckenbild! Als ich mich nun wunderte, wie ein so schöner und artiger Mann es leiden könne, daß eine solche Frau mit ihm führe, erzählte mir der, welcher ihn mir gezeigt hatte, die Nothwendigkeit dieser Heurath, weil ihm alles sehr genau bekannt war; denn er war selbst ein Maßilienser. Zenothemis, sagte er, war ein Freund des Menekrates, des Vaters dieser ungestalten Frau, und beyde waren einander am Reichthume und Ansehn gleich. Nach einiger Zeit aber, ward Menekrates, durch den Ausspruch der sechshundert Männer, seines ganzen Vermögens und aller Ehre verlustig erklärt, weil er ein ungerechtes Urtheil gefällt hatte. Denn so bestrafen es die Maßilienser, wenn jemand widerrechtlich urtheilt. Dem Menekrates that diese Verurtheilung weh, weil er aus einem reichen und geehrten Manne, so plötzlich arm und verachtet worden war. Vornehmlich gieng ihm diese Tochter nahe, die erwachsen und achtzehn Jahre alt, auch bey dem Vermögen des Vaters, das er vor der Verurtheilung besaß,

saß, nicht leicht ein armer von guter Geburt verlangt haben würde; weil sie in Ansehung ihrer Gestalt so unglücklich war, und man auch noch dazu sagte, sie bekäme mit dem zunehmenden Monde, die fallende Sucht. Als er sich nun hierüber gegen den Zenothemis beklagte, erwiederte der: Sey getrost, Menekrates, denn es soll dir an den Bedürfnissen des Lebens nicht fehlen, und deine Tochter wird einen Bräutigam finden, der deines Geschlechts würdig ist. Mit diesen Worten faßte er ihn bey der Hand, führte ihn in sein Haus, theilte sein Vermögen, das sehr groß war, mit ihm, ließ ein Abendessen zubereiten, und bewirthete seine Freunde und den Menekrates, gleich als ob er schon einen von den Freunden überredet hätte, die Jungfer zu heurathen. Als sie nun gespeißt hatten, und den Wein für die Götter ausgossen, reichte Zenothemis dem Menekrates den vollen Becher und sagte: Nimm diesen Becher der Freundschaft, mein Menekrates von deinem Schwiegersohne; denn ich werde noch heute deine Tochter, Cydimacha heurathen. Fünf und zwanzig Talente zur Mitgabe, habe ich schon vor langer Zeit bekommen. Der aber sagte drauf: Pfui, mein Zenothemis, du nicht! ich bin nicht so rasend, daß ich dich, so jung und schön, mit einem so häßlichen und verunstalteten Mädgen verbunden sehen könnte. Doch indem der das sagte, hob Zenothemis die Braut auf, führte sie ins Schlafzimmer, kam bald wieder zurück, und machte die Vollziehung der Heurath bekannt. Seit dieser Zeit, lebt er mit ihr, liebt sie übermäßig, führt sie,

wie du siehst, überall mit sich umher, und schämt sich dieser Heurath nicht nur nicht, sondern scheint sich drauf etwas einzubilden, daß er zeigen kann, wie er Schönheit oder Häßlichkeiten des Körpers, Reichthum und Ehre nicht achtet, sondern nur auf den Freund, den Menekrates sieht, und nicht glaubt, er sey durch den Ausspruch der sechshundert Männer, der Freundschaft unwürdiger gemacht worden. Das Glück hat ihn aber auch schon dafür belohnt, denn diese häßlichste Frau hat ihm ein sehr schönes Knäbgen gebohren. Welches, als es der Vater gestern mit einem Oehlzweige bekränzt, und in einem schwarzen Mantel gehüllt, (damit es des Großvaters wegen, desto erbarmenswürdiger scheinen möchte) aufs Rathhaus trug, die Rathsversammlung anlachte, die Händgen zusammen schlug, und dadurch den Rath bewegte, das Urtheil wider den Menekrates zu wiederrufen. Und nun ist seine Ehre schon wieder hergestellt, da er einen solchen Fürsprecher bey den Richtern gehabt hat. Das erzählte mir der Maßilienser, von dem Betragen des Zenothemis, gegen seinen Freund. Welches, wie du siehst, keine Kleinigkeiten sind, und wozu sich wenig Skythen entschließen würden, von welchen man sagt, daß sie sich die schönsten Beyschläferinnen auslesen. Nun ist mir nur noch der fünfte übrig; und ich glaube, ich darf keinen andern anführen, und den Demetrius, den Sunienser, vergessen.— Demetrius schifte mit dem Antiphilus, einen Alopecenser, der von der Kindheit an sein Freund, mit ihm aufgewachsen war und mit ihm studirt

hatte,

hatte, nach Aegypten über. Er selbst war von jenem Sophisten aus Rhodien, in der Cynischen Philosophie unterwiesen worden, Antiphilus aber trieb die Medicin. Vermuthlich reiste Demetrius nach Aegypten, die Pyramiden und den Memnon zu sehen, weil er gehört hatte, daß jene, so hoch sie auch wären, doch nichts beschatteten, und daß der Memnon, beym Aufgange der Sonne, schriee. Begierig also, die Pyramiden zu sehen, und den Memnon zu hören, schifte er, nachdem er den Antiphilus, der den weiten Weg und die Hitze scheuete, verlassen hatte, schon im sechsten Monate des Jahres, den Nil hinauf. Antiphilus aber gerieth unterdessen in ein so großes Unglück, daß er eines so edelmüthigen Freundes sehr bedürftig ward. Sein Sclav, der Syrus hieß, und aus Syrien war, hatte sich zu einigen Kirchenräubern gesellet, und mit ihnen den Tempel des Anubis beraubt, den Gott selbst, zwey goldene Becher, einen goldenen Heroldsstab, silberne Hundeköpfe und dergleichen weggenommen; und alles war zum Syrus getragen worden. Als man sie nun hernach gefangen nahm, (denn sie wurden ergriffen, daß sie etwas verkauften,) bekannten sie auf der Tortur alles, und wurden in des Antiphilus Haus geführt, wo sie das Gestohlne, unter einem Bette, an einem finstern Orte, hervorlangten. Syrus ward alsobald, nebst seinem Herrn gefesselt, der aus dem Hörsaale seines Lehrers fortgeschleppt, und ohne Beystand von seinen Gefährten, als ein Kirchenräuber verlassen ward; die es sogar für ein Verbrechen hielten, nur einmal mit ihm gegessen,

oder

oder getrunken zu haben. Seine zwey übrigen Sclaven packten alles, was im Hause war, zusammen und entflohen. Der unglückliche Antiphilus war nun schon eine lange Zeit in Banden, und schien, unter allen Bösewichtern, die mit ihm im Gefängnisse waren, der allerruchloseste zu seyn; deswegen glaubte der egyptische Kerkermeister, ein sehr abergläubischer Mann, er erwiese dem Gott einen Gefallen, und rächte ihn, wenn er grausam gegen den Antiphilus wäre. Entschuldigte sich der aber einmal, und versicherte, er habe solche Verbrechen nicht begangen, so hielt er ihn für unverschämt, und haßte ihn noch mehr. Er fing also schon an, kränklich zu werden, und sein Zustand war sehr traurig; welches man sich leicht vorstellen kann, da er des Nachts auf der Erde schlafen mußte, und die in einen Klotz geklemmten Schenkel nicht ausstrecken konnte. Denn am Tage war ein Eisen um den Hals, und die rechte Hand gnug, des Nachts aber mußte er ganz in Banden gelegt werden. Auch der Gestank im Kerker, und die Ausdünstung so vieler daselbst eingesperrten, die stöhnten und schwer athmeten; das Geräusch der Ketten, der wenige Schlaf, das alles war sehr beschwerlich und unerträglich für einen Mann, der das nicht gewohnt war, und sich nicht geübt hatte, eine so harte Lebensart zu erdulden. Als er nun ganz in Verzweiflung war, und sich weigerte, ferner Speise zu sich zu nehmen, kam Demetrius an, der von dem, was sich zugetragen hatte, nichts wußte; allein so bald er es erfuhr, stehendes Fußes nach dem Gefängnisse

lief, wo man ihn aber nicht einließ, weil es Abend war, der Kerkermeister, nach längst verschloßenen Thüren schlief, und die Wache den Sclaven überlassen hatte. Doch ward er des folgenden Morgens, nach vielen flehendlichen Bitten, hineingelassen, und suchte im Kerker den Antiphilus eine geraume Zeit; der durch die erlittene Uebel ganz unkenntlich geworden war. Er ging also umher, und besahe einen jeden von den Gefangnen, wie Leute zu thun pflegen, die ihre todten schon halbverwesten Angehörigen, auf Schlachtfeldern suchen, würde ihn aber noch lange nicht erkannt haben, wenn er nicht geschrieen hätte: Antiphilus, Sohn des Dinomenes! so sehr hatten ihn die Leiden verändert. Doch als Antiphilus diese Stimme hörte, schriee er wieder, strich sich, indem Demetrius auf ihn zukam, das schmutzige, und in einander verwirrte Haar, aus dem Gesichte zurück, und zeigte sich wer er war. Beyden ward es, über diesen unerwarteten Anblick, schwarz vor den Augen, und sie fielen zur Erde; doch ermunterte sich Demetrius nach einiger Zeit wieder selbst, und auch den Antiphilus. Als er sich nun alles hatte ausführlich erzählen lassen, ermahnte er ihn, getrost zu seyn, zog ihm die verfaulten und zerrissenen Lappen, womit er bekleidet war, aus, bedeckte ihn mit der Hälfte seiner eigenen Kleidung, blieb stets bey ihm, sorgte für ihn und verpflegte ihn. Denn er vermiethete sich im Hafen an Kaufleute, und verdiente mit Lasttragen, vom Morgen bis zum Mittag ziemlich viel; wovon er hernach, wenn er von der Arbeit zurückkam, einen Theil

dem Kerkermeister gab, den er dadurch gelinde und friedfertig machte, der übrige Theil ihm aber zur Verpflegung seines Freundes hinreichend war. Den Nachmittag blieb er bey dem Antiphilus und tröstete ihn, bis die Nacht anbrach, da er sich, vor der Thüre des Kerkers, eine kleine Streue, von Blättern machte, und darauf schlief. So lebten sie nun eine Zeitlang; Demetrius ging ungehindert ins Gefängniß, und dem Antiphilus ward sein Unglück leichter zu ertragen. Doch, als einer von den Räubern im Kerker, am Gifte, wie man vermuthete, starb, bewachte man sie genauer, und es durfte weiter keiner, der frey war, in ihr Behältniß gehen. Demetrius hierüber verlegen, und bekümmert, ging, weil er sonst keine Möglichkeit sahe, bey seinem Freunde zu seyn, zum Unterbefehlshaber, und gab sich selbst an, als ob er den Tempel des Anubis hätte berauben helfen. Kaum hatte er das gesagt, so ward er in den Kerker geführt, und als er zum Antiphilus kam, erhielt er es, durch vieles Bitten, nahe bey seinem Freunde, und an einem Klotze mit ihm, angeschlossen zu werden. Allein auch hier, offenbarte sich seine Liebe zu ihm, am meisten, weil er seine eigene Leiden nicht achtete, sondern sogar, wenn er selbst krank war, nur dafür sorgte, wie jener am besten schlafen möchte, und weniger gequält würde. So ward ihnen ihr Schicksal leichter zu ertragen, weil sie es mit einander tragen konnten; bis sich nach einiger Zeit etwas zutrug, das ihr Unglück völlig endete. Einer der Gefangnen, der, ich weiß nicht woher, eine Feile bekommen hatte, feilte,

 nebst

nebst vielen verschwornen, unter den Gefangnen, die Ketten entzwey, an welchen sie, nach der Reihe, an Klötzern befestiget lagen. Sie tödeten hierauf die wenigen Wächter, entsprungen eiligst, zerstreueten sich alsobald, und jeder lief, wohin er konnte; doch wurden die meisten wieder ergriffen. Demetrius und Antiphilus blieben wo sie waren, und hielten auch den Syrus zurück, der schon im Begriffe fortzulaufen war. Als es nun Tag ward, und der Statthalter von Aegypten erfuhr, was sich zugetragen hatte, ließ er die Entflohenen aufsuchen, den Demetrius aber, mit seinem Gefährten, zu sich holen, ihnen die Fesseln abnehmen, und lobte sie, daß sie da geblieben waren. Allein das war ihnen nicht genug, nur so erlassen zu werden; sondern Demetrius schriee, man erzeigte ihnen die schrecklichste Ungerechtigkeit, wenn man sie für Bösewichter hielte, und aus Mitleid, oder Belohnung daß sie nicht entlaufen wären, losgäbe. Und endlich bewegten sie den Richter die Sache genauer zu untersuchen; der sie, als er erfuhr, daß sie nichts böses begangen hatten, mit Lobeserhebungen und Bewunderung des Demetrius, entließ; und, um sie wegen der mit Unrecht erlittenen Strafe zufrieden zu stellen, beyde beschenkte, dem Antiphilus 10000 Drachmen, dem Demetrius aber noch zweymal so viel gab. Antiphilus lebt noch itzt in Aegypten, Demetrius aber ließ ihm seine 20000 Drachmen, reiste nach Indien zu den Brachmanen, und sagte beym Abschiede zu ihm: Er hoffe mit Recht Verzeihung von ihm zu erlangen, daß er ihn schon verließe; denn, so

wie

wie er, der sich mit wenigem begnüge, das Geld nicht nöthig habe, so bedürfe auch Antiphilus itzt keines Freundes, da er in glückliche Umstände versetzt worden sey. — Solche Freunde sind nun die Griechen, Toxaris! hättest du mir nicht vorgeworfen, daß wir mit unserer Beredsamkeit prahlten, so wollte ich dir viele Reden wiederholen, die Demetrius vor Gerichte hielt, wie er für sich keine Entschuldigung vorbrachte, sondern nur für den Antiphilus; und dazu weinte und flehete, und die ganze Sache auf sich nahm, bis Syrus gestäupt, beyde befreyete. Nun habe ich dir diese wenige Beyspiele, von vielen, die mir zuerst, als vortrefliche und standhafte Freunde, beyfielen, erzählt; beschließe also meine Rede, und gebe dir Freyheit zu sprechen. Du wirst aber drauf bedacht seyn, keine schlechte Skythen, sondern solche anzuführen, die weit vortreflicher, als die Griechen sind, weil du dafür sorgen mußt, daß dir nicht die rechte Hand abgehauen werde. Es gebührt sich auch, daß du dich itzt gut hältst; denn du, der kluge Sophiste beym Lobe des Orestes und des Pylades, würdest dich lächerlich machen, wenn du itzt für Skythien, ein schlechter Redner seyn wolltest.

Toxaris.

Du machst es gut, Mnesippus, daß du mich zum reden ermahnest, als ob du nicht sehr besorgen dürftest, daß dir, im Erzählen überwunden, die Zunge möchte ausgeschnitten werden. Doch ich fange so eben an, ohne so zierlich wie du zu

 sprechen.

sprechen. Denn das ist der Skythen ihre Weise nicht; vornehmlich wenn die Thaten selbst mehr als die Worte sagen. Erwarte aber von uns nicht dergleichen Handlungen, als du gerühmt hast: Daß jemand eine häßliche Frau ohne Mitgabe genommen, oder der Tochter seines Freundes zwey Talente mitgegeben, oder auch, beym Zeus! sich freywillig hat feßlen lassen, weil es offenbar war, man werde ihn bald wieder loslassen. Denn das sind sehr geringe Thaten, bey welchen sich mehr Geschäftigkeit als Muth befindet. Ich aber werde dir von häufigen Mordthaten, Kriegen und Sterben für Freunde erzählen, damit du einsehen mögest, wie eure Beyspiele, in Vergleichung mit den Skythischen, nur Kindereyen sind. Allein, weil ihr keine wichtige Vorfälle habt, eure Freundschaft zu zeigen, da ihr in einem tiefen Frieden lebt, so ist es von euch keine Thorheit, sondern ihr lobt diese Kleinigkeiten mit Rechte. So, wie man beym ruhigen Meere, nicht von der Einsicht eines Steuermannes urtheilen kann, sondern die zu erkennen, einen Sturm nöthig hat. Bey uns hingegen, sind unaufhörlich Kriege. Wir überfallen entweder andere, oder weichen andern, die auf uns eindringen, oder streiten, weil wir der Weide, oder Beute wegen, aneinander gerathen. Hier braucht man gute Freunde am nothwendigsten. Deswegen stiften wir die festesten Freundschaften, und halten nur diese Waffen, für unbezwinglich und unüberwindlich. Zuvor muß ich dir aber sagen, wie wir unsere Freundschaften schlüssen. Nicht beym Trunke, wie ihr, auch nicht,

weil

weil jemand mit uns aufgewachsen, oder unser Nachbar ist; sondern, wenn wir sehen, daß jemand tapfer und fähig ist, große Thaten zu vollbringen, so geben sich alle Mühe um ihn, und wir halten es für Recht, uns um Freunde, eben so, wie ihr, um Weiber, lange Zeit zu bewerben, und alles zu thun, damit wir ihrer Freundschaft nicht verfehlen, und nicht für verworfene angesehen werden. Ist nun einer zum Freunde erwählt worden, so wird ein Bündniß mit den größten Schwüren gemacht, mit einander zu leben und zu sterben, ja wenn es nöthig wäre, für einander zu sterben. So machen wir es! Und wenn wir uns einmal in die Finger geschnitten, das Blut in einen Becher fließen lassen, die Spitzen der Degen, hineingetaucht, den Becher beyde zugleich gehalten, und so getrunken haben; so ist nachher nichts, das uns trennen könnte. Es ist aber nur erlaubt, daß höchstens drey Personen in ein solches Bündniß treten. Denn wer ein Freund von vielen seyn wollte, würde uns den gemeinen Buhlerinnen, und ehebrecherischen Weibern, ähnlich zu seyn scheinen; und wir glauben, eine Freundschaft könne nicht gleich stark bleiben, deren Zuneigung sich gegen viele zertheilt. — Ich will mit den vor kurzem verrichteten Thaten des Dandamis den Anfang machen. Denn Dandamis, als sein Freund Amizoces in der Schlacht wieder die Sauromater gefangen fortgeführt ward. — Doch ich will dir lieber zuvor einen Eid schwören, weil ich dirs gleich Anfangs versprochen habe. — Ich werde dir, Mnesippus,

sippus, bey der Luft, und dem Säbel! keine Unwahrheit von Skythischen Freunden sagen.

Mnesippus.

Dein Schwur war mir zwar nicht sehr nöthig, doch machst du es gut, daß du bey keinem der Götter schwörst.

Toxaris.

Was sagst du? scheinen dir Luft und Säbel keine Götter zu seyn? Also weißt du auch wohl nicht, daß für die Menschen nichts wichtiger ist, als Tod und Leben? Drum, wenn wir bey der Luft und dem Säbel schwören, so schwören wir bey diesen beyden; weil die Luft eine Ursache des Lebens ist, der Säbel aber den Tod verursachet.

Mnesippus.

Wenn es deswegen geschieht, so habt ihr noch viele andere solche Götter, als der Säbel ist; den Pfeil, den Spieß, das Gift, den Strick, und dergleichen; Denn dieser Gott, der Tod, ist mancherley, und unzählige Wege führen auf ihn hin.

Toxaris.

Siehe wie zänkisch und streitsüchtig du bist, daß du mich unterbrichst, und in meiner Rede stöhrst; da ich mich doch, als du sprachst, so ruhig gehalten habe.

Mnesippus.

Es soll nicht wieder geschehen, Toxaris, denn du schiltst mit Rechte. Verlaß dich aber auf mein Wort, ich will, so lange du sprichst, so stille seyn, als ob ich gar nicht zugegen wäre.

Toxaris.

Toxaris.

Es war der vierte Tag der Freundschaft, des Dandamis, und des Amizoces, seit sie mit einander ihr Blut getrunken hatten. Die Sauromaten waren, wie man sagte, mit 10000 Reutern, und dreymal so viel Fußvolk, in unser Land eingefallen, und weil sie uns unvermuthet überfielen, so schlugen sie alle in die Flucht, tödeten viele, die sich widersetzten, führten die übrigen lebendig mit sich fort, einige ausgenommen, die an das gegenseitige Ufer hinüberschwammen, wo sich die Hälfte unsers Heeres und ein Theil der Wagen befand. Denn so hatten wir damals, auf Gutbefinden, der Anführer unserer Streifereyen, unser Lager, ich weiß nicht warum, an den beyden Ufern des Tanais. Man trieb also bald das erbeutete Vieh, und schleppte die Gefangnen fort, raubte die Zelter, nahm die Wagen mit ihrer meisten Mannschaft, und beschimpfte unsere Beyschläferinnen und Weiber vor unsern Augen, welches uns sehr schmerzte. Amizoces aber, der gefangen war, rief, als man ihn jämmerlich gebunden fortführte, seinen Freund mit Namen, und erinnerte ihn an den Becher, und an das Blut. Als das Dandamis hörte, verweilte er nicht länger, sondern schwamm, vor aller Augen, zu den Feinden hinüber; die ihn mit Pfeilen bestürmten, um ihn zu durchboren. Er aber schriee: Ziris! Wenn das jemand sagt, wird er nicht getödet, sondern, als einer, der Lösegeld bringt, aufgenommen. Man brachte ihn also zu ihrem Heerführer, und er forderte seinen Freund. Doch der ver-

langte Lösegeld, und sagte, daß er ihn nicht los lassen würde, ohne etwas ansehnliches für ihn zu erhalten. Dandamis erwiederte drauf: Alles was ich hatte, habt ihr mir geraubt, kann ich aber, so nackend, wie ich bin, etwas erlegen, so bin ich bereit, es zu thun; befiehl nur, was du verlangst. Willst du mich für ihn annehmen, so behandle mich, wie dirs gefällt. Drauf sagte der Sauromater: Weil du als ein Ziris gekommen bist, darf man dich nicht ganz zurück behalten; doch sollst du deinen Freund mit dir nehmen, wenn du einen Theil, von dem, was du hast, dranwendest. Dandamis fragte, was er verlangte? Der foderte die Augen; wozu er alsbald willig war. Als sie ihm nun ausgestochen waren, und hiermit die Sauromaten das Lösegeld bekommen hatten, erhielt er den Amizoces; kehrte zurück; stützte sich auf ihn, und so schwammen beyde zugleich, und kamen unverletzt zu uns. Diese That tröstete alle Skythen, und sie hielten sich nicht mehr für überwunden, weil sie sahen, daß uns die Feinde, das größte, der Güther, nicht entführt hatten; sondern, daß die vortrefliche Gesinnung und Treue gegen Freunde, bey uns geblieben waren. Die Sauromater aber wurden dadurch nicht wenig erschreckt, überlegten, mit welchen Männern sie würden zu streiten haben, wenn die sich in Bereitschaft gesetzt hätten, die sie nur durch einen unversehenen Ueberfall besiegt hatten; ließen deswegen, so bald es Nacht worden war, die meisten Herden zurück, verbranten die Wagen, und entflohen. Allein dem Amizoces war es unerträglich, den

blin-

blinden Dandamis zu sehen; er verblendete sich deswegen das Gesicht selbst, und beyde sitzen nun bey den Skythen, und werden, mit aller Achtung, auf gemeine Kosten verpflegt. Hättet ihr nun wohl, Mnesippus, etwas aufzuweisen, das dem gleicht? wenn ich dir auch erlaubte, noch andere fünfe, und ohne Schwur, wenn du es so verlangst, (damit du noch viel dazu erfinden könntest) herzurechnen. Ich habe dir die That ganz nackend vorgelegt, ob ich gleich wohl weiß, daß du allen möglichen Schmuck in die Erzählung gemischt haben würdest, wenn du von einer solchen Handlung gesprochen hättest. Du würdest erzählt haben, wie flehendlich Dandamis gebethen, wie er des Gesichts beraubt worden, was er dazu gesagt, wie er sich zurück begeben, wie ihn die Skythen mit Lobeserhebungen aufgenommen, und andere Dinge mehr, die ihr, um Aufmerksamkeit zu erregen, zu erfinden gewohnt seyd. — Höre nun auch von dem andern, der eben so hoch zu schätzen ist, dem Belittas, einem Vetter des Amizoces. Als er sahe, daß ein Löwe seinen Freund, den Basthes, mit dem er auf der Jagd war, vom Pferde gerissen hatte, ihn schon umfaßt hielt, ihm an der Kehle hing, und mit den Klauen zerzerte; sprang er hinzu, fiel das Thier von hinten zu an, zog es herum, reitzte es, sich wider ihn zu kehren, steckte ihm die Finger zwischen die Zähne, und bestrebte sich, den Basthes, so gut er konnte, aus seinen Rachen zu befreyen. Bis endlich der Löwe jenen, schon halb tod, fahren ließ, sich gegen ihn kehrte, ihn umfaßte und tödete; da er

ster=

sterbend, nur noch so viel thun konnte, daß er dem Löwen seinen Säbel in den Leib stieß, und also alle zugleich starben. Wir begruben sie in zwey Gräbern, nahe bey einander. Die zwey Freunde in das eine, und den Löwen in das gegen über. — Die Freundschaft des Macentes, Lonchates, und Arsakomas soll das dritte Beyspiel seyn, Mnesippus, das ich dir erzählen will. — Arsakomas verliebte sich in die Mazäa die Tochter des Leukanor, der in Bosporus regierte, als er einstmals, des Tributs wegen, den uns die Bosporaner geben müssen, aber schon drey Monate über die bestimmte Zeit gezaudert hatten, dahin geschickt ward. Er sahe die Mazäa bey der Tafel, die wohlgewachsen und schön war, ward verliebt und geängstigt. Sein Geschäfte in Ansehung des Tributs, war schon vollbracht, der König hatte ihm eine Antwort ertheilt, und gab ihm itzt ein Abschiedsmahl. Es ist aber in Bosporus die Gewohnheit, daß die Freyer beym Abendessen, um die Töchter anhalten, ihre Umstände sagen, und um die Verbindung mit ihnen bitten. Es traf sich also damals, daß viele Freyer zugegen waren, so wohl regierende Herren, als auch Prinze, unter welchen der Fürst der Lazer, Adurmachus, der Befehlshaber der Machlyer, und viele andere sich befanden. Jeder Freyer mußte sagen, wer er sey, und weswegen er diese Verbindung verlange; übrigens, ganz stillschweigend mit den andern speisen; nach dem Essen aber, den bittenden Becher auf der Tafel ausgießen, um die Tochter anhalten, und dabey vielerley, von welchem Geschlech-

te

te er sey, was für Reichthum und Macht er habe, von sich rühmen. Als nun viele, nach dem Gebrauche, den Wein ausgegossen, angehalten, und ihre Länder und Schätze hergerechnet hatten, bath endlich Arsakomas auch um den Becher; goß ihn aber nicht aus, (denn bey uns ist es nicht Sitte, den Wein auszugießen, weil wir das für einen Muthwillen wider Gott halten.) sondern sagte, als er den Wein unvermischt getrunken hatte: Gieb mir, o König! deine Tochter, die Mazäa zur Frau, der ich in Betrachtung alles dessen, was zum Reichthume und Vermögen gehört, am tüchtigsten dazu bin. Leukanor, der sich drüber wunderte, weil er wuste, daß Arsakomas arm, und einer von dem Skythischen gemeinen Volke war, fragte: Wie viele Herden und Wagen hast du denn, Arsakomas? denn darinne bestehen doch deine Reichthümer. Ich habe, erwiederte er, weder Wagen, noch Herden, sondern zwey so rechtschafne und treue Freunde, als kein anderer Skythe besitzt. Darüber lachte man ihn aus, verachtete ihn, und hielt ihn für betrunken. Den folgenden Morgen aber, sollte Adyrmachus, der allen vorgezogen ward, die Braut nach Möotis, zu den Machlyern abführen. Als nun Arsakomas nach Hause kam, erzählte er es seinen Freunden, wie er von dem Könige verachtet, und beym Gastmale ausgelacht worden sey, weil er arm zu seyn geschienen habe; ob ich gleich, setzte er hinzu, sagte, welchen Reichthum ich an euch, mein Lonchates, und mein Macentes, besitze; und daß eure Gunst, viel besser und mächtiger, als die Macht

der

der Bosporaner ist. Allein er lachte mich aus, als ich das sagte, und verachtete mich, und hat die Braut dem Adyrmachus übergeben, der sie nach Hause führt; weil er erzählte, er habe zehn goldene Becher, achzig viersitzige Wagen, und viele Schaafe und Rinder. So zieht er nun viele Herden Vieh, künstlichgemachte Becher, und schwere Wagen, rechtschafnen Männern vor. Ich aber, meine Freunde, leide gedoppelt, weil ich die Mazäa liebe, und weil mich, die Beschimpfung solcher Männer, nicht wenig kränkt; glaube auch, daß ihr dadurch so wohl, als ich, beleidiget seyd. Denn die Schmach trift einen jeden von uns, wenn wir so leben wollen, als wir uns bey unserer Vereinigung vorgesetzt haben; nur gleichsam ein Mensch zu seyn, uns über ein und dasselbe zu kränken, und über ein und dasselbe zu erfreuen. Das nicht allein, sagte Lonchates, sondern jeder von uns, ist ganz beschimpft, wenn dir dergleichen wiederfährt. Was fragte Macentes, wollen wir also bey der Sache thun? Wir wollen das Geschäfte theilen, erwiederte Lonchates. Ich verspreche dem Arsakomas, ihm den Kopf des Leukanor zu bringen; du aber mußt ihm die Braut zuführen. Das soll geschehen, sagte der. Du aber, Arsakomas, bleib unterdessen hier, treib Leute zusammen, und schaffe Wagen, Pferde, und andere Kriegsbedürfnisse an, so viel als möglich ist. Denn wir werden, wahrscheinlicher Weise, nach Ausführung unserer Vorhaben, eine Kriegsmacht haben, und Krieg führen müssen. Du wirst aber mit leichter Mühe viel

viel zusammen bringen, weil du selbst brav bist, und wir viele Verwandte haben; vornehmlich wenn du dich auf die Rindshaut setzest. Der Vorschlag ward angenommen. Lonchates ging also bald nach Bosporus, und Macentes zu den Machlyern, beyde zu Pferde. Arsakomas aber blieb zu Hause, wählte sich eine Mannschaft unter seinen Bekannten, und Verwandten, bewafnete sie, und setzte sich endlich auf eine Rindshaut. Die Gewohnheit mit der Rindshaut, ist aber bey uns folgende: Wenn jemand meint, er sey beleidiget worden, gerächt zu werden verlangt, und seine eigene Kräfte nicht für hinreichend dazu hält; so opfert er ein Rind, zerstückt das Fleisch, und brathet es, die Haut aber breitet er auf die Erde, setzt sich drauf, und hält die Hände auf den Rücken, wie Leute denen die Arme gebunden sind. Das ist bey uns die flehendlichste Art des Bittens. Von dem Fleische das neben ihm liegt, nimmt jeder der Bekannten, und wer sonst will, ein Stück, setzt den rechten Fuß auf die Haut, und verspricht, zu thun, was er kann. Der verspricht fünf Pferde zu unterhalten, der sie umsonst herzugeben, der zehn, der noch mehrere, so viel jeder vermag; der ärmste aber biethet sich nur selbst an. So versammelt sich oft eine große Menge um die Haut umher, und ein solches Kriegsheer, ist das allergetreueste im Aushalten, und von den Feinden gar nicht zu besiegen, weil es geschworen hat. Denn das Betreten der Haut, ist ein Schwur. In einer solchen Verfassung war nun Arsakomas. Es versammelten sich auf 5000

Reu-

Reuter, bewafnetes Fußvolk aber zusammen auf 20000 Mann. Lonchates reiste in Geheim nach Bosporus, ging zum Könige, der einige Geschäfte des Reichs vor hatte, und sagte: er käme von dem ganzen Volke der Skythen abgesandt, habe ihm aber auch im Geheim wichtige Sachen zu überbringen. Als nun der König befahl, sein Anbringen zu melden, sagte er: Die Skythen fodern das bekannte und gewöhnliche daß eure Hirten nicht in die Ebenen hinüber treiben, sondern nur bis Trachanien weiden sollen. Wegen der Räuber aber, die ihr beschuldiget, daß sie in eure Landschaft eingefallen sind, versichern sie, daß sie nicht, auf Gutachten des Volks, abgeschickt, sondern für sich, des Gewinnstes wegen, geraubt haben; und sind es zufrieden, daß du jeden, der von ihnen ergriffen wird, nach Gutdünken bestrafst. Das lassen dir nun die Skythen melden. Ich aber gebe dir die Nachricht, daß dich Arsakomas, des Marias Sohn, mit einem großen Heere überziehen will. Er ist vor kurzen als ein Abgeordneter bey dir gewesen, und weil er deine Tochter nicht erhalten, um die er gebethen hat, so ist er darüber, wie ich vermuthe, zornig, sitzt schon seit 7 Tagen auf der Rindshaut, und versammelt keine geringe Mannschaft zu sich. Ich habe es selbst gehört, versetzte Leucanor, daß eine Macht durch die Rindshaut angeworben würde; doch daß man sie wider mich versammelt, und daß sie Arsacomas anwirbt, das ist mir unbekannt gewesen. Ja, sagte Lonchates, die Anstalten sind wider dich gerichtet. Arsakomas ist aber mein Feind; denn es verdreust

dreust ihn, daß mich unsere Befehlshaber ihm vorziehen, und man mich in allem für besser, als ihn hält. Versprichst du nun, mir, (der ich auch übrigens deiner nicht unwerth bin) deine zweyte Tochter Barcetis, so will ich bald wieder zu dir kommen, und dir seinen Kopf mit bringen. Der König, dem sehr bange ward, versprach es, weil er erkannte, daß des Arsakomas Zorn, der Heurath wegen entstanden sey, und sich auch außerdem stets vor den Skythen fürchtete. Lonchates verlangte hierauf, er solle ihm schwören, daß er sich nie weigern wolle, sein Versprechen zu halten. Doch als der es thun, die Hand gen Himmel ausstrecken, und schwören wollte, sagte er: Hier darf es nicht geschehen, damit nicht jemand, der es sieht, muthmaßet, warum wir schwören; sondern wir wollen in den Tempel des Mars gehen, die Thüren verschlüßen, und schwören, daß es niemand hört. Denn sollte Arsakomas etwas davon erfahren, so fürchte ich, er werde mich noch vor dem Kriege aufopfern, weil er schon itzt von keiner kleinen Mannschaft umgeben ist. Wir wollen schweigen, erwiederte der König. — Ihr aber entfernt euch, niemand soll zum Tempel kommen, wenn ich ihn nicht rufe. — Als sie nun hinein gegangen waren, und die Trabanten sich entfernt hatten, zog Lonchates mit der einen Hand den Säbel, hielt ihm mit der andern den Mund zu, daß er nicht schreien konnte, stach ihn in die Brust, hieb ihm hierauf den Kopf ab, (den er unter den Mantel verbarg,) ging zum Tempel heraus, sprach im Herausgehen, zum Scheine

mit ihm, und sagte, er wolle sehr bald wieder kommen, gleich als ob er von ihm nach etwas geschickt würde. So kam er wieder an den Ort zurück, wo er das Pferd angebunden gelassen hatte, setzte sich auf, und ritt davon nach Skythien. Man verfolgte ihn nicht, weil die Bosporaner lange nicht wusten, was geschehen war; und als sie es erfuhren, der Königlichen Würde wegen, ein Aufruhr entstand. Das that nun Lonchates, so erfüllte er sein Versprechen, und überbrachte den Kopf dem Arsakomas. Macentes aber, der unterweges hörte, was in Bosporus geschehen war, kam zu den Machlyern, brachte ihnen die erste Nachricht von dem Morde des Königs, und sagte: Adyrmachus, die Stadt ladet dich, als den Schwiegersohn, zur Regierung ein; deswegen eile voraus, das Reich durch deine Ankunft bey den Unruhen in Besitz zu nehmen; deine Braut aber kann dir auf einem Wagen nachfolgen; weil du das Bosporische Volk leichter gewinnen wirst, wenn es Leukanors Tochter sieht. Ich bin ein Alaner, und mit deiner Braut von der Mutter her verwandt; denn Leukanor hatte die Mastera, aus unserm Geschlechte geheurathet. Itzt schicken mich die Brüder der Mastera, die in Alanien sind, ab. Sie ermahnen dich, aufs geschwindeste nach Bosporus zu eilen, und nicht geschehen zu lassen, daß das Reich an den Eubiotus gelange, der des Leukanor natürlicher Bruder, stets ein Freund der Skythen, und den Alanern verhaßt ist. Macentes sagte das in der Mundart der Alaner, nach deren Weise er auch gekleidet war. Denn beydes

haben

haben die Alaner mit den Skythen gemein, nur daß die Alaner nicht so starkes Haar haben als die Skythen; worinnen sich ihnen Macentes aber auch ähnlich gemacht, und sich so viel Haare der Alaner weniger, als der Skythe hat, abgeschnitten hatte; so daß er dadurch der Verwandte der Mastera und der Mazäa zu seyn schien. Endlich setzte er hinzu, er sey bereit, wenn er beföhle, mit ihm zugleich nach Bosporus zu gehen, oder auch, wenn es seyn sollte, bey der Mazäa zu bleiben, und sie zu begleiten. Das wollte ich am liebsten, sagte Adyrmachus, daß du die Mazäa begleitest, weil du ihr Vetter bist. Denn gehst du zugleich mit mir nach Bosporus, so habe ich dadurch nur einen Reuter mehr, führst du aber meine Braut, so bist du mir statt vieler. Drauf übergab er die Mazäa, mit der er das Beylager noch nicht gehalten hatte, dem Macentes, und eilte fort. Der führte sie zwar den Tag hindurch auf den Wagen, als aber die Nacht angebrochen war, setzte er sie auf ein Pferd, (denn er hatte bestellt, daß ihm ein anderer Reuter nachfolgte,) bestieg sein Pferd wieder, wandte sich vom Wege nach Mäotis ab, auf den Weg nach Mitternacht zu, lies die Miträischen Berge zur rechten Hand liegen, und gelangte, nachdem er die Mazäa inzwischen ein wenig hatte ausruhen lassen, nach drey Tagen, von den Machlyern bey den Skythen an. Doch kaum hatte sein Pferd den Lauf vollbracht, und ein wenig stille gestanden, so starb es. Macentes aber übergab die Mazäa dem Arsakomas, und sagte: Nimm hier an, was ich

dir versprochen habe. Als der nun über den unverhoften Anblick erstaunte, und ihm dankte, setzte er hinzu: Höre auf zu thun, als ob ich dir fremde wäre. Denn mir für das, was ich gethan habe, Dank zu sagen, ist eben so, als wenn meine linke Hand der rechten danken wollte, daß sie von ihr, als sie verwundet oder krank gewesen, geheilet und willig verpflegt worden ist. Wir würden uns also lächerlich betragen, wenn wir, die wir schon lange vereinigt sind, und so viel als möglich ist, nur einen einzigen ausmachen, es für etwas großes halten wollten, wenn ein Glied von uns, etwas thut, das dem ganzen Körper nützlich ist; weil es dadurch, daß es etwas zum Wohlbefinden des ganzen Körpers beygetragen, sich selbst einen Dienst geleistet hat. So sagte Macentes zum Arsakomas, als er ihm dankte. Adyrmachus aber begab sich, als er den Betrug erfuhr, nicht nach Bosporus. Denn Eubiotus war von den Sauromaten, die er beherrschte, dahin gerufen worden, und hatte schon die Regierung angetreten. Sondern er kehrte nach Hause zurück, bot ein großes Heer auf, und drang durch die Gebürge in Skythien ein. Auch Eubiotus fiel bald drauf ein, hatte eine große Menge Griechen bey sich, und von den Alanern und Sauromaten 20000 zusammen gebracht. Das vereinigte Kriegsheer des Eubiotus und des Adyrmachus machte zusammen 90000 Mann aus, von welchem der dritte Theil Reuterey war. Wir aber, (denn ich war selbst bey diesem Kriegszuge, und hatte zu den auf der Rindshaut angeworbnen,

hun

hundert völlig ausgerüstete Reuter gegeben) waren zusammen, mit der Reuterey, nicht viel weniger als 30000 Mann, und erwarteten den Angrif. Arsakomas war der Heerführer. Als wir sie herannahen sahen, giengen wir ihnen entgegen und schickten die Reuterey voran. Doch als das Treffen sehr hitzig ward, sahen sich die unsrigen schon nach der Flucht um; die Schlachtordnung ward zersprengt, und endlich die ganze Skythische Armee in zwey Theile zertheilt. Der eine Theil nahm die Flucht, doch ohne daß seine Niederlage völlig sichtbar war, so, daß er sich mehr zurückzuziehen, als zu fliehen schien; denn die Alaner wagten es auch nicht, ihn zu verfolgen. Den andern aber, welcher der kleinste war, umgaben die Alaner und Machlyer, und bestürmten ihn von allen Seiten, mit Pfeilen und Wurfspießen, so, daß die unsrigen, die so umringt waren, sehr ermüdeten, und einige schon die Waffen wegwarfen. Es traf sich aber, daß sich Lonchates und Macentes unter diesen befanden. Beyde waren schon verwundet, und jeder bestrebte sich, den andern zu beschützen. Lonchates war am Schenkel verwundet, Macentes aber von einer Streitaxt in den Kopf, und von einem Pfeile in die Schulter getroffen worden. Als das Arsakomas gewahr ward, der bey uns im andern Theile der Armee war, meinte er, es sey etwas schreckliches, wenn er fort gienge und die Freunde zurück ließe, gab dem Pferde die Sporen und sprengte, mit entblößten Säbel, durch die Feinde; daß die Machlyer dem hitzigen Anfalle nicht widerstehen konnten,

ten, sondern aus einander wichen, und ihm Platz einzudringen machten. Er aber nahm seine Freunde zu sich, ermunterte die übrigen, fiel über den Adyrmachus her, hieb ihn mit dem Säbel in den Hals, und spaltete ihn bis an den Gürtel. So bald der gefallen war, ward das ganze Heer der Machlyer zerstreuet, bald drauf das Alanische und endlich auch die Griechen, so daß wir wieder von neuen die Oberhand erhielten, und sie noch länger verfolgt, und niedergemacht haben würden, wenn nicht die Nacht der Arbeit Einhalt gethan hätte. Des folgenden Tages kamen Abgeschickte vom Feinde an, die uns baten mit ihnen Freundschaft zu machen, und versprachen, daß uns die Bosporaner den Tribut gedoppelt erlegen, die Machlyer Geiseln geben, die Alaner aber uns, für diesen Ueberfall, die Sindianer, mit welchen wir schon lange in Feindschaft lebten, unterwürfig machen sollten. Wir ließen uns überreden, diese Anerbiethungen anzunehmen, weil sie dem Arsakomas und Lonchates schon gefallen hatten, und es ward Friede, wobey diese alles besorgten. — Solche Dinge, Mnesippus, wagen die Skythen für ihre Freunde.

Mnesippus.

Sie scheinen mir sehr tragisch und fabelhaft; und Säbel und Luft, bey welchen du geschworen hast, mögen dir gnädig seyn! Wenigstens möchte man den wohl nicht sehr tadlen können, der es nicht glaubte.

Toxaris.

Siehe zu, Vortreflicher, daß du nicht aus Neid mistrauisch bist. Denn du wirst mich durch dein Mistrauen nicht abschrecken, noch ähnliche Begebenheiten zu erzählen, von welchen ich weiß, daß sie bey den Skythen geschehen sind.

Mnesippus.

Mache es nur nicht so lang, mein Bester, und laß deine Erzählung nicht so herum schweifen wie itzt, da du ganz Skythien von oben bis unten, und Machlyanien durchlaufen, nach Bosporus gegangen und zurück gekommen bist, und mein Stillschweigen sehr gemißbraucht hast.

Toxaris.

Auch hierinne soll deiner Vorschrift gehorcht, und alles ganz kurz gefaßt werden, damit du nicht ermüdest, wenn dein Gehör so mit mir herum wandert. — Höre vielmehr an, was mir selbst ein Freund, Namens Sisinnes erwiesen hat. Denn als ich aus Begierde nach den Wissenschaften der Griechen, vom Hause weg, und nach Athen ging, landete ich bey Amastris am schwarzen Meer an. Diese Stadt, die Leuten, welche von Skythien absegeln, gleich zuerst aufstößt, liegt nicht weit von Karambis entfernt. Sisinnes, mein Freund von der Kindheit an, begleitete mich. Wir sahen uns nun nach einer Herberge, in der Gegend des Hafens um, und als wir unsere Sachen hatten aus dem Schiffe dahin bringen lassen, gingen wir auf den Markt, und argwohnten nichts böses. Unterdessen aber erbrachen einige Diebe das Schloß, trugen alles fort, und ließen uns auch

nicht einmal so viel übrig, nur auf denselben Tag gnug zu haben. Als wir nun nach Hause kamen, und erfuhren, was geschehen war, fanden wir nicht für gut, die Nachbarn, welches eine große Anzahl war, oder den Wirth, vor Gericht zu fodern; weil wir befürchteten, das Volk möchte glauben, es sey ein leerer Vorwand, wenn wir sagten, man habe uns 1000 Thaler, viel Kleider, einige Decken, und andere Sachen, die wir mitgebracht hatten, geraubt. Wir überlegten also, was wir bey diesen Umständen zu thun hätten, da wir in einem fremden Lande von allem entblößt waren. Mir schien das beste zu seyn, mir sogleich den Säbel in die Seite zu stoßen, und das Leben zu verlassen, ehe ich vom Hunger oder Durst gequält, etwas schimpfliches ertragen müßte. Sisinnes aber tröstete mich, und bat mich flehendlich, das nicht zu thun; denn er habe sich, sagte er, etwas ausgedacht, woher wir gnugsamen Unterhalt haben würden. Er trug also Holz aus dem Hafen, und brachte mir für den erhaltenen Lohn Speise. Doch als er am folgenden Morgen auf dem Markt umher ging, sahe er, wie er mir erzählte, einen Aufzug von vornehmen und wohlgestalten Jünglingen, die Mann vor Mann ausgelesen worden waren, Zweykämpfe um den Preis zu halten, und den dritten Tag drauf kämpfen sollten. Nachdem er nun nach allem, was sie betraf, geforscht hatte, kam er wieder zu mir zurück, und sagte: Mein Toxaris, nenne dich nicht mehr arm, denn nach drey Tagen mache ich dich reich; und erzählte mir das. Und als wir unterdessen kümmerlich

merlich gelebt hatten, erblickten wir das angestellte Spectakel. Denn er nahm mich, und führte mich gleich als zu einem angenehmen, und neuen Schauspiele der Griechen aufs Theater wo wir uns niedersetzten und zusahen. Erstlich sahen wir wilde Thiere, die mit Wurfspießen durchstochen, und von Hunden verfolgt, auf gefesselte Menschen, (welches, wie wir muthmaßten, Missethäter waren) losgelassen wurden. Als aber die Kämpfer hereintraten, schriee der Herold, der einen sehr wohlgewachsenen Jüngling herbey führte, wer Lust hätte, mit diesem zu kämpfen, der sollte hervor treten, und 1000 Drachmen als einen Preiß des Kampfes, erhalten. Da stand Sisinnes auf, sprang hinzu, versprach mit ihm zu kämpfen, foderte die Waffen; und als er die Belohnung erhalten hatte, brachte er mir diese 1000 Drachmen, gab sie mir in die Hände, und sagte: Erhalte ich den Sieg, Toxaris, so wollen wir mit einander abreisen, weil wir das nothwendige haben; falle ich aber, so begrabe mich, und gehe nach Skythien zurück. Ich erhob hierbey ein lautes Wehklagen; er aber nahm die Waffen, legte den Panzer an, doch setzte er den Helm nicht auf, sondern kämpfte mit unbedecktem Haupte. Erstlich ward er selbst verwundet, denn er ward mit einem Säbel in die Kniekähle gehauen, und es floß sehr viel Blut heraus. Ich war schon für Furcht ganz tod; er aber beobachtete, daß sein Feind verwegener auf ihn eindrang, stieß ihn in die Brust, und durchstach ihn, daß er also bald zu seinen Füßen niederfiel. Drauf setzte er sich, selbst ermüdet von der Wunde auf

den Todten, und es fehlte wenig, daß er nicht auch den Geist aufgab. Allein ich lief zu ihm hin, richtete ihn auf, ermunterte ihn, und nachdem man ihn als Sieger entlassen hatte, hob ich ihn auf, trug ihn nach Hause, und pflegte ihn eine lange Zeit. Er lebt zwar noch, ist itzt in Skythien, und hat meine Schwester geheurathet, ist aber doch von der Wunde lahm geblieben. Das ist nun, Mnesippus, nicht bey den Machlyern, noch in Alanien geschehen, daß es niemand bezeugen, und man also dran zweifeln könnte; sondern, es sind viele Amastrianer da, die sich des Kampfes des Sisinnes erinnern werden. Wenn ich dir noch das fünfte Beyspiel, die That des Abauchas erzählt haben werde, will ich schweigen. Dieser Abauchas kam einstmals nebst seiner Frau, die er sehr liebte, und zwey Kindern in eine Stadt der Borysthenenser. Das eine, ein Söhngen, lag noch an der Mutter Brust, und das andere, ein Mädchen, war fünf Jahre alt. Er hatte aber auch seinen Freund den Gyndanes bey sich, der an einer Wunde krank war, die er unterwegens von Räubern, die sie überfielen, erhalten hatte. Denn er war, als er sich ihnen widersetzte, so am Schenkel verwundet worden, daß er für Schmerz nicht stehen konnte. Als sie nun des Nachts schliefen, (denn es traf sich, daß sie im obersten Theile des Hauses waren) entstand ein großes Feuer, versperrte alles, und die Flamme umgab das Haus von allen Seiten. Da erwachte Abauchas, verließ die weinenden Kinder, riß sich von der Frau, die sich an ihm anhing, loß, ermahnte sie, sich

selbst zu retten; nahm seinen Freund, trug ihn hinunter, und konnte kaum noch durchspringen, ohne vom Feuer beschädigt zu werden. Die Frau folgte ihm, die das kleine Kind trug, dem Mädchen befahl, ihr zu folgen, das Kind schon halb verbrannt, aus den Armen fallen ließ, und mit Mühe durch die Flammen sprang, da wenig fehlte, daß nicht auch das Mädgen, neben ihr umgekommen wäre. Als es nun hernach dem Abauchas vorgeworfen ward, daß er Kinder und Frau verlassen, und den Gyndanes herausgetragen hatte, sagte er: Kinder kann ich leicht wieder zeugen, und es ist auch ungewiß, ob sie gut werden; einen solchen Freund aber, als Gondanes ist, möchte ich wohl in sehr langer Zeit nicht wieder finden; denn er hat mir viele Beweise seiner Zuneigung gegeben. Nun habe ich dir, Mnesippus, die fünf bestimmten Beyspiele erzählt, und es ist Zeit daß das Urtheil gesprochen werde, welchem von uns, man entweder die Zunge, oder die rechte Hand abschneiden soll. Wer ist nun der Richter?

Mnesippus.

Niemand! denn wir haben bey unserer Unterredung keinen Richter bestellt. Doch wiße was wir thun wollen: weil wir itzt ohne Ziel geschossen haben, so wollen wir, wenn wir einen Schiedsrichter dazu erwählt haben werden, ihm noch andere Beyspiele von Freunden erzählen, und alsdenn soll dem Besiegten entweder mir, die Zunge, oder dir, die rechte Hand, abgeschnitten werden. — Doch, das wäre grausam! — Allein, weil du die Freundschaft rühmst, und ich glaube, daß der Mensch kein besseres und vortreflicheres

Gut

Gut als sie hat, — warum verbinden wir uns nicht mit einander, von itzt an, Freunde zu werden, uns stets zu lieben, und so beyde Sieger zu seyn? da wir die grösten Preiße erlangen; statt einer Zunge, oder rechten Hand, uns beyde selbst; und noch dazu, vier Augen, vier Füße, und überhaupt alles doppelt, erwerben. Denn zwey oder drey Freunde die sich mit einander verbinden, stellen das Original, zum Gemählde des Geryones dar, den die Mahler mit sechs Händen und drey Köpfen abbilden. Und mir scheint es, daß es drey waren, die alles gemeinschaftlich thaten, wie es sich für Freunde gehört.

Toxaris.

Das ist wahr, wir wollen es so machen:

Mnesippus.

Doch Toxaris, wir haben weder Blut noch den Säbel nöthig, unsere Freundschaft zu befestigen. Denn die erzählten Beyspiele, und das Verlangen, ihnen ähnlich zu werden, sind sicherer als jene Becher, aus welchen ihr trinket, weil sie keinen Zwang, sondern Neigung fodern.

Toxaris.

Ich bin es zufrieden. Nun sind wir Freunde, und bewirthen einander. Du mich hier in Griechenland, und ich dich, wenn du einmal nach Skythien kömmst.

Mnesippus.

Du mußt wissen, daß ich ohne Widerwillen weit reisen werde, wenn ich solche Freunde antreffen kann, als du, mein Toxaris, aus diesem Gespräche erkannt wirst.

Aus

Aus dem

Libanius.

---

1. Rede eines mürrischen Mannes.
2. —— eines Müßiggängers.
3. —— eines zärtlichen Bruders.
4. Lob des Landlebens.
5. Vergleichung des Dorfs mit der Stadt.
6. Einige Briefe.

Ein mürrischer Mann,

der sich eine geschwätzige Frau genommen hat, bittet die Obrigkeit um den Giftbecher.

Meine Herren, ich hätte eher sterben, als heurathen, oder wenigstens, einer Schwätzerin nicht so lange zuhören sollen, als ich gethan habe. War mirs unmöglich, meinem bösen Verhängnisse zu entrinnen, so hätte ich doch gleich nach der Hochzeit, meines itzigen Anbringens wegen, zu euch gehen sollen. Weil ich mir nun aber schon durch mein Zaudern geschadet, und so späte, was mir gut ist eingesehen habe, so ersuche ich euch, mir die verlangte Einwilligung noch heute zu ertheilen.

Ich bin so sehr unglücklich, daß ich lieber gar nicht mehr seyn, als mit dieser Frau leben mag.

Erzeigt mir aber auch, Meine Herren, ehe ihr mir den Giftbecher gebt, noch eine kleine Gnade: Duldet nicht daß die geschwätzigen Redner, deren ganze Lebenszeit mit reden und widersprechen verbracht wird, mich mit langen Reden plagen. Denn ich fürchte, meine Frau möchte die Sache erfahren, wenn man sich zu lange verweilt, ihre Zunge wider uns kehren, und mich und euch überwältigen. Damit das nun nicht geschehe, so willfahret mir geschwind. Denn wenn ich in ihrem Beyseyn, unter ihrem Geschwätze stürbe,

so

würde mir das Plaudern des Weibes, das Vergnügen des Sterbens rauben.

Hätte der allzugeschäftige Gesetzgeber dieser Stadt, nicht so viel überflüßiges verordnet, so hätte ich nicht nöthig, euch zu überzeugen daß ich nothwendig sterben muß; sondern ich hätte heimlich ein Strickgen vom Bette genommen, wäre in eine einsame Gegend gegangen, und hätte mich ganz stille, an den ersten den besten Baum aufgehängt, ohne eine Menge Volk zu sehen, oder zu hören. Weil uns aber dieser Gesetzgeber, auf alle Weise in die Sclaverey gebracht, und uns so gar nicht die Freyheit zu sterben gelassen hat; sondern auch das vom obrigkeitlichen Ausspruche abhängt, so verfluche ich ihn zwar, gehorche aber doch, und ertrage den Lerm des Gerichtshofes, um in der Zukunft keine Qualen mehr erdulden zu dürfen.

Wer die Gemüthsart meiner Frau kennt, wird mir gewiß verzeihen, daß ich nicht mehr leben kann; doch glaube ich, es sey nöthig, daß es auch andere erfahren, bey welchem Uebel ich wohne.

Bey den Göttern! hört an, was ich sage! Um diese hier, die mich mürrisch nennen, werde ich mich wenig bekümmern. Denn wie kann man für sie eine größere Strafe verlangen, als sie schon leiden; da sie durch ihre ausgelassene Lebensart so zu Grunde gerichtet sind, daß sie für Weichlichkeit ganz zerfließen, stets spielen, nie etwas ernsthaft treiben, und über alles was ihnen vorkömmt, lachen und unbesonnen tändlen.

Mein

Mein Vater, meine Herren, ermahnte mich: Die Gedanken allezeit zu sammlen, beysammen zu halten, und ihnen nicht zu erlauben, sich zu zerstreuen; zu erwägen, was man zum Lebensunterhalte nothwendig brauche, und was man entbehren könne, auf jenes bedacht zu seyn, und dieses zu vermeiden; die Ruhe zu schätzen, die Unruhen zu fliehen. Diesen Vorschriften, meine Herren, bin ich gefolgt, und habe die Versammlungen des Volks wenig besucht; nicht, weil ich mich nicht um das Beste des gemeinen Wesens bekümmerte, sondern des Geschreys der Redner wegen, die nie schweigen können. Auf den Gerichtshof bin ich, der vielen Namen der Rechtshändel wegen, selten gekommen. Denn da ist: Anzeige, Anklage, Wegführung, Vortrag vor Gerichte, Verjährung; von welchen die auch so gar gerne sprechen, die nichts mit der Sache zu thun haben. Ein gewisser, sagt man, hat einen gewissen verklagt. — Was geht dich aber das an, da du weder Kläger noch Beklagter bist?

Warhaftig! man sollte auch das Grüßen vom Grichtsplatze verbannen; und ich weiß nicht, wie das aufgekommen ist, daß einer den andern grüßt. Denn bey den Göttern! ich sehe keinen Nutzen dieser Reden. Mit dem, dessen Umstände traurig sind, wird es nicht besser, wenn er hört, daß man, guten Tag, zu ihm sagt.

Ich vermeide auch alle Werkstätte, in welchen man das Getöse der Ambose und Hammer hört, als da sind die Münzen, Kupferschmieden, und viele andere; liebe aber alle Künste, die im Stil-

 len

len getrieben werden. Doch habe ich auch Mahler gesehen, die singend mahlten. So sehr angenehm ist vielen Menschen das Schwatzen, daß sie es gar nicht lassen können.

So lange ich nun allein lebte, genoß ich einer gnugsamen Ruhe; denn ich hatte das Gesinde gewöhnt, nichts zu thun, was mir unangenehm seyn konnte. Weil es aber so seyn sollte, daß ich unglücklich werden mußte, so kam einer meiner Freunde zu mir, schalt auf das einsame Leben, und lobte den Ehestand, der etwas göttliches ist. Hierauf erzählte er mir von einem Mädchen, von gutem Geschlechte, großer Schönheit, und vielem Vermögen, das sitsam, und geschickt im Weben sey; und setzte endlich hinzu, ich dürfte nur wollen, so würde ich sie haben. Laß alles übrige gut seyn, erwiederte ich, sage mir nur, wie die Sprache des Mädchens beschaffen ist; denn du weißt, mein Freund, meine Art, daß ich keinen Menschen leiden kann, der röchelt, oder schluchzet, oder ausspeiet, oder hustet, und lieber Schläge leiden, als das ertragen würde. Auch das Reden im Schlafe ist mir unerträglich. Wenn ich nun mit einer solchen Frau leben sollte, wie meinst du, daß ich leben würde? Sey getrost, sagte er, im Schweigen ist sie vorzüglich geübt; denn man könnte eher die Steine der Geschwätzigkeit beschuldigen als sie; daß ich fürchte, man könne sich über ihr zu vieles Schweigen beklagen.

Ich ward überredet, meine Herren. Denn wie hätte ich es nicht werden sollen, da ich von dem bewundernswürdigen Brautschatze, dem Still-

schwei-

schweigen, hörte. Von diesem Tage an, ward mir der Schierling zubereitet.

Man mäßigte sich in keinem Stücke. Viel Lerm, starkes Gelächter, unanständiges Tanzen, Hochzeitgesänge ohne allen Verstand, alles floß von allen Seiten zusammen, gleich Strömen, die wenn sie sich in einander ergießen, ein groß Geräusch verursachen, als ich diese Furie heuratete; daß ich beynahe den Kranz weggeworfen hätte, und mitten aus den Feyerlichkeiten entlaufen wäre. Doch weil ich das Unangenehme, dem bey Hochzeiten eingeführten Gebrauche, nicht aber den Sitten der Frau, zuschrieb, so erduldete ich die Unruhen, bis ins Brautzimmer.

Allein, das alles war tiefer Friede, gegen den bevorstehenden Krieg gewesen. Denn ehe es Mitternacht ward, sprach sie etwas und tadelte das Bette. Mich erschreckte ihr Reden nicht wenig, weil es mir unschicklich für eine Braut zu seyn schien. Drauf fragte sie mich, ob ich schliefe? Darüber ärgerte ich mich noch mehr. Auch zum dritten und vierten Male fragte sie etwas; ich antwortete aber nichts, sondern schämte mich über die Unverschämte. So verkehrt war die Sache! Der Mann schwieg, und die Frau sprach.

Mit Anbruche des Tages stand ich auf, ging zur Freywerberin, und fragte, was das wäre, daß eine Braut in der ersten Nacht spräche? Warhaftig, erwiederte sie, das ist ein Zeichen der Liebe, und zugleich ein Beweiß ihrer Stimme. Du bist aber sehr ungesittet! so hättest du dich nicht betragen sollen.

Ich ließ mich wieder überreden, erfuhr aber an demselben Tage mein Unglück noch mehr, das sich des folgenden Tages noch vergrößerte. Denn sie ließ die Mägde zu sich rufen, fragte jede, in meinem Beyseyn, nach ihren Namen, Vater, Mutter, wie viel sie Kinder hätte, und wie viel gestorben wären. Sie fragte auch, nach den Matrazen, Töpfen, Aexten und Rührlöffeln, und wie viel Hähne wir auffütterten? Nicht einen, sagte ich, wir haben keinen Hahn; denn ich kann das Krähen nicht leiden, und auch dich nicht, wenn du nicht schweigst. — Sie setzte aber sogleich ein weitläuftiges Lob des Hahns hinzu: wie er in ein geflügeltes Thier verwandelt worden, und ein Krieger, und Gefärthe des Mars gewesen wäre; welches der Kamm, die Sporen, und der Muth zu erkennen gäben.

Ich verließ sie, als sie noch davon sprach, und ging zu dem Manne der diese schöne Heurath gestiftet hatte. Mein Bester, sagte ich zu ihm, du hast deinen Freund ins Verderben gestürzt; und erzählte ihm hierauf alles. Er versprach sie bald zu stillen, und es solle nicht immer so bleiben. Als ich wieder nach Hause kam, ward Rechenschaft von mir gefodert: Wo bist du gewesen? wo kömmst du her? mit wem hast du gesprochen? was ist neues erzählet worden? sind Spenden gewesen? ist eine Verordnung, ein Gesetz gegeben worden? war die Gerichtsstube voll? ward jemand verklagt? ward jemand ins Gefängniß gebracht?

Mir

Mir ist es ein Leiden hierbey zu schweigen, allein durch sprechen wird das Uebel noch ärger. Sie schmält auf mein Stillschweigen, erfindet unaussprechliche Spöttereyen, hält darüber eine lange Rede, und zeigt, daß ein Mann reden müsse; doch spreche ich einmal etwas, so errege ich die Flamme. Ich sagte einmal, der Feldherr wäre wieder zurückgekommen. Gleich fing sie das auf, und hörte vom Mittage, bis zum Abend, nicht auf, zu fragen: Aus wie vielen Schlachten er käme; wie oft er überwunden worden; wie oft, und auf welche Weise er gesieget habe; wer die Obristen, wer die Hauptleute wären; was sie für Beute gemacht hätten; wie die Flotte beschaffen sey; wer die Schifscapitains, wer die Steuermänner wären; wie viel man Schifsvolk habe. Als ich nun schalt, und sagte, darum dürfte sich eine Frau nicht bekümmern, erwiederte sie: So sage mir, wie es auf unsern Landgütern aussieht? Drauf fragte sie nach den Zwiebeln, und Artischocken, fuhr so fort bis zum Sträuchern, und sprach noch mehr, von den Ländereyen anderer, als von unsern.

Man darf ihr nicht sicher, weder böses noch gutes erzählen; denn aus jedem Worte entstehen bey ihr tausend, weil sie von einer Sache auf die andere kömmt. Wie haben wohl heute die Weinschenken verkauft? Man sagt, die Oehlhändler haben Verlust erlitten. Nichts ist so vortheilhaft als Schäfereyen. Man fürchtet, die Becker werden Mangel an Reisholze haben. Man sagt, die Geldwechsler werden Händel bekommen. — Der-

gleichen unnütze Dinge plaudert sie. Sie arbeitet wenig, spricht aber desto mehr; und macht sie einmal etwas, so ist ihr Geschwätz von der Sache, noch eine viel größere Strafe als ihr Müßiggehen.

Kömmt sie aus dem Bade zurück, welch ein Strom von Reden! was sagt sie nicht alles von der Badewanne! was nicht von den Weibern! die hingekommen, die nicht gekommen sind; die Kinder bey sich gehabt, die keine bey sich gehabt haben; die mit Flecken am Leibe, die sehr rein aus dem Bade gegangen; die runzlich im Gesichte, die geschminkt gewesen sind; welche Seife gefunden, welche einen Pantoffel verloren, welche umgestoßen, was die Badefrau eingegossen hat. Die dem Bademeister einen Groschen gegeben, die mehr, die weniger, die gar nichts gegeben hat. Was darüber für ein Streit entstanden ist — Dann schlägt sie sich vor die Stirne, als ob sie das Wichtigste vergessen hätte, und sich dran erinnern wollte. Ich aber zittere, weil ich sehe daß eine andere Fluth hereinbrechen wird, werde von den Narrenspossen gepeinigt, erwarte, als unter der Geißel, das Ende des Geschwätzes, ächze und verfluche die Heurath, und den, der dieses Weib zuerst gegen mich erwähnte. Merkt sie nun daß ich seufze, so erregt sie den Anagyrus *a*) wieder mich. Was fehlt dir, fragt sie, ist etwas im Hause nicht recht? Dann rechnet sie den Hausrath her,

a) Anagyrus, ein böser Mensch, oder auch eine See, die wenn sie erregt wird, Unglück verursachet.

her, bis zur Oehlflasche und dem Kochlöffel. Alles, sage ich, ist gut, schweig nur. Allein dieses, schweig nur, bringt einen ganzen Schwarm anderer Worte herbey. Warum soll ich schweigen? ich bin ja von keinen schlechten Eltern entsprossen. Drauf nennt sie mir ihre Großmütter, Aeltermütter, Großväter und Aeltervåter, geht bis zum zwanzigsten und dreyßigsten ihrer Ahnen hinauf, und setzt Schifscapitaine und Anführer der Chöre hinzu. Die Erinnerung der Chöre aber bringt sie auf die tragischen Dichter, und dann folgt ein Platzregen, wenn sie von den ersten Erfindern der Tragödie spricht, was sie geschrieben haben, wie die Tragödie verbessert worden ist, und was jeder dazu beygetragen hat. Ich leide dabey noch mehr, als ein gepeinigter in der Tragödie; denn die Frau kann ihr Geplaudere gar nicht stillen. Eher könnte man Ströme hemmen, als ihre Zunge, weil ihr jeder Vorwurf Stoff zum Reden giebt. Mein Zuhause bleiben, mein Ausgehen, die Langsamkeit der Sclaven, ihr Eilen, Mangel, Vermögen, tadelhafte, unschuldige Dinge, Regen, heiteres Wetter — Wenn sie nun alles was uns angeht, durch die Gewalt ihrer Zunge verschlungen hat, dann geht es wieder über die Nachbaren her, und ist gar nichts mehr vorhanden, so erzählt sie Träume; und bey den Göttern! sie erfindet sie, wie ich glaube. Denn sie schläft nicht, sondern verbringt oft die Nacht mit schwatzen mit sich selbst. Und wenn sich auch der Schlaf einmal der Augen bemächtigt, so schläft alles an ihr, nur die Zunge

 nicht;

nicht; denn die verrichtet ihr Geschäft und quält mich ärger als die Mücken.

Ihr sehet, meine Herren, wie ich ausgetrocknet bin. Des Tages werde ich verwundet, und des Nachts getödtet. Ich hasse Speise und Trank, und fliehe das, was mir sonst das angenehmste war, das Leben. Ihr Geplaudere ist mir in Ohren, ich trage das Misvergnügen in der Seele umher. Stehet mir bey, um der Götter willen! gebt mir den Giftbecher! befreyet mich von der nie ruhenden Zunge.

Jener sagt: Bist du denn so sehr unglücklich, daß du sterben willst? Welch Vermögen hast du verlohren? welchen Schaden hat dein Körper gelitten? welch großes Unglück hat dich überfallen, daß du das Leben nicht mehr ertragen kannst? — Weswegen bist du denn so neugierig? Was geht dich mein Tod an? bist du mein Vater? oder Bruder? oder Oheim? oder Vetter? oder mein Compagnon in der Handlung, oder Landwirthschaft? werden deine Umstände durch meinen Tod verschlimmert? Oder bist du von der Obrigkeit bestellt, Leuten, die sterben wollen, hinderlich zu seyn? Welche überflüßige Geschäftigkeit! Man kann in der Stadt auch nicht einmal ohne vieles reden sterben. — Mein Freund, ich komme nicht um Unterhalt, oder einen Kranz zu bitten. Das gehört für eure Redner, die Nutzen vom Volke haben. Das Leben ist mir lästig, ich verlange es zu verlassen. Weswegen beneidest du mich? Du fragst, warum ich sterben will? Deinetwegen!

Scheine

Scheine ich euch nicht mit Recht zu zürnen, meine Herren, und unsinnig zu seyn? Ich, der ich um einen ruhigern Ort zu suchen, als mein Haus ist, hierher aufs Rathhaus gegangen bin, und hier noch beschwerlichere Leute, als zu Hause finde.

Er fragt, hast du denn dein Vermögen verlohren? Denn das hält er für das größte Unglück. Allein, wie viele haben nicht die Beraubung ihrer Güther, mit Edelmuth erduldet, weil sie andere hoffen konnten, und den gegenwärtigen Mangel, durch den Beystand ihrer Freunde gehoben. Mein Körper ist zwar gesund, allein die Seele, lieben Freunde, ist mir beschädiget; der beste Theil meines Wesens leidet! Ich bin mit närrischen Reden beladen, von der unendlichen Länge des Plauderns zerschlagen, von dem Gewäsche ersäuft; die geschwätzige Zunge hat mich gebissen; die Fluth des Weibes überschwemmt mich, wie das Meer ein Schiff; ich bin nicht mehr bey gutem Verstande; ich bin schwindlich — mir ist finster vor den Augen — sind das nicht Ursachen gnug zum Sterben? Wäre mir ein Kind gestorben, so hätte ich mich damit getröstet, daß auch andern eben das wiederfahren sey, und mein Gram wäre durch darauf folgende Vergnügen vertrieben worden. Allein mein Uebel, hat mich ganz allein betroffen, und ich sehe kein ähnliches Beyspiel, aus welchem meine Seele Trost schöpfen könnte. Es wiedersetzt sich allen Freuden, wiederstreitet aller Glückseligkeit, stöhrt und verheert die Annehmlichkeit des Glücks, weil es stets bey mir ist.

Bin ich nun gezwungen, traurig zu leben, so ist es mir besser, nicht zu leben. Muß ich mein Daseyn mit Seufzen verbringen, so ist es besser, es zu verlassen.

Der hält dieses, ein anderer jenes für schrecklich, meine Herren; der eine den Verlust der Güther, der andere den Tod der Kinder; der die Verbannung aus dem Vaterlande, jener eine körperliche Krankheit; ich aber die Geschwätzigkeit. Ist es also ein Wunder, wenn ich das nicht ertragen kann, was mir am empfindlichsten ist, und zu sterben verlange?

Meine Frau betrinkt sich nicht, ist das nicht etwas erschreckliches? Ja, wenn sie trunken wäre, so würde sie schlafen, und schliefe sie, so würde sie vielleicht schweigen. Jedes andere Uebel wäre für mich kleiner, als das gegenwärtige; alles wäre mir leichter zu erdulden, als das Plaudern. Ich würde eine übermäßig dumme Frau, ein schlechtes Habstück! eine Verschwenderin, das Verderben des Hauswesens! ertragen; die aber, überwältigt mich mit ihren ewigen Reden, schlägt mich zu Boden, und bekriegt mein Leben.

Sage mir, ist es ein geringeres Uebel, einmal zu sterben, oder oft dem Tode nahe zu seyn? Du wirst sagen, das erstere. Ich habe also das schlimmere sehr oft erlitten. Denn, beym Apollo! oft bin ich ganz bleich worden, wenn ich von ihrem albern Gewäsche, wie vom Hagel getroffen ward; oft hat mich, überladen mit ihrem närrischen Geschwätze, der Geist verlassen.

Meint

Meint ihr, das sey ein erträgliches Uebel, und auch ein anderer habe schon dergleichen erlitten? Nein, das nicht! Die Frau ist ein arabischer Flöthenspieler, oder vielmehr sie übertrift ihn noch; sie ist eine geschwätzige Turteltaube, Elster, Nachtigal und Heuschrecke; sie übertrift das dodonische Becken; denn das ertönt nur, wenn die Winde den Stab draufstoßen, bey der Windstille aber schweigt es. Allein, nichts kann die Zunge dieses Weibes zurückhalten, weder Winter noch Sommer, weder Wind, noch Windstille.

Warum soll ich leben, da ich so gar gezwungen bin, den Göttern die wunderbarsten Bitten vorzutragen? Jeder andere Mensch, der die Tempel besucht, bringt für die Erhaltung seiner Gesundheit Opfer — ich aber — wer wird es wohl glauben? habe vor den Altären gelegen, und gebeten, taub zu werden, weil ich bloß dadurch allein von dem gegenwärtigen Leiden befreyet werden könnte; doch wäre ihnen das nicht gefällig, bat ich, so möchten sie in meinen Ohren, eine dicke Feuchtigkeit entstehen lassen, wodurch die Reden nicht so deutlich eindringen könnten. Weil mir nun aber die Götter diese Gnade nicht erwiesen, und mein Gehör, das mir nichts nützt, gesund geblieben ist, so ist mir nichts übrig, um erlöst zu werden, als zu sterben.

Denn wo soll ich leben? wo meine Geschäfte treiben? Auf dem Markte? Da sind die Kaufleute, die ihre Waaren loben, und mehr als die Ausrufer schreien. Als ob es nicht schon gnug wäre,

daß

daß ihnen das Bedürfniß Käufer zuführte. Die vertreiben mich von dort noch mehr, als wenn sie mich mit Steinen würfen. Auf den Landgüthern? Auch da quält mich das Quaken der Frösche, (ich weiß nicht wozu es nützt!) Das Yanen der Esel, das Brüllen der Rinder, das Meckern der Ziegen, das Blöken der Schafe. Und auf den Gerichtsplätzen, sind die Redner noch schlimmer, als die Frösche.

Einen Zufluchtsort hatte ich, einen sichern Hafen, mein Haus. Doch auch den hat mir die Zunge meiner Frau, mit Sturm erfüllt, und ich finde keinen Ort der Ruhe mehr.

Im Kriege selbst ist man auf einige Erholung bedacht, und verabredet zuweilen einen Waffenstillestand. Nur mir wird in meinen Leiden keine Erholung gestattet. Denn so oft die Frau krank wird, ist alles an ihr krank, womit sie mir nicht schadet, Augen, Hände, Leib, Füße, nur die verfluchte Zunge bleibt stets gesund, und wird eher stärker als krank. — Sie bekömmt keine Heischerkeit, kein Geschwür ergreift ihre Zunge, kein Fluß überfällt sie, und schwellt ihren Zapfen auf, nichts beschwert sie, wodurch das Sprechen verhindert würde.

Welche Einrichtung, welche Art zu leben ist also noch für den übrig, der weder im Hause, noch außerhalb leben kann? Ist es nicht vielleicht die platonische? Du bist, sagt jener, selbst Ursache deiner Unruhen. Warum gewöhnst du die Frau nicht, zu thun was dir angenehm ist, und bildest

ihre Sitten nicht deiner Denkungsart gemäß. Du solltest sie belehren, erinnern, ermahnen. Wer könnte aber wohl so thörigt seyn, das nicht einzusehen, und zu thun, was so leichte gethan werden kann? Das habe ich keinen Tag, keine Stunde, keine halbe Stunde unterlassen. Es ist eine Schwachheit, liebe Frau, sagte ich, du machst dich den Nachbaren zum Gelächter, sie werfen mir deine Schwatzhaftigkeit vor. Du sagst, du bist von edler Geburt, thue also auch nichts, was deinem Herkommen unanständig ist. Ahme mir nach, ich trachte nach einem ruhigen Leben; laß dir das auch gefallen. Allein was ich sagte, das war auf einen Felß gesäet. Denn sie besserte sich nicht, sondern veränderte das Gespräch, und unterbrach mich. Als ich nun erkannte, daß mir ein Beystand nöthig sey, führte ich Bekannte zu ihr, die sich drauf gefaßt gemacht hatten, das Stillschweigen zu loben. Sie aber trieb ganz allein, wie tapfere Krieger zu thun pflegen, viele zurück, weil sie mehr als alle sprach, keinen sprechen ließ, und allen überlegen war; bis sie ihren Vorsatz aufgaben, die Flucht nahmen, sich über das Weib verwunderten und mich beklagten. Als ich nun sahe daß sie die Ermahnungen der Lebendigen verachtete, dachte ich, sie würde doch dem Rathe der Alten Gehör geben, und sagte zu ihr: Wenn du dich gleich vor mir nicht scheuest, so wirst du doch Achtung vor dem weisen Dichter haben, welcher spricht: Ihr Weiber, der Weiber Schmuck ist Stillschweigen. Sie aber fragte sogleich, wer der Dichter, wer sein Vater, aus welchem Lande er gewesen

sey?

sey? wenn er zu dichten angefangen habe? wie er gestorben sey? Und so verbrachte sie den ganzen Tag. Der Dichter wirkte also bey ihr das Gegentheil; anstatt ihr Plaudern zu stillen, entzündete er es noch mehr. Ich gab nun alle Hofnung auf, verfluchte ihr überflüßiges Gewäsch, und lief fort. Zwey Tage drauf nahm ich mir wieder vor, sie zu ermahnen. Liebe Frau, sagte ich, eurem Geschlechte ist das Schweigen so anständig, daß auch sogar von den Grillen nur das Männchen singt; und auch das wird beschwerlich, weil es das Maas überschreitet. Ein singendes Weibgen aber wirst du nie gehört haben. — Bey diesen Worten unterbrach sie mich. Die Grillen sagte sie, sind die besten, die von Menschen entstanden sind, die Freunde der Musen, denen das Singen angenehmer, als das Essen ist. Und so fuhr sie fort, sich mit der Fabel von den Grillen, bis an den Abend zu beschäftigen; daß ich ganz erstickt, den Ermahnungen Abschied gab, und mir vornahm, zu versuchen, ob ich die unüberwindliche, gegen die Krähen und Stahre nichts waren, mit Werken belehren könnte. Ich legte also Hand an ihr, drohete ihr mit Schlägen, und als sie noch nicht schwieg, sondern schriee, drehete ich ein Schnupftuch zusammen, und verstopfte ihr den Mund. Doch als ich sie wieder frey ließ, weil ich dachte, sie sey gebessert worden, fand ich, daß ich durch diesen klugen Einfall das Feuer nur noch mehr entflammt hatte. Denn wie Quellen, die verstopft gewesen sind, sich, wenn man sie öfnet, mit großer Heftigkeit ergießen, so hatte auch ich, durch

durch die kurze Hemmung ihrer Stimme, einen noch größern Strom herbey gezogen. Es fehlte wenig, daß das Haus nicht von ihrem Geschrey einfiel. Die Worte flogen dicker als Schneeflocken.

Weil nun alles, wodurch ich sie zu überreden, und zu zwingen suchte, die Sache nicht besser, wohl aber um ein vieles schlimmer gemacht hat, so weiß ich nicht, was aus mir werden, wo ich hinfliehen, welche Befreyung ich von meinem Unglücke finden soll.

Einer der Bürger sagt: Jage die Frau von dir, alsdenn wirst du ihr Geplaudere nicht mehr hören. — Das ist eine kluge Art des Loswerdens, der Einfall eines scharfen Verstandes, den wenige haben können! Freund! sagst du das im Ernste oder im Scherze? Denn spottest du, so ist itzt nicht die Zeit zu scherzen, da von sterben die Rede ist; sprichst du aber ernsthaft, so wisse, daß du in dem was schicklich ist, sehr irrest.

Wir wollen die Sache untersuchen. Itzt verlange ich die Einwilligung des Rathes zu sterben; unterdessen spricht die Frau zu Hause, mit sich selbst, den Wänden, der Luft, oder sonst einem Dinge. Das schadet mir nichts, weil ich abwesend bin; denn sie steht nicht neben mir, ich sehe sie nicht, sie schreiet nicht, sie spricht nicht. Kein Gesetz verlangt es, daß sie, wenn die Rede vom sterben ist, dabey seyn müsse; allein wäre die Rathsversammlung der Ehescheidung wegen angestellt worden, und müßten die Richter belehrt werden,

werden, wie sie mich beleidiget habe, so müßte man sie zugleich mit erscheinen lassen. Die aber, wenn sie nur muchsen dürfte, würde, das müßt ihr wissen, die Advocaten fortjagen, ihren Platz einnehmen, mein Wasser sich zueignen, und in einem Athem so viel hererzählen, eine so überhäufte Menge albernes Geschwätzes in einer Reihe nach einander ausschütten, daß ich umkommen, und kaum noch hauchend vom Platze getragen werden würde.

Einem so großen und schweren Uebel entrinne ich nun, wenn ich das nicht thue, sondern jenes, welches ich mir selbst gerathen habe.

Doch hört noch einen andern Umstand. Wenn ich es erlangte, daß die Frau, durch Urtheil und Recht, von mir geschieden würde, so würde mir auch das mehr Schaden als Vortheil bringen. Denn wie könnte ich ihre Verwandten ertragen, die mich anklagen, mir drohen, und einer nach dem andern, mit mir zanken würden. Der schriee mich hier an, jener dort; man stünde um mich herum, umzingelte mich, schimpfte auf meine Liebe zur Ruhe, nennte mich einen menschenfeindlichen, finstern Mann, und sagte, ich wolle nur nach meinem Eigensinne leben.

Und was würde nicht die Frau machen! Wer würde so von Eisen und Steine seyn! Wer es ausstehen können! wenn sie hinter mir herliefe, mich am Rocke faßte, plagte, wehklagte, einen Gott, und einen Halbgott nach dem andern, Sterne, Winde, Bildseulen und ihre Grundsteine, zu

Zeugen

Zeugen anriefe; sich in ein enges Gäßgen würfe, hell krischte, und durch ihr Geschrey die Nachbaren erregte; drauf sich vor meine Thüre setzte, mich den ganzen Tag hindurch aufs genaueste belagert hielte, mir nicht aus dem Hause zu gehen erlaubte, über mich schriee, daß ich drinne bliebe. Der Tag der Scheidung würde mir ein Frühlingstag seyn, wenn ich unaufhörlich hören müste: Es klopft jemand! Wer ist es? Ein Vetter der Frau. — Ich würde Flügel nöthig haben, um den Leuten, die von mir Rechenschaft, wegen meines Verfahrens verlangten, entrinnen zu können.

Damit nun das alles nicht geschehe, will ich sterben. Hernach mag mich das Weib, und wer sonst will, mürrisch nennen.

Ertheilt mir diese Gunst, meine Herren, schickt mich aufs geschwindeste zur vollkommensten Ruhe. Vereiniget mich mit den Abgeschiednen, Seligen, Fühllosen.

Wie sollte ich nicht glückselig seyn, wenn mein Körper auf der Bahre getragen wird, die Klageweiber sich an die Brust schlagen, und die Verwandten wehklagen. Denn davon hört der Todte nichts. Und wenn ein tiefer Schlaf eins der besten Güther im menschlichen Leben ist, wie sollte man nicht das noch höher schätzen müssen, was noch fühlloser macht.

Man bereite mir also die Arzeney zu! man mache den freundschaftlichen Becher zurechte! Doch auch das verlange ich noch, daß der schweigt, der mir den Schierling reicht, nichts von ihm sagt, noch seine Eigenschaft erklärt. Das Geschenk

schenk soll frey von Lerm und Getümmel seyn. Auch bitte ich euch, bey den Göttern, daß ihr mit Bewilligung meines Todes verbietet, daß die Frau hinzugelassen wird, wenn ich trinke, und nicht erlaubt, daß die, um derentwillen ich sterbe, meinen Tod beklagen darf. Denn sie würde nicht wie andere Weiber klagen, und für Traurigkeit weinen; sondern sie würde plaudern, Reden halten, sich an die Brust schlagen, und mir den Zugang zum Tode schmerzhaft machen. Sie soll also entfernt von diesem Becher seyn, sie soll entfernt seyn! Sie mag sich einen steinernen Mann suchen, der ihr unangenehmes Wesen dulden kann. Ich aber werde in der Erde liegen, ohne eine Stimme zu hören.

Es ist zwar etwas süßes, meine Herren, die Sonne zu sehen, und sich dran zu ergötzen. Allein die Frau beraubt mich dessen, so wohl durch das, was sie itzt thut, als auch, durch das, was sie noch thun würde. Denn ich überlege, wie ihre Zunge seyn würde, wenn sie sich schwanger befände, wenn sie im Kreißen läge, wenn sie niedergekommen wäre. Brächte sie mir nun aber auch viel Kinder, die ihr ähnlich würden, und zeigten, von welcher Mutter sie wären; wie könnte ich wohl mit einem solchen Chore umgeben leben? Zwischen meinem Häusgen und Wiesen, auf welchen die Schaaren der Vögel mit Geschrey umherfliegen, würde kein Unterschied seyn.

Seht doch, wie ich angesteckt bin! Ich spreche so viel! Das Weib hat mich angesteckt, daß ich

ich meine Rede so in die Länge gezogen habe. Doch das soll der Beschluß seyn. Ich werde nun nichts mehr hören, und niemand wird etwas von mir hören. O schönster Tag! Du Ueberbringer der Freyheit! Ich gehe hinab zu den Todten, zu denen die nicht reden; ich werde einen Ort in Besitz nehmen, der mit Ruhe erfüllt ist. —

Doch, plötzlich fällt mir eine Sage ein, die unter den Leuten umhergetragen wird, und die mich beunruhigt; — man sagt, auch dort wären Getümmel, Geschäfte, Richter, Rechtssachen, Geschrey und Unterredungen der Verstorbnen. — Ich fürchte also, ich fürchte, daß ich nicht gar, wenn ich dort hingeflohen bin, das Weib bald wieder antreffe, und ihr Plaudern wieder hören muß. — Allein das sind nur Muthmaßungen, das Gegenwärtige aber weiß man gewiß. — Ich will also das Gewisseste wählen; — doch der Sicherheit wegen ist es gut, daß ich bete: O ihr Götter und Göttinnen insgesammt! wenn bey den Abgeschiedenen gesprochen wird, so lasset meine Frau das höchste Alter erreichen, damit ich, im unterirdischen Reiche, einer etwas längern Ruhe genießen kann.

Vielleicht bin ich an meinem Unglücke selbst schuld; ich hätte ein Schwerd nehmen, und eben das, wovon so viel erzählt wird, thun, dem Weibe die Zunge abschneiden sollen. Vielleicht konnte auch jener, die geschwätzige Frau nicht ertragen.

Ein Müßiggänger

bittet die Obrigkeit um den Giftbecher, weil der Herr, der ihn unterhalten hatte, ein Philosoph geworden ist.

Wenn ihr, Herren des Raths, meinem Ansuchen nicht Beyfall gebt, und es durch euren Ausspruch gut heißt; so wird mir doch der Hunger, die Gunst erweisen, welche mir von euch zu erbitten, ich hierher gekommen bin. Denn größtentheils bin ich schon dahin, und werde nur noch so lange athmen, als nöthig ist, euch mein Unglück bekannt zu machen, um mit Anstande zu sterben.

Mein Erhalter ist selbst, auf eine seltsame Weise, ins Verderben gerathen, übt sich zu hungern, und übergiebt sich einem langsamen Tode. Ich hätte zwar nun Zeit, mich nach und nach abzuzehren, weil aber ein böser Geist mein Essen beneidet, und mir die Gelegenheit, mit Vergnügen zu leben, geraubt hat, so ist es für mich das Beste, nach dem Giftbecher zu gehen; denn niemand sorgt fürs Abendessen.

Wäre es möglich, meinen Erhalter von der großen Tollheit, zu der vorher gewohnten Lebensart zurück zu bringen, so könnte man guten Muth haben, und an seiner Verwandlung arbeiten; weil er

er aber unheilbar ist, und niemand erscheint, der mir seine Stelle ersetzen könnte, wie ist mirs möglich zu leben?

Doch, bey den Göttern! lacht mich nicht aus; sondern, da ihr nun das Unglück kennt, das mir begegnet ist, so erlaubt mir, mich durch den Tod von meinen Qualen zu befreyen.

Sonst lachte ich, wenn ich hörte, es wolle jemand sterben, und eile, vor der Zeit begraben zu werden, ginge deswegen zur Obrigkeit, und bäte, daß man ihm diese Gunst nach den Gesetzen vergönnte. Das sey Raserey, dachte ich, den Tod zu wählen, wenn man leben könne, und das für einen Gewinst zu halten, was den Missethätern als eine Strafe zuerkannt würde.

So dachte ich sonst. Jtzt aber sehe ich ein, (hätte ich es nie einsehen dürfen!) daß der Tod etwas wünschenswerthes ist; daß es nothwendig sey, drum zu bitten, und ein Glück ihn zu erlangen.

Mein widriges Schicksal kann ich nicht ertragen. Denn ist mirs nicht möglich zu leben, wie ich will, so bleibt für mich nichts, als der Tod, übrig. Es stehen dem Unglücklichen tausenderley Wege zu sterben offen, ich bin aber auf einen ganz neuen gekommen.

Bey den Göttern! laßt das Lachen, hört mich mit Menschenliebe an.

Die Götter theilen den Menschen die Güther zu; dem einen diese, dem andern jene. So lange man sie besitzt, ist es gut zu leben, verliehrt man sie aber, so ist es besser zu sterben. Denn

 soll

soll man des Vergnügens wegen leben, das ohne Güther nicht zu haben ist, wie sollte man bey ihrem Verluste nicht auch das Leben verliehren.

Wer reich ist, weil er von seinen Eltern viel geerbt hat, der ist glücklich, und pflegt sich im Müßiggange. Drauf nimmt er eine reiche Frau; das ist ein zweytes Glück. Mancher, der nichts vom Hause hat, findet einen Schatz; das ist bloß ein Geschenk Gottes, und man beneidet ihn nicht, wenn er die Gaben des Glücks genießt. Ein anderer, erbt von einem Freunde, oder Verwandten; das sind goldene Thränen, für die der Weinende reich wird. Wer durch eine Frau oder durch die Erbschaft, eines andern, reich wird, dem ist das beste Loos zugefallen. Das zweyte ist, wenn man sich durch Handlung oder Landwirthschaft bereichert. Denn das ist wohl etwas gutes, allein der Vortheil muß durch Arbeit erlangt werden. Viele beneiden auch Soldaten die sich etwas erworben haben. Mir aber scheint das, was durch Mühseligkeit, Waffen und Morden gewonnen wird, nichts angenehmes zu seyn. Das dritte Loos der Güther ist, durch Künste reich zu werden. Allein das bringt auch kein Vergnügen, weil überall Arbeiten damit verbunden sind. Man muß etwas lernen, ein Künstler werden, und so nach und nach sein Guth zu vermehren suchen. Auch Tonkünstler erwerben Vermögen; und die in Kämpfen um den Preiß fechten wollen, essen viel, welches die Lockspeise der Kämpfer ist. Doch wenn sie sich entkleiden und mit Staube besudeln, Herkules! Welch ein Elend! mit andern Händel anzufangen,

und

und ohne daß man beleidigt worden, sich zu schlagen!

Auch mir war ein Loos von Güthern zugefallen. Ihr werdet etwas neues hören, nichts ähnliches mit dem zuvor gesagten. Mein Vater war nicht reich, hatte sich keinen Sohn gewünscht. Ich habe mir keine reiche Frau genommen, keine Erbschaft von einem Verwandten oder Freunde, nichts von den Güthern der Reichen erhalten. Ich war von Natur ungelehrig, zum Müßiggehen geneigt, und zum Arbeiten ungeschickt; allein zur Geselligkeit und Fröhlichkeit gebohren, geschickt den Traurigen zu trösten, mich mit dem Glücklichen zu freuen, seine Freude zu vermehren, und ihn anzuführen, der Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen.

Doch das waren nur Kleinigkeiten zum Anfange. Denn weil ich auch auf eine geschickte Weise zu scherzen und zu singen wußte, vorzüglich schön tanzen und andern nachäffen konnte, so hatte ich alles, was ich verlangte, und das Glück war mir geneigter als tyrannischen Regenten. Denn die genießen der Wollüste unter dem Schutze der Waffen, und verbringen mehr Zeit, böses zu thun, als vergnügt zu leben. Ich aber lebte ohne Furcht in Freuden, bedurfte keiner Wache, that und ersann nichts böses, sondern dachte und that gutes.

Ich sahe einen jungen Herrn, der, durch seine Vreltern reich und geehrt, seinen Ruhm darinne suchte, dem gemeinen Wesen Dienste zu leisten; sich gegen Dürftige menschenfreundlich be-

trug; im Umgange einnehmend war, gerne lachte und trank, und vortreflich speiste. Zu diesem Herrn gesellte mich ein Gott, um mich alle Annehmlichkeiten und Wollüste des Lebens genießen zu lassen. Ich ward sein Freund und Vertrauter, ja auch so gar sein Gesellschafter beym Tische und Weine; führte das glücklichste und herrlichste Leben, und ward von vielen beneidet, weil er von vornehmern Eltern als ich war, und ich von meinen Eltern gar nichts hatte.

An seinen Ergötzlichkeiten nahm ich Theil, hatte keine Sorge, nichts schweres zu thun, genoß alle Freuden, die gegenwärtig und noch in der Hofnung waren, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens; pflegte mich ohne Aufwand, ohne Kummer, woher ich etwas verschafte. Denn er war mein Verpfleger, er mußte meinen Tisch besorgen. Ich war reich, ohne etwas erworben zu haben, lebte im Ueberflusse, ohne etwas aufzuwenden; trank, ward trunken, verbrachte meine Zeit, mit Balsam parfümirt, unter Trinkgesellschaften und Tänzen; alles diente dazu, mein Leben festlich zu machen. Ich hatte weder ein Amt in den Gerichtshöfen, war weder Einnehmer der Abgaben, noch Advocat um mit anderer Angelegenheiten zu schaffen zu haben, gehörte nicht zu den Landwirthen die mühsam leben, war kein Kaufmann, und reiste nicht zur See. Das Meer kannte ich nur der Fische wegen. Mein Leben war nicht kriegerisch, mit Waffen und Gefahren umgeben; sondern ich war ein glücklicher Mensch, leichtsinnig, müßig, ein Schmarozer, welchen Namen ich vorzüglich

züglich gerne hörte, andere mögen auch noch so sehr auf ihn schelten.

Die Erde brachte mir ihre Frucht, Obst, und viel Wein; das Meer eine Menge Fische; die Jäger verschaften mir Wildpret und Vögel; Köche und Becker Werke ihrer Kunst. Meine einzige Verrichtung war, meinem Wohlthäter einen guten Morgen zu bieten; es den Köchen zu melden, wenn etwas von guter Eßwaare auf dem Markte war; in die Keller zu gehen, die Weine zu kosten; die Köche zu beurtheilen, die besten zu rühmen, und zu ermahnen, noch mehr Fleiß anzuwenden; alles zu loben, alles zu bewundern; meinem Wohlthäter in allem gefällig zu seyn, mit den Köchen vertraulich umzugehen, die Weineinschenker anzulächlen, damit sie die Herrschaft fröhlich bedienten.

Kaum war es Tag, so eilte ich, meinem Erhalter etwas angenehmes zu verkündigen. Drauf hatte er seine Geschäfte vor Gerichte; ich aber zu besorgen, daß eine gute Mittagsmalzeit zubereitet ward; es zu melden, wenn es Essenszeit war, und den Köchen zuzureden, daß sie eilten. Dann füllte ich mich an, kostete von allem, lobte alles, und prieß allezeit das folgende noch mehr, als das erstere; das ich mir bis auf den Abend aufhob. Hierbey genoß ich einen süßen Schlaf, und träumte vom Schmauße.

War es Zeit zu baden, so eilte ich, und kam sehr rein an die glückselige Tafel zurück; lobte und bewunderte alles, und es that mir weh, daß mirs

nicht möglich war, zwey oder drey Magen zu haben. Denn es war alles überflüßig vorhanden; und ich füllte mich bis zum Zerbersten an.

Wenn der Abend kam, war mein Schlaf sorgenfrey, weil ich weder etwas zu verkaufen noch zu kaufen bedurfte, sondern ein anderer für alles, sogar fürs Bette sorgte.

Ich hatte nur die Mahlzeit zu mir zu nehmen, und vortreflich zu speisen. Die Armuth fürchtete ich nicht, verlangte nicht reich zu seyn, war zu jeder Zeit fröhlich. Der Frühling war mir am angenehmsten, weil man da unter Rosen trank. Doch auch der Sommer ergötzte mich nicht weniger, weil er viel schönes hervorbrachte, die Tage verlängerte, und viel Muße zum Mittagsmale, und länger beym Abendessen zu verweilen, verschafte. Die Herbstzeit ist gemäßigter, die Speisen verdauen geschwinder, und man kann mehr essen. Der drauffolgende Winter gab noch mehr Kraft zum essen, und bewegte von Arbeiten und Geschäften außer dem Hause, auszuruhen, und zu Hause zu bleiben. Nur eins schien mir unangenehm, die Länge der Nächte. Doch man konnte ja gleich beym Erwachen frühstücken, ohne daß jemand drüber schalt, auch nach der Länge des Abends, die Zeche verlängern, weil noch Zeit gnug zum Schlafe übrig war.

Allein es ist wahr, wenn man sagt, der Neid widerstehe allen guten Dingen, ein Dämon hasse die sehr Glücklichen, und alle menschliche Dinge müßten sich verändern. Das sage ich nicht in

Ansehung

Ansehung anderer, sondern nur in Betrachtung meiner eigenen Angelegenheiten.

Mein Wohlthäter, der mir mehr als alles, und statt aller war, der mir das Leben so süße machte, der Reiche, der Prächtige, der mir so viel als Reichthum war, der Vertraute der Fortuna — Doch mir fehlen die Worte, von ihm zu sprechen — er ist für mich dahin -- er athmet nur für sich — scheint nur zu leben, und noch das Daseyn zu haben, lebt aber auf keine Weise mehr. — Er ist nicht im Gymnasium — Man fragt; Ist er umgekommen? — Möchte man, o ihr Götter! nie sagen können, das sey geschehen. — Er ist nicht mehr bey Trinkgesellschaften, nicht bey Schmaußereyen — man könnte sagen, er sey von jeder Art zu leben entfernt — Er ist von allem Staate entblößt; vergebens ist er reich, da ihn die schwerste Krankheit gefangen hält, die ihm auch nicht einmal zu vergönnen scheint, das Schreckliche des Unglücks, das ihn umgiebt, zu erkennen. Allein er hat sich dieser Krankheit, oder Raserey, oder — ich weiß nicht, wie ich die Sache nennen soll, selbst übergeben, hält sich selbst für glücklich, und ist doch elender, als wenn er sich selbst verflucht hätte. — Er haßt den Reichthum, hat die wollüstige Lebensart verlassen, hält die vorige Glückseligkeit für Unglück, und liebt die gegenwärtigen Uebel. Sein Haar ist ungeschmückt, das Gesicht blaß, der Blick finster, der Körper, so wie das Kleid, unsauber. Er beharret, jämmerlich unter freyen Himmel, auf der Erde, zu schlafen, erduldet die Sonnenstrahlen, entblößt sich in der Kälte, und hat

hat sichs auch in den Kopf gesetzt, nur zur Nothdurft Speise zu nehmen, Wasser aber überflüßig zu trinken, und wenig zu schlafen. Den größten Theil der Nacht, verbringt er wachend, in Schwermuth. —

Wollt ihr wissen, wie er in diesen Zustand gerathen ist? Es giebt unter euch schreckliche Leute, die, selbst unglücklich, anderer Glück zu Grunde richten. Sie haben nichts zu thun, als sich selbst, wie Missethäter zu quälen, und durch Nachtwachen, Hunger und Arbeit zu peinigen. Jeder der diesen bleichen, barfüßigen, halbnackenden Leuten begegnet, wird sie verabscheuen. Die haben meinen Erhalter ergriffen, ihn mit vielen Reden bezaubert, ohne von ihm beleidiget zu seyn; nur weil sie sein Glück beneideten, und weil sie sich, um nicht allein elend zu leben, Mühe geben, damit sie auch andere in gleichem Zustande sehen mögen. Es sind Zauberer, und böse Menschen, die zu allem überreden können, was das Glück mit Recht verdammt; nämlich, zur Armuth, Narrheit und zum Hunger, in welchen Uebeln sie sich befinden, um unter den Menschen wie Verstorbne zu seyn.

Diese Leute richteten meinen Wohlthäter zu Grunde, und überreichen mir, durch euch, den Giftbecher, den sie selbst mit Rechte trinken würden, wenn sie klug wären.

Es war Zeit zum Mittagsessen, mein Erhalter war nirgends zu finden; man sollte das Abendbrod essen, alles war fertig, er aber befand sich

noch,

noch, voll Schwermuth, bey diesen Leuten. Späte Abends kam er, vom Hunger gezwungen, zurück, legte sich auf kein Ruhebette, sondern auf die Erde, auf eine schlechte Matraze, und sagte: Gebt mir Brod, und auch Wasser ist für mich zu trinken gnug. — Der Schlaf überfiel ihn in diesem Zustande. Früh stand er auf, floh das Haus, war den ganzen Tag über bey diesen Leuten, kam des Abends wieder, nur, um zu Hause eine Hundemahlzeit zu sich zu nehmen. Den dritten Tag ward diese Comödie, zu meinem Leidwesen, wiederholt, auch den vierten und fünften Tag, und so bestärkte die Gewohnheit, diese böse Lebensart. Ich versorgte mich eine Zeitlang, von den Ueberbleibseln dessen, was vorher war angeschaft worden, und empfand also mein Unglück nicht sogleich; denn es war viel Vorrath da. Als aber, nach und nach, alles verzehrt war, lehrte mich der Mangel das Unglück meines Wohlthäters einsehen. Ich überlegte, was ihm wohl müsse wiederfahren seyn, und konnte es nicht errathen; denn es war Raserey, und doch war er noch bey Verstande. — Sollte der Zufall wohl eine Krankheit seyn? Allein er schien gesund zu seyn, und lag nicht im Bette. — Ich fragte alle die ich sahe nach ihm: wo er wäre? was ihm begegnet sey? was er mit dieser Lebensart wolle? Die meisten waren boshaft, und niemand hatte mit meinem gegenwärtigen Unglücke Mitleid.

Man beneidet zwar Glückliche, niemand aber weiß von Erbarmen gegen Elende. Niemand bringt jenen, vom Irwege, auf einen bessern Weg

zurück, noch spricht mit mir menschenfreundlich, wenn man sieht, daß ich mich sorgfältig nach ihm erkundige; sondern der geht stillschweigend vorbey, der lacht, oder vielmehr er lacht über mein Schicksal. Ein anderer sagt; Wirst du nicht heulen? und, was geht mich der an! drohet mir mit Schlägen und geht fort.

Ich ging meinem Wohlthäter nach, bat ihn, sich zu ändern, und glaubte, er habe den Verstand wieder, als ihn die Krankheit einmal ein wenig hatte zu sich selbst kommen lassen; doch weil er mir schalt, als ich wieder zu ihm kam, mich das drittemal grimmig anblickte, und ich nun nicht mehr habe, was ich bedarf, so wende ich mich an euch.

Es mag niemand sagen, daß diese Anzeige, anderer Dinge wegen, geordnet sey, noch fragen, was mir wiederfahren ist. Mein Unglück hat seines Gleichen nicht; ich bin der größten Glückseligkeiten verlustig, der größten Wollüste, des sorgenfreyen Lebens, das mir das allerangenehmste war, beraubt worden. Kein Mensch ist mehr so gütig, kein anderer ist mir das, was er mir war. Ach! welche Veränderung, nach jenem Ueberflusse! jener Trunkenheit!

Ich, der ich sonst bekränzt den Wein, bis zum Ekel trank, und andern zutrank, leide itzt am Nothwendigen Mangel. Die Nacht stellt mir zwar das vorige Wohlleben im Traume dar, allein Abend und Mittag sind mir traurig; und wenn ich andere, ganz trunken vom Schmause gehen sehe, zerreißt mir der Neid das Herz, und ich beseufze

beseufze mein Unglück. Nirgends ist ein Menschenfreund, ein Mitleidiger.. Der lacht, wenn er mich sieht, der stößt mit Füßen nach mir Elenden; und wenn ja jemand so wohlgesittet ist, sich in Worten leutselig zu beweisen, (und es ist Menschenliebe unglückliche zu beklagen,) so ist doch keiner bereit, mich zum Schmaußen oder Zechen einzuladen.

Erweiset mir die Gunst, reichet mir den Schierling! Diesen Freundschaftstrunk reicht mir das Glück. Ich habe weder Vater, noch Mutter mehr, kein Verwandter, noch Freund ist mir übrig. Der mir statt aller war, ist ein Philosoph geworden, das ist, er ist für mich todt. Was soll nun aus mir, den eine lange Gewohnheit gefesselt hält, werden? Wie soll ich mir, gewohnt in Wollüsten zu leben, bis zum Ueberdrusse zu essen, bis zur Trunkenheit zu trinken, das Nothwendige verschaffen? Mein Magen fodert zwar das Gewöhnliche, niemand ist aber da, der es hergiebt. Ich verstehe keine Kunst, denn ich habe nie etwas gelernt. Mein Körper kann nicht mehr arbeiten, denn er ist durch eine weichliche Lebensart verderbt. Es ist mir bis itzt schon schwer geworden, Mangel an den Bedürfnissen des Lebens zu haben, ich weiß aber keine Erleichterung zu finden. Uebergebt mich nicht einem langsamen Tode, sondern verkürzet mein Leiden. Jeder Tod ist verhaßt, das Sterben aber, für Hunger, ist das jämmerlichste. Allein diesem jämmerlichsten werde ich entgehen, wenn ich so viel Gift trinke, als nöthig ist, keiner weitern Zubereitung mehr zu bedürfen.

Ein Mann der zwey Söhne hatte, und den einen haßte, befahl, als er krank war, dem andern, seinen letzten Willen, nach welchem er zum Einzigen Erben bestimmt würde, aufzusetzen; allein der Sohn setzte auch seinen Bruder mit hinein. Als nun hierauf der Vater wieder gesund ward, und fand, daß er auch des Bruders gedacht hatte, enterbte er ihn deswegen.

Vertheidigung des zärtlichen Bruders.

Ob mir gleich mein Vater, nach seiner Krankheit, so sehr gram worden ist, als ich nie denken konnte, ihr Richter; so glaube ich doch, den Göttern Dank schuldig zu seyn, daß er, der Gefahr entgangen, alle Handlungen eines Gesunden vornehmen, eine Gerichtsversammlung veranlassen, und wen er will verklagen kann.

Denn, ob es gleich der erste Gebrauch ist, den er von seiner Genesung macht, daß er euch zu überreden sucht, ihn durch eure Stimmen zu berechtigen, mich aus dem Hause zu werfen; so ist mirs doch lieber, daß er lebt, als daß er gestorben wäre, und ich dieses Unglück nicht erfahren dürfte. Weil ich keine so große Furcht empfunden habe, enterbt zu werden, als den Vater zu verliehren. Und wäre es nothwendig, daß eins von

von uns beyden sterben müßte, so würde ich lieber sterben. Ich bitte aber itzt die Götter, (die ich, als er krank war, anrief, ihn von dem damaligen Uebel zu befreyen, und ihm die vorige Gesundheit zu schenken,) seinen Unwillen gegen mich zu endigen, ihn zu besänftigen, und mir, nach der Wiederherstellung meines Vaters, die zweyte Gnade zu erweisen, daß sie itzt vor Gerichte seinen Zorn stillen.

Ich habe zwar die Gewogenheit, vieler Verwandten, und Angehörigen unsers Geschlechts; die, als sie was vorging erfuhren, zu uns kamen, und sich bemüheten, dem Vater zuzureden, nicht so heftig über etwas zu zürnen, das Verzeihung verdiene. Doch muß ich auch euch, ihr Richter, der Gesinnungen wegen rühmen, die ihr gezeigt habt, als euch diese Sache vorgetragen ward. Denn, gewöhnlicher Weise, stehen die Richter den Vätern, wider die Kinder bey, wenn auch ihre Klagen nicht gerecht sind. Ihr aber ließet es, als ihr meine Handlung zum Besten meines Bruders hörtet, auf euren Gesichtern lesen, daß ihr sie nicht tadelt; sondern daß ein jeder von euch, eben das für seinen Bruder, in ähnlichen Umständen, gethan haben würde. Es möge euch wohl gehen! weil ihr so rechtschaffen seyd, und eure abgelegten Schwüre mächtiger als alles seyn lasset. — Ich bitte euch aber auch, die gute Meynung gegen mich zu behalten, und den Vater zu ermahnen, weil er Vater ist, es für kein Verbrechen anzusehen, daß sein Sohn Mitleid gegen den Bruder zu fühlen weiß. Denn ob er sich gleich durch die

Vorstellungen und Bitten, so vieler andern nicht hat, auf andere Gedanken bringen lassen, so wird er doch eure Bemühungen, ihn zu besänftigen, nicht tadlen können.

Man sollte itzt, seiner wiedererlangten Gesundheit wegen, ein Fest begehen, und den Göttern, die ihn erhalten opfern; man sollte den Angehörigen ein Freudenmahl geben, alle häusliche Mishelligkeiten aus dem Wege schaffen, und hierdurch dem günstigen Geschicke, für seine Wiederherstellung danken. Allein, weil er der Familie, so bald er gesund worden ist, und unser Kummer nur aufgehört hat, eine neue Ursache zum Grame giebt, da er sich bestrebt, mich aus seiner und ihrer Gemeinschaft zu verstoßen; so ist mir nichts, als euer Beystand übrig. Denn ihr sehet, daß dem Vater viel geübte Redner beystehen, weil er sie bezahlen kann, und sie gerne nehmen. Ich selbst bin aber in Gerichtshändeln unerfahren, habe keinen Vertheidiger und kein Geld, und würde auch nie einen solchen mitbringen. Der einzige der mir in Aufklärung dieses Handels mit Rechte beystehen, und sein Bitten mit den meinigen vereinigen sollte, mein Bruder, schämt und scheuet sich, und wagt es nicht, herein zu kommen, weil er, nebst andern Dingen, auch erwägt, daß mir die Liebe zu ihm, eine Ursache so großer Leiden geworden ist.

Ich wünschte zwar alles, was seit kurzen unter uns vorgegangen ist, verschweigen zu können. Denn bringt mir auch der letzte Wille, den ich in meines Vaters Namen aufsetzte, und um dessentwillen

willen ich heute verjagt werde, einige Ehre; so würde ich es doch für einen Gewinst halten, wenn die Fehler meines Bruders, wodurch er den Vater erzürnt hat, und alles was ihm angeht, verborgen bleiben könnten. Allein, weil mir die Anklage des Vaters nicht gestattet, davon zu schweigen, so muß ich es wagen, etwas davon, mit ein par Worten zu erwähnen, erbitte mir aber auch dieser kurzen Anzeige wegen, zu welcher ich gezwungen bin, Verzeihung.

Wir beyde, ich, ihr Richter, der itzt soll verbannt werden, und mein unglücklicher Bruder, wurden unserm Vater gebohren. Ich bin der älteste, doch ist er nur ein Jahr jünger als ich; so daß wir wie Zwillinge mit einander aufwuchsen, einerley Erziehung und Unterricht, Beschäftigungen und Zeitvertreibe in und außer dem Hause, gänzlich alles, kleines und großes, mit einander gemein hatten. Weil wir uns nun auf den Uebungsplätzen, und in den Hörsälen, sitsam und anständig, wie es sich für Leute von guter Geburt schickt, betrugen, so lobte man uns, und der Vater ward unsertwegen in der Stadt glückselig gepriesen; welches machte, daß er fröhlich und zufrieden lebte.

Ich sage keine Unwahrheit, mein Vater, wenn ich das sage; denn du weißt, wie vergnügt du warest, als wir dich an den Neumonden in den Tempel begleiteten, und der eine dir zur Rechten, der andere zur Linken ging; — daß du um nichts so inbrünstig betetest, als daß dein ganzes Vermögen, deinen beyden Kindern zufallen, und kein nei-

dischet Dämon ihnen etwas davon entwenden möchte.

Darum batest du zwar; allein es war schwer die Neider zu besiegen. Denn als es uns so nach Wunsche ging, und wir sehr glücklich zu seyn schienen, beging mein Bruder einen Fehler, (denn ich muß die Warheit sagen) und verließ ein wenig die vorige ordentliche Lebensart. Das fing ein Mann auf, der sich stellte als sey er ein Freund des Vaters, ging zu ihm auf den Markt, seufzte, als ob er Mitleid gegen ihn empfände, und verklagte den Jüngling, der abwesend war. Er vergrößerte den kleinen Fehler, durch seine Beredsamkeit, sagte, er schäme sich selbst, wegen der Schande die uns dadurch träfe; und machte den Vater grausam, der es sonst nicht war, nun aber bald dem Sohne so gram ward, daß er ihm nicht einmal sich ihm zu nähern, mit ihm zu sprechen, oder mit ihm an einer Tafel zu speisen erlaubte. Und es war noch eine große Güte des Vaters, daß er ihn nicht auch damals gleich aus dem Hause verstieß. Denn der gute Freund ließ nicht nach, seinen Zorn anzufeuern, und stand im Begriffe, auch wider mich zu arbeiten, weil ihm sein erstes Werk so wohl gelungen war.

Doch weil mich seine Verläumdung noch nicht getroffen hatte, fiel ich dem Vater zu Fuße, und bat ihn, seinen Sohn nicht für so sehr lasterhaft zu halten, und von den Beschuldigungen der Verläumder, nicht mehr zu glauben, als wahr sey. Ich bin, sagte ich, stets bey ihm, und habe alles gesehen, ihn zwar gescholten, weiß aber auch,

daß

daß er nicht so böse ist. Und zugleich verlangte ich, daß die Ankläger auftreten, ihre Anklage erweisen, und nicht so im Verborgenen verläumden möchten.

Als ich nun dem Vater immer dergleichen Vorstellungen that, die ihn vielleicht nach und nach hätten besänftigen können, fiel er in die Krankheit, die itzt eine Ursache meiner Verstoßung geworden ist. Wir schwammen alle in Thränen, die Mutter, ich der damals geliebte Sohn, und der, welcher ihn erzürnt hatte; dem das am meisten schmerzte, daß er nicht zum Kranken kommen, ihn nicht anrühren, ihm gar keine Handreichung thun durfte. Der Vater dem seine Krankheit gefährlich schien, fand für gut, seinen letzten Willen aufsetzen zu lassen, rief mich zu sich, ließ mich neben sein Bette setzen, hieß alle andere abtreten, und sagte zu mir: Ich halte dich für würdig, mein einziger Erbe zu werden, ob es gleich erstlich nicht so beschlossen war; sondern weil ich zwey Kinder hatte, auch mein Vermögen in zwey Theile getheilt werden sollte. Allein das verhindert itzt dein Bruder, der dir nicht in allem nachahmet, sondern den Leuten Gelegenheit zum übeln Nachreden gegeben hat. So, sagte er, ist es beschlossen, das schreib auf.

Ich aber, Ihr Richter, als ich das gehört, und die Tafeln mit Thränen benetzt hatte — wie soll ich euch das Geschehene vortragen? — Wie ich nicht konnte überredet werden, daß mein Bruder nicht mein Bruder sey, sondern da ich wußte,

er sey mit mir, von einer Mutter, von einem Vater, entsprossen, — und da sich sein ganzes Recht, meines Herzens und meiner Hand, bemächtigte, habe ich das geschrieben, was der Vater selbst würde geschrieben haben, wenn er den letzten Willen aufgesetzt hätte, ehe er wäre zornig worden. — Als das geschehen war, lief ich sogleich in den Tempel, und mein unglücklicher Bruder folgte mir. Ich fiel vor den Altären der Götter nieder und bat sie, den Vater wieder gesund zu machen, damit er, mit meiner guten Aufführung überhaupt zufrieden, sich auch wieder mit dem Bruder aussöhnen ließe. Des folgenden Tages hörten wir, daß die Aerzte sagten, es zeige sich Hofnung, hernach, das Uebel sey größtentheils gehoben, dann, es sey alle Gefahr vorbey. Drauf rief er mich zu sich, und befahl mir, ihm den letzten Willen zu bringen. Als er ihn gelesen, und hierauf mit Leuten gesprochen hatte, deren Vergnügen es ist, wenn Familien in Uneinigkeit leben, nennte er mich, einen Gottlosen, Bösewicht, Feind der Götter, und dergleichen, und setzte hinzu, er wolle mich aus dem Hause jagen und enterben. Ich hielt es nur für bloße Drohungen, weil ich dachte, eine so gutgemeinte Schrift verdiene keine Strafe. Er aber suchte sie, seinen Aufhetzern zu Liebe, ins Werk zu stellen; und itzt hört ihr seine Anklage.

Das Gesetz, sagt er, giebt mir Macht meinen Sohn zu verstoßen. — Ich weiß es, und lobe das Gesetz, daß es Vätern die beleidigt worden, und die von den Kindern mit Rechte, nach

den

den Göttern, müssen verehrt werden, hilft. — Es ist aber unnöthig euch durch eine weitläuftige Erzählung aller Arbeiten, die ich jederzeit für ihn übernommen habe, beschwerlich zu seyn; sein letzter Wille ist ein hinreichendes Zeugniß meines Betragens. Denn hätte er nicht gewußt, daß ich ihn liebte, nach Wissenschaften begierig, kein Sclav der Wollüste, gegen Aeltere ehrerbietig, gelassen und arbeitsam, und eben so abgeneigt vom Verschwenden, als mich auf eine unrechtmäßige Weise zu bereichern sey, und noch andere dergleichen gute Eigenschaften besäße; so würde er mich nicht zum Erben, seines ganzen Vermögens, bestimmt haben. Und gleichwohl will er nun itzt den verstoßen, den er sonst nie tadelte, ob er gleich das nicht sagen kann, womit andere ihren Zorn rechtfertigen.

Denn sehe ich einen, der enterbt worden ist, und frage einen der Nachbaren, was er gethan hat, so heißt es: Er hat sich ein Mensch gehalten, und dem Vater verächtlich begegnet — Frage ich, was ein anderer gethan hat, dem eben das wiederfahren ist, so sagt man: Er trinkt zu viel Wein — Ein Vater tritt herein, und schreiet: Ihr Richter, mein Sohn verbringt seine Zeit mit Vogelstellen und Spielen, und vernachläßigt alle ernsthafte Beschäftigungen; ist ungesittet gegen seine Cammeraden, und schlägt jeden der ihm zu nahe kommt. — Auch der Haß gegen einen Bruder ist zuweilen eine Ursache der Enterbung; und der Vater verstößt den Sohn, weil er merkt, daß er den Tod seines Bruders wünscht.

Was aber habe ich gethan, das mit solchen Vergehungen zu vergleichen wäre? Der Vater sagt: Dein Verbrechen ist zwar nicht von dieser Art; allein du hast nicht geschrieben, was ich befohlen habe, und hast statt eines Erben, zwey, dich und den Bruder gesetzt — Den Bruder, sagst du? Was ist das Wunder? Das Gegentheil wäre etwas seltsames! Wenn ich, da ich die Tafeln in Händen hatte, so gottlos gewesen wäre, etwas zu seinem Schaden zu schreiben. —

Kannst du mir, mein Vater, zeigen, daß ich so aus Feindschaft gegen dich gehandelt habe, so nimm Rache. Nicht, die du itzt foderst, die ist zu klein; — tödte mich! Kannst du aber mein Herz nicht tadlen, und nicht sagen, daß ich es als dein Feind gethan habe; warum verdammst du Handlungen, deren Bewegungsgrund du nicht schelten kannst?

Selbst in den Verordnungen wider Mörder, wird die That so gerichtet. Fliehet nicht auch von zwey Mördern der eine, kömmt aber wieder zurück, der andere hingegen entfliehet auf immer, weil er sich selbst verdammt, und weiß, daß er sterben muß, wenn er bleibt. Warum geschieht das? hat nicht jener so wohl, als dieser, einen Mord begangen? und ist der eine getödete, nicht so wohl gestorben, als der andere? Darum, weil dieser den Mord mit Vorsatz begangen hat, jener aber, ohne seinen Willen, unglücklicher Weise, dazu gekommen ist, hasset das Gesetz diesen, und erbarmt sich jenes. Hat er sich nur vertheidigt, sagt es, so hat er recht gethan. So auch, wer

im

im Treffen den Freund für einen Feind angesehen hat, soll nicht bestraft werden. — So viel kömmt bey Handlungen auf den Willen an, und man ist gewohnt, auf ihn zu sehen, um die Sache entweder für gut, oder für böse zu halten.

Also, mein Vater, handle auch itzt mit mir nach eben demselben Grundsatze. Sollte ich das wohl, aus Muthwillen gegen deine Befehle, geschrieben haben, weil ich mich für besser, als dich hielte, und verlangte, du solltest mir in dem, was mir gefällig sey, nachgeben? Hast du nicht immer zum Volke, zu den Verwandten, Bürgern und Fremden gesagt, daß ich sittsam und gelassen sey? Hast du nicht von mir gerühmt, ich sey ehrerbietig, Mutter, Vater und Lehrmeistern gehorsam? Wie kann ich nun so plötzlich boshaft gegen dich gesinnet seyn, und mir vorgenommen haben, dich zu kränken, da ich nicht zuvor von dir bin beleidiget worden? Bin ich rasend, wie kann ich bestraft werden? Bin ich aber vernünftig, so war es nicht möglich, daß ich bey gesunden Verstande so handeln konnte.

Doch, warum habe ich nicht das gethan, was du befohlen hattest, und warum habe ich nicht der einzige Erbe seyn wollen? Der unglückliche Bruder jammerte mich, mein Vater; (denn was wahr ist, scheue ich mich nicht, oft zu wiederholen) es war mir nicht möglich, ihn vom Testamente auszuschließen; — es war mir, als ob ich die Stimme der Natur hörte, die mir zurief: Schreib auch den hinein, der mit dir von einerley Eltern entsprossen ist! Also war zwar die Hand mein, mein

Vater, allein diese Gottheit, deren Gesetze gute Menschen bewahren, lasterhafte aber übertreten, zwang mich. — Die Ehrfurcht vor diesen Gesetzen, ist mit mir aufgewachsen; die mich, wenn dich ein Feind anfiele, antreiben würde, die Streiche ohne Bedenken aufzufangen. Eben diese Pflicht würde ich auch der Mutter leisten — und, erlaubst du mirs wohl, auch noch den dritten zu nennen? — auch den Bruder zu retten, würde ich willig sterben. Denn ich halte die Benennungen, Vater, Mutter, Sohn und Bruder, für keine leere Namen, sondern glaube, daß in jedem, die Nothwendigkeit, einander zu lieben, liegt. — Der Bruder jammerte mich, schon ehe an den letzten Willen gedacht ward; es jammerte mich, als er sollte aufgesetzt werden, daß auch die Krankheit des Vaters ihm keine Vergebung verschaft hatte. Ich sahe ihn nicht nur der Erbschaft beraubt, sondern auch dadurch in Schande gestürzt.

Denn wärest du gestorben, und er hätte keinen Antheil an der Erbschaft gehabt; die Tafeln wären gelesen worden, und man hätte ihn nicht erwähnt gefunden, — wie würde sein übriges Leben gewesen seyn? Welchen Jüngling oder Greiß hätte er ansehen? welchen Platz betreten? was zum Volke sprechen? welchen Antheil an den gemeinen Güthern fodern dürfen? da er keinen an dem Vermögen seines Vaters gehabt hätte. Wer würde ihm eine Gesandschaft anvertrauet, ihn zum Feldherrn gemacht haben? Aus welchem Hause hätte er eine Frau bekommen? wie seine Kinder ermahnen können? Das alles, mein Vater, wäre

aus diesem letzten Willen entstanden; und er wäre nicht nur, wie du dachtest, eine Beraubung des Vermögens, sondern auch des ganzen Muthes gewesen. Er hätte ihm die Zunge abgeschnitten, den Mund verstopft, ihn aus dem Vaterlande vertrieben. — Das alles kam mir in den Sinn, das vermehrte mein Mitleid, mit diesen Betrachtungen mußt du dir vorstellen, daß ich das Testament geschrieben habe.

Allein, ihr Richter, solltet billig solche Leute vielmehr retten, als zu Grunde richten lassen, und überlegen, daß jeder, der gegen die Seinigen gut gesinnt ist, es auch, wahrscheinlicher Weise, gegen andere seyn wird; der sich aber gegen die grausam beträgt, gewiß auch aller Menschen Feind ist. Denn wenn ich mich nicht des Bruders erbarmte, wie sollte ich mich eines Bürgers erbarmen? und wenn keines Bürgers, wie eines andern Einwohners? keines Einwohners, wie eines Fremden? wenn nicht der Leute bey uns, wie der übrigen Griechen? wenn nicht der Griechen, wie der Barbaren? Wer sich aber keines Menschen erbarmt, der sollte mit Rechte lebendig begraben werden.

Hast du nicht im Kriege gesehen, mein Vater, daß oft die Erschlagenen, von den Ueberwindern sind begraben worden? Warum geschicht das? Weil man den Verunglückten, nach geendigter Schlacht, beklagt. Hat also unter Feinden Erbarmen statt, wie sollte ich gegen den Bruder unbarmherzig seyn? Mein Vater war sein Feind, allein der seinen Zorn fühlen sollte, war mein Bruder.

Bruder. Der Vater strafte, der Bruder sollte gestraft werden. Das Mitleid zog mich also zum leidenden Theile hin. Denn wie ich, wenn beyden eine Gefahr drohete, und es nicht möglich wäre, beyde zu retten, sondern nur einen von beyden, den Vater retten würde, so zog mich, da dieser zornig, jener aber in Gefahr war, das niedergedrückte zu sich hin. Erinnere dich mein Vater, daß wir in der Kindheit, wenn wir kindische Fehler begangen hatten, und du uns droheteſt, zur Mutter flohen; die uns aufnahm, unser Beystand war, und dich bat, uns nicht zu schlagen, worauf du uns vergabst. Eben so war es auch itzt. Du warst zornig, ihm drohete eine große Gefahr, ich aber half ihm, weil ich sein Bruder war. Drum vergieb uns auch itzt!

Denn wäre es angegangen, ihn Theil an der Erbschaft nehmen zu lassen, er hätte mögen aufgeschrieben seyn oder nicht, und ich hätte dir also gehorchen können, ohne ihm zu schaden, so müßte ich der allerverwegenste Mensch seyn, wenn ich deine Befehle vernachläßigt, und nur für ihn gesorgt hätte. Weil aber nur zu wählen war, ob ich deinen Worten gehorchen, oder das Schicksal des Verläumdeten verbessern wollte, so halte es für billig, daß ich mich dahin neigen ließ, und mache aus dem Werke der Natur, dem Sohne kein Verbrechen.

Man kann aber auch nicht sagen, daß alles nur darum geschehen sey, weil mich der Bruder jammerte. Es geschahe auch aus noch einer andern wichtigen Ursache. Ich that es ihr Richter,

daß

daß mein Vater einer übeln Nachrede entgehen möchte. Denn ich überlegte, was man von ihm sprechen würde, und sahe ein, wie gelindere Väter ihn tadlen würden. Seht doch die große Härte an! der herannahende Tod konnte so gar seinen Zorn nicht stillen, sondern er wollte ihn noch mit ins Grab nehmen. — Ich wußte daß es so geschehen, und daß der vorübergehende sein Grab verfluchen würde. Das suchte ich nun zu verhindern, deswegen machte ich das, was ich hernach, als ein Geschenk weggeben konnte, durch den letzten Willen aus, weil ich es so für beyde am nützlichsten fand. Was habe ich also verbrochen, da ich durch ein und dieselbe Handlung, dem Bruder und Vater beystehen wollte?

Der Vater sagt: Er war werth diese Strafe zu leiden, — und erzählt uns das Verbrechen des Jünglings. Ich kann es nicht leugnen, daß er nicht etwas von seiner Pflicht sollte vernachläßigt haben; habe ihm oft gesagt, daß man nicht nachläßig seyn müsse, und glaube auch, ihn gebessert zu haben. Allein ihr seyd alle jung gewesen, ihr Richter, und erziehet junge Söhne, ihr wisset, daß es in einem solchen Alter nicht möglich ist, ohne Fehler zu seyn; nur begeht der eine mehr, der andere weniger, jeder wird irgend einmal bey einer Thorheit gefangen. Und ist das ein Wunder? Da auch das Alter nicht allezeit den Wohlstand beobachtet, und viele bereuen müssen, was sie gethan haben; es auch wohl möglich ist, daß jemand zugleich alt und strafbar seyn kann, und auch alte Verzeihung erlangen. Denn, ihr Richter,

Richter, man verzeihet dem Jüngling als Jüngling, dem Alten aber als Menschen; weil nur Götter so vollkommen sind, nicht fehlen zu können.

Hast du nicht, mein Vater gesehen, wie manche junge Pferde springen, und den Reuter plagen, die man deswegen doch nicht für unnütze hält, und abschaft; sondern ich habe von einem, der in der Reitkunst erfahren war, gehört, daß diese von Natur die edelsten wären, weil sie, wenn man sie gebändiget hätte, mit den Jahren thätiger würden, gut zu gebrauchen, und besser als andere wären.

Der Jüngling suchte sich einiger beschwerlichen Arbeiten zu entziehen, denn er war ein Jüngling, und man muß sich wundern, wenn ein solcher die Arbeit liebt, und glaubt er sey den Alten ähnlich. Man kann zwar nachläßige nicht loben, man muß aber denken, daß sie ihrem Alter gemäß handlen. Wilst du nun keinem Menschen vergeben, so siehe zu, ob dir jemand Beyfall geben wird, vornehmlich, da du in einem freyen Staate lebst. Denn giebt es einige, denen man verzeihen muß, wer verdient es mehr, als wir jungen Leute? War es nothwendig, daß der Sohn Strafe litt, so hat er sie schon gelitten; und ich könnte sagen, er hat nicht wenig gelitten. Du hast eine lange Zeit kein Wort mit ihm gesprochen, man hinterbrachte ihm deine Drohungen; er lebte in Furcht; das Gesinde sahe ihn zittern; er durfte nicht zur Tafel kommen; mußte immer noch mehr fürchten; den Spott der Bedienten erdulden; durchwachte die Nächte, durchweinte die Tage; die Traurigkeit

hat

hat seinen Körper fast gänzlich verzehrt. — Was fodert man also mehr? — Und noch dazu für Vergehungen, die, wie der Vater selbst sagt, nicht groß sind. Denn er ward ihm zwar gram, jagte ihn aber nicht aus dem Hause; welches er gewiß würde gethan haben, wenn er etwas wichtiges verbrochen hätte. — Er kann nicht vorwenden, daß er nicht seinen Sohn zu verstoßen wisse. Denn was würde der nicht thun, wenn er den Sohn bey großen Verbrechen ergriffen hätte, der glaubt, die Liebe gegen einen Bruder, verdiene eine solche Strafe?

Das, mein Vater, überredete mich am meisten, den Bruder für werth zu halten, die Erbschaft mit mir zu theilen, daß du selbst seine Vergehungen für klein gehalten hattest; denn das war mir eine Anzeige, daß du dich, mit der Zeit, ganz würdest besänftigen lassen. Ich gab ihm also, was, wie ich dachte, du ihm nach wiedererlangter Gesundheit schenken würdest; weil ich glaubte, du würdest mich bey deiner Genesung deswegen loben.

Ich will dir sagen, warum ich das hofte. Keiner der Wahrsager verkündigte dein Ende, und die Aerzte ermahnten für dich zu beten; das künftige war also noch ungewiß. Drum schrieb ich nichts, in der gewissen Meynung, daß es dir würde verborgen bleiben; sondern, daß du vielleicht meine Schrift, und wie ich gehandelt hätte, sehen würdest. Wer aber das erwartet, der schreibt nichts, was ihm, wenn es gelesen wird, einen Schein der Ungerechtigkeit geben könnte.

Der

Der Vater sagt: Ich hatte die Absicht, ihn durch Armuth zu bessern. — Wie aber, wenn er dadurch schlimmer geworden wäre? Du hättest ihm einen guten Vorwand gegeben, lasterhaft zu werden. Oder meinest du, der Reichtum bringe überall Laster hervor, die Armuth aber sey stets mit der Tugend vereiniget? — So ist es nicht, sondern, es ist wohl möglich, daß der Reichthum gut gebraucht, die Armuth hingegen, eine Ursache des Verbrechens werden kann. So sehr der Reichtum dem hilft, der sündigen will, eben so sehr zwingt die Armuth, den zu sündigen, der es nicht will. Denn wenn du Kirchenräuber, Leute die Mauern durchbrechen, Kasten öffnen, die Schönheit verkaufen, Diebe, Straßenräuber, und alle die des Gewinstes wegen unrecht thun, betrachten willst, so wirst du finden, daß es fast allezeit Arme, selten aber Reiche sind. Denn kann auch jemand alles andere erdulden, so kann er doch den Hunger nicht ertragen. — Welcher von den Göttern war die Bürge, daß dein Sohn nicht, durch Armuth gezwungen, ein schändlicher Mensch werden würde? Man hätte ihn auch nicht verdammen dürfen, daß er das Geschlecht schändete; denn er hätte eine allen offenbare Entschuldigung gehabt, und würde gesagt haben: Weil mich ein reicher Vater erzogen, und mir eine meinem Herkommen gemäße Erziehung gegeben, hernach aber im Zorne enterbt hat, so bin ich itzt, um Lebensunterhalt zu suchen, zu Handlungen gezwungen, die ich nicht gerne thue.

Denn,

Denn, hätten die Verwandte, mein Vater, von ihrem Vermögen zusammen geschossen, und ihm einen Gehalt ausgemacht, so wäre dein Entzweck, warum er nichts von dem Deinigen bekommen sollte, verfehlt worden; weil ihm andere gäben. Wären sie aber hart, oder einige beleidigt gewesen, und hätten ihn in der Armuth umkommen lassen, so würde es etwas schweres gewesen seyn, mein Vater, daß dein Sohn durch Mangel gebessert, ja es würde schwer gehalten haben, daß er nicht dadurch verschlimmert worden wäre. Und was noch mehr ist, wenn sich nun sonst niemand seiner angenommen hätte, so hätte ich doch selbst, ihn hernach, an meinen Güthern Antheil nehmen lassen. (Ich muß es bekennen, so sehr ich dich auch dadurch erzürne.) Wie sollte ich es dann machen, wenn ich den, durch das Testament lasterhaft gemachten, nach einem so großen erlittenen Schaden, mit Güte behandeln wollte?

Der Vater sagt: Warum hast du mir nicht alles vorgestellt, als ich dir zu schreiben befahl? Denn es wäre besser gewesen, mich zu überreden, als stillschweigend zu beleidigen. — Wie konnte ich aber gegen einen schwachen Kranken, der sich zu seinem Ende geschickt machen zu müssen glaubte, eine lange Rede halten? Wie konnte ich, unterrichtet von den Weisen, alles zur gelegenen Zeit zu thun, ihm eine so unangenehme Sache, in der Krankheit vorbringen, und den mit quälenden Reden beunruhigen, den das Fieber plagte? Wisset ihr nicht, ihr Richter, wie sehr solche Leute der Ruhe bedürfen? Daß die Aerzte, sowohl dem

Kranken selbst, als auch allen, die bey ihnen sind, ruhig zu seyn gebiethen? und daß dem Kranken so gar Dinge, die ihrer Natur nach nicht unangenehm sind, empfindlich seyn können; z. B. Wenn jemand spricht, schweigt, steht, sitzt, lächelt, finster aussieht, fortgeht, oder dableibt. Jede Handlung kann ihm Empfindung verursachen, und das Uebel vermehren. Man muß wohl den Kranken auf alle Weise zu erfreuen suchen, mit nichts aber betrüben. Drum sagt man ihm so gar Unwahrheiten, und erdenkt etwas das er gerne hört; man verbirgt es, wenn sich etwas unangenehmes zugetragen hat, und erzählt, was nicht gut ist, als etwas gutes.

Wie konnte ich mich also damals mit dir streiten, mein Vater, und dir alles vorstellen, was ich itzt vortrage? dich zu überzeugen suchen, daß deine Entschlüßung ungerecht sey, und dadurch dein schon zum Zorne geneigtes Gemüth erbittern, und Feuer auf Feuer häufen? Welcher von den Aerzten und andern Leuten, würde mir nicht die Schuld deines Todes gegeben haben, wenn es geschehen wäre, daß die Krankheit zugenommen hätte? Das ist der Vatermörder, hätte es geheißen, der seine Krankheit verschlimmerte, weil er den Sohn gegen ihn lobte, den er haßte — Er zog zwar den Dolch nicht gegen den Vater, er tödete ihn aber doch durch Zorn. —

Denn hörst du itzt, da du gesund bist, meine Rede mit Verdruß an, obgleich die Richter und übrigen Anwesende erkennen, daß ich recht gesprochen habe; wie stark würde nicht deine Empfind-

lichkeit

lichkeit gewesen seyn, als dich die Krankheit quälte? würdest du nicht geschrieen haben, man solle mich hinausjagen, weil ich dich mit meinem Geschwätze tödtete? Meinem Bruder würdest du gram geblieben seyn, und deine Liebe zu mir in Haß verwandelt haben. Ich hätte, als ein schlechter Arzt deines Zorns, abgehen müssen, und an unserer beyden statt, würde ein ganz anderer Erbe ernannt worden seyn; — und das wäre doch noch nicht so schrecklich gewesen, als deine Beschämung verursacht zu haben? Welches Uebel könnte größer seyn!

Er sagt: Ich werde durch deine Menschenliebe beschimpft. — Das ihr Richter wäre ihm nicht wiederfahren, wenn er geschwiegen hätte. Denn von mir sollte es weder bey seinem Leben, noch nach seinem Tode, jemand erfahren haben, nicht einmal mein Bruder, hätte es erfahren. Er schadet sich aber, wie ihr sehet selbst. Hätte er nur entweder ganz stille geschwiegen, oder dem Testamente Beyfall gegeben, meinen guten Entschluß gerühmt, sich über das was geschehen war, erfreuet, und sein Haus von der bisherigen Unruhe befreyet, so wäre bey uns alles gut gewesen. Itzt aber, da er wider meinen Aufsatz streitet, deswegen eine so schwere Klage anstellt, und seinem eignen Sohne entsagt, giebt er gütigen und ihre Kinder liebenden Eltern Ursache, ihn zu tadlen.

Doch, mein Vater, hast du es auch nicht zuvor gethan, so erkenne dich doch, bey den Göttern! itzt selbst. Erkenne aber auch uns! Scheue

dich vor den Göttern, welchen du geopfert hast, als du wünschtest Vater zu werden, und als du es schon warest. Als du ihnen aber ein zehnfaches Opfer brachtest, batest du doch wohl nicht, daß deine Söhne, weder dein Haus, noch dein übriges Vermögen erben; sondern daß sie deine Nachfolger und Erben, Anführer festlicher Chöre, Schifscapitains, Redner, Gesandten, gute Soldaten und tapfere Feldherrn werden möchten. Das hast du dir, wahrscheinlicher Weise, von den Göttern zu erbitten gesucht; denn das sind die Gebethe der Eltern. — Dieser Wünsche erinnere dich, die scheue, und mache dich nicht selbst kinderlos, da du Söhne hast! mache uns nicht zu Waysen, da wir einen Vater haben! Die Mutter hat schon gnug geweint, gnug der unglückliche Bruder, gnug ich, der sonst, wie ich dachte, glückliche, itzt elende; unsern wahren Freunden haben wir schon gnug Kummer, unsern öffentlichen und heimlichen Feinden, gnug Freude gemacht. In allen andern Häusern, trift man Eintracht, Liebe, freundschaftliche Unterredungen, gemeinschaftliche Mahlzeiten, angenehme Zeitvertreibe, gute Aussichten in die Zukunft, an; — bey uns hingegen sind Beschuldigungen, Klagen, Zorn, Verdruß, Wehklagen, Niedergeschlagenheit, Wahn von einander beleidiget zu seyn, Krieg im innern des Hauses, nirgends Aussöhnung. — Wirst du nicht müde, mein Vater, die Deinen zu hassen?

Oft entzweyen sich Städte, wichtiger Dinge wegen, mit einander, machen sich fertig zum Treffen, stellen die Soldaten in Schlachtordnung, ver-

gleichen

gleichen sich aber doch noch vor der Schlacht, und trennen sich, nach dem sie sich in gemeinschaftlichen Gelübden ausgesöhnet haben. Allein, du bist Vater, und zürnst doch ewig, und machst diese Benennung nicht zu einem Zeichen des Vertrags, sondern hassest, die du gezeugt hast, da dir nicht unbekannt ist, wie sich Thiere gegen ihre junge betragen. — Welche Furie hat deine Heurath gestiftet? Wider welche Götter haben wir gesündiget, daß wir solche Strafe leiden müssen? Warum hast du uns nicht ausgesetzt, als wir gebohren wurden, da du uns nur für ein solches Schicksal erziehen wolltest? —

Doch es ist nothwendig, daß ich gänzlich aus dem Hause geworfen werde, die Natur kann deinen Zorn nicht überwinden! — Es mag geschehen, wenn dirs so gut dünkt; nur vergieb meinem Bruder! lösche die Verläumdungen in deinem Herzen aus, und lerne den Lästerern mistrauen. Unterhalte diesen Sohn als deinen Erben, und übergieb ihm alles allein. Er soll alles allein haben! ich tadle es nicht, beneide ihn nicht, wenn nur ein Sohn die Erbschaft erhält. — Laß nur die Verläumder nicht so viel über dich vermögen, daß du, wie es einige anstellen wollen, deine Kinder verjagest, und sie für deine Kinder ansiehst. — Versprecht ihr mir das nur, ihr Richter, so ertrage ich die Verstoßung gelassener. Denn mich quält keine Furcht, daß ich jemals Mangel an Wohnung und Freunden, die mich aufnehmen, haben möchte.

Der letzte Wille hat mir viel Väter verschaft; ich weiß, daß man mich lobt, bewundert und liebt. Mancher wird es für einen Gewinst halten, wenn er zeigen kann, daß er mich Theil an seinem Vermögen nehmen läßt.

Nur eins bitte ich dich, mein Vater, (und du darfst dich nicht fürchten, denn es wird die Verstoßung nicht aufheben) daß du mir erlaubst, mich dir auf dem Markte zu nähern, mit dir zu sprechen, und dich bis an die Hausthüre zu begleiten. Trift mich der Thürwärter an, daß ich hineingehen will, so mag er mich tödten.

Rufe mir doch jemand den Bruder. — Komm unglücklicher, sey getrost! ergreif des Vaters Kniee, weine, bitte ihn fußfällig! Sein Zorn ist zu mir übergegangen; er wird dir gewiß verzeihen, wenn du mein Feind wirst. — Drum hasse mich, schilt mir, und verlaß mich! — Durch diesen Krieg wirst du den Frieden mit ihm erhalten.

Lob des Landlebens.

Hesiodus ist uns im Lobe des Feldbaues zuvorgekommen, und hat eben so vielen Fleiß drauf gewendet, die Landwirthschaft, als das Geschlechtsregister der Götter zu beschreiben. Es ist offenbar, daß er den Ackerbau, durch seine Muse, erheben wollte, weil er ihn, für etwas wichtiges und

und gutes hielt. Denn wie sollte etwas geringe seyn, darum sich so viele und große Götter bekümmerten? Man weiß daß Minerva den Ochsen unter das Joch gebracht, und den Menschen den Pflug gegeben, Dionysius aber die Annehmlichkeit des Weinstocks bekannt gemacht hat. Das Getreide ist eine Gabe der Ceres; der Oehlbaum, der Minerva geheiligt, ward als eine Erfindung der Göttin, in dem Streite mit dem Neptunus, des athenienslschen Gebietes wegen, bekannt.

So lange man noch nicht das Land zu bauen wußte, so lange war die Lebensart der Menschen, nicht von dem Instincte der Thiere unterschieden. Es waren keine Städte erbauet, keine bürgerliche Verfassung, kein Gesetz gegeben; sondern das Recht ward nach Gunst ertheilt, der Schwache von dem starken gemißhandelt. Der Ackerbau versammelte die Menschen, bauete Städte, pflanzte Eintracht, und endete Zänkerey durch Gesetze.

Itzt giebt es tausend Beschäftigungen unter den Menschen; doch ist die Landwirtschaft die beste. Denn sie verschaft den Landleuten den größten Gewinn, den, daß sie gut sind. Ein Mann der hinter dem Pflug hergeht, und das Land bauet, ist von dem Gerichtshofe und dem Gezänke auf demselben, den Richterstuben und den Kunstgriffen vor Gerichte, den Versammlungen des Volks und ihren Unruhen, weit entfernt; — wird nicht angegeben, nicht belogen, nicht verklagt, giebt kein falsches Zeugniß, verlangt keine Belohnungen, sammelt kein Vermögen zum Verderben eines andern; sondern, wenn er gesäet und alles wohl

bestellt hat, erwartet er die Jahrszeit, und was sie hervor bringt.

Er wirft den Saamen mit Gebet auf die Erde, und opfert die Erstlinge der Früchte, den Göttern, die sie gegeben haben. Weit entfernt, sich in unnütze Händel zu mischen, beschäftiget er sich mit der Sorge für seine Rinder, Schafe und Ziegen. Und ich glaube, solche Leute werden, wenn sie beten, und sich etwas gutes zu erbitten suchen, leicht von den Göttern erhört, weil sie nichts verlangen, was einem andern schaden könnte.

Auch Mäßigung wird am meisten bey Landleuten gefunden. Weder lüderliche Dirnen, noch Kupler, noch Freß- und Saufgesellschaften, reitzen sie zur Wollust. Denn die sind auf dem Lande nicht zu Hause. Sie lieben ihre Weiber, und vereinigen sich mit ihnen, in der gerechten Absicht Kinder zu erlangen.

Ist es starker Muth, übermäßige Hitze und Kälte zu erdulden, so hat der Landmann stets damit zu kämpfen. Denn seine Geschäfte sind nicht in der Stube; er arbeitet Winter und Sommer unter freyem Himmel.

Wer sich der Philosophie befleißigt, (und wenige thun es,) verlangt dafür geehrt zu werden. Allein auch zum Feldbau, gehört warhaftig kein kleiner Theil der Philosophie. Denn ist es nicht Weißheit, die Wirkungen der Gestirne zu verstehen? Drum führt ein Landmann, der von dem Siebengestirne, und andern Sternen nichts weiß, zwar den Namen eines Landwirths, ist ihm aber

in der Sache selbst sehr unähnlich, und seine Arbeit ist vergebens.

So wird auf diese Weise, die Seele durch Landwirthschaft gebildet. Allein man entfliehet auch durch sie, Krankheiten, die weichliche Lebensart zeugt; von welchen man die zu Grunde gerichtet sieht, die man glückliche nennt; die, ehe bey ihnen eine Krankheit geheilt wird, von einer andern überfallen werden, und stets unter den Händen der Aerzte sind. Der Landmann hingegen bedarf keines Arztes; das Bestellen des Feldes erhält seinen Körper gesund, der zu stark ist, jeden Anfällen zu erliegen. Ist nun aber Gesundheit, das größte Guth der Sterblichen, so besitzen auch das die Landleute.

Städte sind ein Schmuck des festen Landes, und auch der Inseln. Doch giebt ihnen der Landmann das Daseyn, und erhält sie; und niemand wird unrecht thun, der die Größe der Gebäude, die Schönheit der Tempel, die Friedensfeste, die Kriegsbedürfnisse, der Landwirthschaft zuschreibt. Man wird ihre Wichtigkeit begreifen, wenn man überlegt, was das menschliche Leben ohne Feldbau seyn würde. Denn vertilgte man Wein, Getreide, Gartenfrüchte und das Geschenk der Minerva, so könnten die Wölfe um Glückseligkeit mit uns streiten, und unsere Kräfte im Kämpfen würden sehr geringe seyn; weil uns schon Homerus belehrt, daß der Mensch durch Brod und Wein stark wird. Sollte aber jemand glauben, das Leben in der Stadt sey vergnügter, der erwäge bey sich selbst, welch Ergötzen das ist, einen Wein-

stock voller Trauben zu sehen, — unter dem Schatten des Ahornbaums, oder der Fichte zu liegen, — zu betrachten, wie der Hauch des Zephyrs das Getreide bewegt, — das Brüllen der Rinder, das Blöcken der Schafe zu hören. — Welch angenehmes Schauspiel, die Kälber hüpfen und saugen zu sehen! Denn gegen das Vergnügen, bey solchen Gegenständen, scheint mir alles, was auf den Schaubühnen gezeigt wird, nichts zu seyn.

Auch Wasser durch Röhren und lange Schleussen geleitet, ist weit schlechter, als das man aus den Quellen selbst schöpfet. Denn die aus der Erde hervorrieselnde Bäche, sind viel reiner, als die in Städten durch die Hand der Künstler herbeygeleitet werden.

Viele halten es für etwas vortrefliches, in Kämpfen geübt zu seyn, in kriegerischen Uebungen zu siegen, und gekrönt zu werden. Das zeigt nur die Stärke des Siegers an, hilft aber den Kämpfern nichts; die Landleute hingegen ernähren alle mit ihren Arbeiten. — Wer die Redekunst bewundert, der mag bedenken, daß die Städte auch ohne die Redekunst, nicht aber ohne den Feldbau seyn könnten.

Der Feldbau ist allen Menschen nothwendig, Freyen, Sclaven, Griechen und Barbaren; nicht aber die Redekunst, und darum wird man unter den Griechen nicht wenige finden, die sie vernachlässigt haben. Wer die Schiffahrt hoch hält, verlangt Güther mit Gefahren und Stürmen, und ist ein Sclav des Gewinstes, — stirbt er unglück-

licher

licher Weise, so bleibt er unbegraben und geht in den Wellen verloren. — Doch muß man auch wissen, daß die Schiffahrt nur durch den Feldbau möglich wird. Denn führe das Schiff nicht, mit Früchten der Erde beladen ab, so würde es eher durch Hunger verlohren gehen, als den Hafen, wohin es eilt, erblicken. Also ist die Landwirthschaft das vortreflichste und nützlichste, und übersteigt alles Lob.

Vergleichung des Dorfs mit der Stadt.

In der Größe zwar, bekenne ich, übertrift die Stadt das Dorf; allein in allen übrigen Dingen, möchte ich wohl dem Dorfe den Vorzug zuerkennen. Es ist vors erste, älter als die Stadt; denn wer weiß nicht, daß die ersten Menschen, die sich auf der Welt sehen ließen, theils auf Gipfeln der Berge, theils in Thälern, zwischen den Bergen, wohnten, und den Nachkommen, statt der Städte, Dörfer hinterließen, die nur späte hernach, sich versammelten, und Städte baueten. Macht nun das Alterthum ehrwürdig, so ist das Dorf ehrwürdiger als die Stadt.

Die Zusammenkunft hat die Menschen nicht gebessert, sondern sie vielmehr zu Verbrechen wider einander verleitet; und forschte man nach, so würde

würde man weit mehr Unrecht in Städten, als auf Dörfern finden. Denn der Landleute Geschäft ist, das Feld zu bestellen; hiervon sprechen sie beym säen, erndten und weinlesen, leben, und erwerben ihren Unterhalt im Schweiße. In Städten hingegen erwirbt man, durch angeben, verklagen, und listige Ränke, Vermögen, das man andern raubt; führt Anschläge wieder einander am Tage aus, die man des Nachts ersonnen hat; und der Gerichtshof ist ein Feld der Arglist, wo der diesen, und dieser jenen, zu Grunde zu richten sucht. Man lohnt Redner, für das Verderben der Bürger; sie schreiben Reden, wider Schwächere. Das Geld bringt falsche Zeugen herbey, und verführt die Richter. Denn der Müßiggang verleitet zu solchen Handlungen, so wie auch zur thierischen Wollust.

In Städten trachten viele den Mädgens nach, viele sind gegen ihre Ehegatten ungerecht, weil ihnen hierbey, die Scheusale der Menschheit, die Kupler Dienste leisten. Denn das ist ein Handwerk der Städte, nicht des Dorfes. Trunkene, Nachtschwärmer, Verliebte, oder Nebenbuler, schelten, schlagen und verwunden über dergleichen Dinge, einander, welches sich oft mit Mord endiget. Das Dorf hingegen ist, von der Wuth, unreiner Begierden, ganz rein. Der Landmann liebt seinen Pflug, Rinder, Wagen und Feld, und weiß von keiner andern Vertraulichkeit, als nur mit seiner Gattin. Keine schändliche Dirne zieht ihn an sich, und macht, daß er mit ihr sein Guth verschwendet, und ein Bettler wird. Er

läuft

läuft nicht von der Mittagsmalzeit zum Spiele, und vom Abendessen an die Hausthüren zu schlagen; treibt keinen Muthwillen, schlägt niemanden, und denkt nicht, es sey eine wackere That, eine große Bosheit zu begehen. Nichts wozu Trunkenheit verleitet, können Leute thun, die nie trunken sind. Und weil sie sich auch nur mit ihren Weibern, der Kinder wegen, vereinigen, so ist, wenn Mäßigkeit, und kein Sclav der Wollüste zu seyn, das größte Guth ist, auch das ein Eigenthum der Bewohner der Dörfer, und nicht der Städte, und das Dorf scheint auch hier den Preiß zu erhalten.

Will der Landmann sein Feld nutzen, so muß er die Jahrszeiten und Gestirne kennen, und wissen, wenn er jedes thun muß; er muß die Natur des Feldes kennen, und einsehen, was dieses tragen, jenes aber nicht tragen kann. — Wird nun nicht jeder Vernünftige, dieser Wissenschaft, den Vorzug, vor der Redekunst in der Stadt geben? durch welche so viele, von der Spitzfindigkeit der Gesetze unterstützt, andere ins Verderben bringen.

Kann man die wohl für tapferer halten, die innerhalb der Mauern bey Wechselbänken, in Wirtshäusern und andern öffentlichen Oertern zusammenkommen, und mit einander sprechen; oder die welche oft unter freyem Himmel, den Bären, Löwen und Pantherthieren nachjagen? Denn mit den Wölfen haben sie, ihre Herden zu beschützen, stets Krieg. Sie fangen aber auch diese Thiere, durch mancherley Künste. Von den Anfällen der Schlan-

gen, die man besiegen oder sterben muß, schweige ich. — Jeder der von diesen Uebungen zum Kriegsheere kommt, wird, wie ich glaube, tapferer auf den Feind losgehen, als der, welcher aus dem Geschwätze der Stadt kömmt.

Wer wird also wohl einer bessern Gesundheit genüßen? Leute, die geübt sind, Hitze und Kälte zu ertragen, die mäßig essen, sich in Quellen und Flüssen baden; oder Leute, welche im Sommer den Strahlen der Sonne entfliehen, im Winter in Betten liegen, sich in Badestuben baden, und ihren Leib mit den ungesunden Speisen der Köche anfüllen? Selbst Aerzte sagen, daß man auf dem Lande einer viel bessern Luft genießt, und lassen deswegen die Kranken, aus der Stadt, dahinbringen, die gesunde Luft zur Gehülfin ihrer Kunst zu nehmen. Von manchem Arzte haben daselbst die Arzeneyen mehr Wirkung, manchem ist es aber schon gnug, daß er den Kranken aufs Land schickt. Und wäre dem längern Leben ein Preiß zuerkannt, so würden ihn die Landleute gewiß erhalten.

Kömmt ein Landmann in die Stadt, so wird ihm schwindlich, und er eilt, aus Verlangen nach der Stille, wieder aufs Land zu kommen. Stadtleute gehen aufs Land, wenn sie ruhig seyn wollen, halten Städte für ungestüme Meere, Dörfer aber für Häfen. Das Landleben macht das Gemüth bald heiterer, und den Körper leichter.

Ist aber auch das überall besser, das Unterhalt hergiebt, als das ihn bedarf, so kommen ja die Lebensmittel für die Städte, aus den Dörfern, nicht aber aus jenen für diese.

In

In der Stadt sieht man andere martern, man sieht daß der gestäupt, der gefoltert, der zum Schwerdte, der zum Feuer verurtheilt wird; auf dem Lande hört man es nur. Um so viel weniger aber das kränkend ist, das man nur hört, als das man mit ansehen muß, um so viel besser ist der Aufenthalt auf dem Lande, als der in der Stadt.

Hierzu können auch Landleute ihre Sitten leichter bewahren; — in Städten hingegen haben die meisten mit Fremden Umgang, verlassen ihre eigenen Sitten, und ahmen jenen nach. Doch, wird das Dorf von der Stadt in Ansehung der Gaukler, auf der Bühne, und dergleichen Wunderdinge übertroffen, so ist es ihm vortheilhaft, daß es dieser Pest entgehen, und bessere Freuden genießen kann. Erregt denn aber das Blöken der Kälber und Lämmer kein Vergnügen? Oder wenn das noch nichts ist, — welche Stadt könnte wohl den Stimmen der Nachtigallen etwas entgegen stellen? Ja noch mehr, — sind nicht die Veilgen, Rosenstöcke, Wiesen und Sträucher von Grillen bewohnt, ergötzender als alle Gemählde? Sind nicht die Pfeifen und Flöthen der Hirten, wenn sie die Herden der Rinder, Ziegen und Schafe in die Ställe treiben, weit angenehmer, als alle Schauspiele? Ist wohl der Staub, und das Blut, der Fechtplätze, werth, mit dem Schwanken der Saatfelder, verglichen zu werden? Das Schlagen der Fechter, mit dem Kämpfen der Rinder? Speist es sich lustiger, unter Dächern, von Künstlern verfertigt, oder unter dem Schatten, der

trauben-

traubenweise hangenden Früchte der Bäume? Wessen Gehör kann, von dem Chore auf dem Theater, so erfreut werden, als von den Gesängen der Weinleser in der Kelter?

Das größte Glück ist ohne Zweifel, einen Gott zu sehen, und mit ihm umzugehen. Das ist aber eher auf dem Lande als in der Stadt zu erlangen. Denn Hesiodus traf die Musen an, als er die Schafe weidete, und lange drauf fand Philippides den Pan am Parthenius. Wären die Städte besser, so würden wir nicht hören, daß sich die Musen auf dem Helicon, und in Pierien aufhielten, sondern sie würden in den größten Städten wohnen. Auch Dionysius ließ sich auf dem Lande sehen, sprach mit dem Icarius, herbergte bey ihm, und schenkte ihm den Weinstock.

Briefe.

5) An den Paulinus.

Dem Thalaßius habe ich es, nächst den Göttern, zu danken, daß mich nicht die Menge der Leiden, die mich überschwemmten, tödeten; ich glaube aber, auch du bist ihm, für seine mir erwiesene Liebe, Dank schuldig, und wirst diese Schuld gerne abtragen wollen. Das kannst du nun thun, ohne die Gesetze zu kränken, wenn du ihm ein Landguth wieder giebst, das ihm einer, der

verwe-

verwegensten Menschen, genommen hat. Und jenem bösen Manne wird es gut seyn, zu erfahren, daß auch ein Abwesender sein Recht erlangen kann.

8) An den Gallicianus.

Auch wir sind Menschen, und nichts besser als unsere Nachbaren. Mache also keine so muthwillige Vergleichungen, lobe nicht so unmäßig, zweifle aber auch nicht, an meiner Liebe, wenn ich dir gleich nicht oft schreibe. Meine vielen Geschäfte verhindern es. Allein man kann lieben, ohne zu schreiben; und du selbst warst mir gewogen, als du nicht schriebest; ja ich weiß, du wärest mein Freund, wenn du mir gleich itzt nicht geschrieben hättest. — Und doch, so viel schönes du auch sagst und versicherst, so stimmt doch die That nicht mit den Worten überein. Das soll mir aber kein Beweiß deines Kaltsinns gegen mich seyn, sondern ich will glauben, du hättest es gerne thun wollen, wenn dirs möglich gewesen wäre. So zu denken, halte ich für besser, als überall Ursachen zum klagen aufzusuchen.

16) An den Thalaßius.

Als ich bey dir war, sahe ich zwar viel vortrefliches, was ich aber itzt von dir höre, das ist der Philosophie noch vollkommener gemäß.

Eine Freymüthigkeit im Sprechen, Haß gegen Laster, Liebe für Rechtschafne, der unerschrockene Muth, einigen Wohlthaten zu erzeigen, andere

zu bestrafen; und, was mehr als alles ist, — dein Sieg über das Gold, das bey andern Menschen alles, bey dir aber nichts vermag!

Von dem Gorgonius ist mir nur das einzige bekannt, daß er dich verehrt, und darum schätze ich ihn hoch. Weil er nicht so denken würde, wenn er dir nicht ähnlich wäre. Wirke mir also, durch ihn, das aus, wovon ich schon etwas gehört habe, meine Rückkunft. Denn ich habe Verlangen, das selbst zu sehen, was man mir von dir gesagt hat.

19) An den Aristänetus.

Ist vielleicht ein Gesetz vorhanden, das obrigkeitlichen Personen, so lange sie die Regierung haben, verbietet, an ihre Freunde zu schreiben? Ist ein solches Gesetz gegeben worden, so richte dich darnach und schweige! hindert dich aber kein Gesetz, so sage, woher kommt dein Stillschweigen? Ich bilde mir ein, die Ursache gefunden zu haben. Die Menge deiner Geschäfte hat sich vermehrt, und die Sorge für das gemeine Wesen erlaubt dir nicht, dich um deine Freunde zu bekümmern. — Mir diese Vorstellung zu machen, ist mir angenehmer, als zu denken, du habest bey deiner Würde, deine Freunde vergessen. Denn ich höre, dein Amt hat dich noch gütiger gemacht; du bist noch eben der, der du sonst warst, nur daß du fleißiger geworden bist; deine Gemüthsart ist noch die vorige; ja einige sagen, sie sey noch vortreflicher worden. Januarius wird dir wohl melden, daß ich sehr krank

bin; (es wäre denn, daß er dich hintergehen wollte, um dich nicht zu betrüben,) denn ich habe immer mit einem Sturme zu kämpfen. Und vielleicht legt mir der Gott der Freundschaft diese Strafe auf, weil ich etwas für theuerer gehalten habe, als meine Freunde. Von ihm habe ich dir nur zu sagen, daß er sich bey einer mislichen Verwaltung, rechtschaffen erwiesen hat. Ihn loben nicht nur die, welche das, was sie verlangten, bald, sondern auch die, welche es späte erhielten. Eine solche Zauberkraft mischt er unter die Verzögerungen. Er hat alle Rechtschafne durch seinen Abschied betrübt, weil er sie, als er gegenwärtig war, nie kränkte. Mir bewilligte er so gerne, warum ich ihn bat, daß er es so gar für eine Beleidigung hielt, wenn ich nichts verlangte, und mir schalt. Und weil er deine Vortheile, auch zugleich für sein und mein Glück hielt, so eilte er, wenn er etwas erfahren hatte, mir es mit einem Gesichte, das seine Freude verkündigte, zu melden. — Ich würde zu einem, der ihn nicht kennte, noch mehr von ihm sagen; du aber kennst itzt den Mann selbst.

23) An den Genesius.

Wie sollte ich nicht einen Jüngling mit Vergnügen erblickt haben, welcher der Sohn einer rechtschafnen Mutter, und der Schwestersohn eines Mannes ist, der Städte schützet, und mein Freund ist? einen Jüngling, der eine so schöne Flucht von euch unternommen hat, die man nicht anders

als loben kann? Denn das Vaterland zu verlassen, um sich Wissenschaften zu erwerben, ist selbst für das Vaterland schön, welchem der Jüngling durch seine Kenntnisse Ehre machen wird. Allein, so wie du mich der Fürsorge wegen rühmst, die er, bey seiner Herkunft, bey mir fand, so überrede auch seine Mutter, ihn vom Mangel zu befreyen. Denn ihr werdet keine strenge Rechenschaft von ihm fodern können, wenn ihr eure Pflicht gegen ihn vernachläßiget.

30) An den Adamantius.

Ich bilde mir ein, einen Brief von dir erhalten zu haben, ob es gleich nicht geschehen ist. Denn da du den ungerechten Zorn wider deinen Sohn fahren lässest, und das lobest, was du zuvor tadeltest, so giebst du zu erkennen, daß du gerne an mich schreiben wolltest, es aber nicht wagest. Allein, mein Bester, wage es immer, und schreibe. An jenen Verdrüßlichkeiten, sind die Schuld, die dir die schönen Briefe geschrieben haben. Doch auch sie muß man entschuldigen, weil sie von andern sind hintergangen worden. Denn die nicht unbewuste Quelle des Betrugs, verdient mehr Mitleid, als Haß. — So oft ich das Genie deines Sohnes, und seine Lust zu arbeiten betrachte, stimme ich das bekannte Sprüchwort an: Selbst Pflanzen geben bald zu erkennen, welche Frucht sie tragen werden. — Ich würde mehr von ihm sagen, wenn ich nicht wüste, daß ich einen Liebling loben würde, in welchem Falle, auch das allerwahreste Lob, Mistrauen erweckt.

37) An

37) An den Urbanus.

Du thust wohl, daß du itzt an mich schreibst, es wäre aber gut gewesen, wenn du es eher gethan hättest. Denn welche Ursache hattest du zu zaudern, deinen Freund zu erfreuen? da ich dich schon so lange liebe, und dirs nicht unbekannt war. Es war endlich nothwendig dein Stillschweigen zu brechen, weil du nicht hoffen konntest, daß es dir würde verziehen werden. Schreib also nur getrost! Erdulde mit unserm guten Modestus die Beschwerlichkeiten, und bedenke, daß du auch an seinem Ruhme Antheil haben wirst, wenn du itzt gemeinschaftlich mit ihm schwitzest.

44) An den Modestus.

Ich freue mich über eine solche List, und werde mich noch mehr freuen, wenn du immer noch, nach vielen von mir erhaltenen Briefen, sagen wirst, du hättest keinen bekommen. Das ist die Lüge eines Freundes, der aus Verlangen nach mehrern, leugnet etwas erhalten zu haben. Wenn du nach dem Empfang eines Briefs, die Menge der Briefe rühmtest, so würdest du dadurch zu erkennen geben, daß du keine von mir nöthig hättest. Allein da du itzt bey den vielen, die ich dir geschrieben habe, schreiest, es sey keiner bey dir angekommen, so sagst du damit, daß die große Menge, deinen Durst nach ihnen, noch nicht gestillt habe. Denn ich kann sagen, daß meine Schwalben, häufiger, als deine, gewesen sind.

Es wäre denn, daß du wolltest vorschützen, ein Mann, mit Geschäften überladen, thäte mehr, wenn er drey Briefe, als ein anderer, der nur da ist, um zu schreiben, wenn er fünfe schriebe. Den König von Persien habe ich stets gehaßt, weil er nicht abläßt, nach Unglück zu ringen, ob er gleich für seine Versuche, uns zu schaden, leiden muß; doch itzt hasse ich ihn noch mehr, weil er dir so viel Arbeit macht, und mich deines so angenehmen Umgangs, auf eine so lange Zeit beraubt. Allein, auch abwesend erfreuest du mich, durch die Hofnung, daß du den Feind, durch geringe Kriegsanstalten in Furcht setzen wirst. Ich werde dich also zwar später, aber mit mehrern Ruhme, mit allgemeinem Beyfalle, wiedersehen, den du, als eine Belohnung so vieler Arbeiten, davontragen, und dich alsdenn alles dessen, was dir itzt unangenehm ist, mit Vergnügen erinnern wirst.

73) An den Eumolpius.

Diesen ersten Brief, schreibe ich einer schönen Ursache wegen an dich, wenn anders die Freundschaft etwas schönes ist. — Ich wünschte zwar, daß ich dich überreden könnte, doch sollte mirs auch nicht möglich seyn, so ist es doch nicht unrecht, daß ich es versuche. —

Du warst sonst ein Freund des Parthenius, und eure Freundschaft ging so weit, daß ihr einander höher als eure Blutsfreunde schätztet. Doch dieses Freundschaftsband hat ein Argwohn zerrissen. Parthenius schien dir, einem Menschen, dem du

du gram warest, Wohlthaten erwiesen zu haben; er aber lehnt diesen Vorwurf von sich ab, sagt, man beschuldige ihn mit Unrecht, und schwört, er sey von dieser Schuld rein; und ich glaube es auch. Denn was sollte wohl der, welcher alles thut, deine Freundschaft wieder zu erlangen, für Ursache gehabt haben, sich ihrer selbst muthwillig zu berauben? Doch gesetzt, er habe dich beleidiget, so hat er dafür schon gnung gebüßt. Und ist es gleich Anfangs nicht so angenehm, eine Beleidigung geduldig zu ertragen, als sie zu rächen, so ist es doch weit angenehmer, wenn man hernach seiner Geduld wegen gelobt wird. Und überhaupt ist das Vergeben, einem Griechen weit anständiger, als das Rächen. Erwäge aber auch, daß es Parthenius zu vielen Leuten, mit denen er umgeht, sagen wird, wie er sich um deine Freundschaft bewirbt, und du ihn verachtest. Das wird man für einen Beweiß seiner Mäßigung, und (daß ich so sagen mag) deiner Zanksucht ansehen. Siehe also zu, daß du nicht, wenn du deinem Zorne nachhängst, dadurch viele bewegst, des Parthenius Sache für billig anzusehen, und auf dich zu schelten. — Glaube, eine solche Sinnesänderung sey deiner Gemüthsart gemäßer! thue es, aus Achtung gegen unsere Verwandtschaft, und meine Jahre! laß die unläugbaren Gefälligkeiten, womit dich Parthenius ehedem erfreute, bey dir mehr gelten, als ein zweifelhaftes Versehen! kehre zu der Gesinnung zurück, die du, vor dem Argwohne, gegen ihn hattest, und zeige, daß er durch einen

nen Brief von mir, so viel erhält, als ob er dir viele gebracht hätte.

152) An den Priscianus.

Theodotus und Charisius waren zwey Brüder, die einerley Geschäft trieben, und ich setze hinzu, die auch einerley Denkungsart hatten. Sie schrieben den Leuten Urkunden, ohne allen Eigennuß, mit der strengsten Beobachtung der Warheit. Nun kennst du zwar den Theodotus, so gut als ich, schon seit langer Zeit, und bist ihm gewogen; den Charisius aber, der zu Cyrus wohnte, wird ganz gewiß jemand gegen dich, mit Ruhme, erwähnt haben. Der ist nun gestorben, und seine Kinder haben Beystand nöthig. Ihres Vaters Bruder nimmt deswegen, durch mich, seine Zuflucht zu dir, der du wissen wirst, wie du ihnen helfen sollst. Der edelmüthige Priscianus wird mir diese Gefälligkeit ganz gewiß erweisen! Bewilligst du mein Bitten und läßt du den Theodotus etwas bey dir gelten, so wirst du seine Verwandten in Cyrus deiner Fürsorge würdigen, und den Verwaysten ihren Zustand erleichtern.

188.)

Nichts ist eine Kleinigkeit, was von dir kömmt, weil es von dir kömmt! Diese Trauben sind auch noch dazu groß! wenigstens für einen, der die

Größe, nach der darüber gefühlten Freude, abmißt. Und es ist gewiß, daß euer Land vor diesem den Xerxes damit speiste, als es ein Theil seines Reiches war. Hätte aber dieses Land den Griechen gehört, und Griechenland dem Xerxes, so glaube ich, würde er, wenn er diese Trauben gekostet hätte, euer Land noch lieber bekriegt haben, als Athen, der Feigen wegen. Allein es sey, weil du es so haben willst, ein klein Geschenk, seiner Natur nach; es wird doch durch den Geber groß. Und durch jene ist es nicht so klein, als es durch diesen groß wird. — In solchen Gesinnungen schicke ich dir auch zwey von meinen Reden, die zwar nicht schön sind, dir aber doch nicht ganz schlecht vorkommen werden. So ist die Freundschaft!

1407) An den Pelagius.

Auch du sollst an dem Schatze, den ich gefunden habe, Theil nehmen. Es ist zwar kein Gold; doch etwas viel besseres als Gold. Ein rechtschaffner Mann! dem es angenehmer ist, sich für seine Freunde in Gefahr zu begeben, als einen Festtag zu begehen; der für sie spricht, für sie arbeitet; zu Wasser und zu Lande reist, nicht, für sich Reichthum zu erwerben, sondern dem Freunde etwas wichtiges auszurichten. — Diesen Freund, hat mir das günstige Glück, durch eine Heurath gegeben, und ich denke, seine Kinder werden wohl

in unserer Stadt erzogen werden. Das gute Glück schenkt ihn aber auch euch, der Grundstücken wegen, die er mit seiner Frau bekommen hat. Denn wer bey euch ansäßig ist, muß wechselsweise, Gefälligkeiten von euch erhalten, und euch erweisen. — Aus dem, was ich dir gesagt habe, wirst du den Mann erkennen; und es ist kein Zweifel, daß auch nach Cyrus der Ruhm des Euanthius wird gelanget seyn. Diesen Gewinst theile ich mit dir, und ermahne dich, den Mann noch eher zu lieben, als du ihn siehst, und alle Götter anzurufen, daß du seinen Umgang genießen mögest.

Des
Prodikus
Erzählung vom Herkules,
aus dem
Xenophon.

Prodicus vom Herkules.

Prodicus erzählt vom Herkules:

Als er aus der Kindheit in die Jahre getreten war, wo der Jüngling, weil er nun freyer handeln darf, zu erkennen giebt, ob er sich durch Tugend oder Laster glücklich zu machen suchen wird; gieng er in eine einsame Gegend, setzte sich daselbst nieder, und war zweifelhaft, welchen Weg er erwählen sollte. Da erschienen ihm zwey große Weiber, die auf ihm zukamen. Die eine hatte ein anständiges und ungezwungenes Ansehen; ihr Körper war von Natur reinlich, die Augen schamhaft, die Stellung sitsam, und ihr Kleid weiß. Die andere war gemästet, und zart, ihr Gesicht geschminkt, damit es roth und weiß zu seyn scheinen möchte; ihre Stellung zu gerade, als daß man sie hätte für natürlich halten sollen; ihre Augen waren weit aufgesperrt, ihr Kleid so dünne, daß die Schönheit ihres Körpers durchschien. Sie betrachtete zugleich sich selbst, und sahe sich auch um, ob jemand nach ihr sähe; ja oft sahe sie auf ihren Schatten zurück. Als sie sich nun dem Herkules näherten, behielt die zuerst beschriebne ihren gewohnten Schritt, die andere aber, die ihr zuvor

kommen

kommen wollte, lief auf ihn zu, und schrie: Ich sehe, Herkules, daß du zweifelhaft bist, welche Laufbahn du betreten sollst; willst du mich nun zur Freundin annehmen, so will ich dich auf die angenehmste und leichteste führen, wo du kein Vergnügen ungekostet lassen, und dein Leben, ohne etwas beschwerliches erfahren zu dürfen, vollbringen wirst. Denn erstlich, wirst du dich weder um den Krieg, noch um andere Geschäfte zu bekümmern, sondern nur darauf zu denken haben, wo du etwas delicates zu essen oder zu trinken finden, wie du dein Gehör, Gesicht, Geruch oder Gefühl ergötzen, in welcher Buhlerinnen Umgang du das meiste Vergnügen genüßen, wie du recht weich schlafen, und alles übrige, ohne alle Mühe erhalten kannst. Fiele dir aber die Besorgniß ein, es möchte dir einmal an Vermögen fehlen, dir alles das verschaffen zu können, so fürchte dich nur nicht, daß ich dich anführen werde, durch mühselige Arbeit und Anstrengung des Leibes und der Seele, etwas zu erwerben. Du sollst vielmehr die Arbeiten anderer genüßen, und du wirst dich keiner Sache enthalten, die dir Vortheil bringt. Denn ich verleihe meinen Freunden Macht, sich alles zu Nutze zu machen.

Als Herkules das hörte, fragte er nach ihrem Namen. Meine Freunde, versetzte sie, nennen mich Glück, die Feinde aber, geben mir den Schimpfnamen Laster. Bey diesen Worten kam die andere Frau herbey, und sagte: Ich komme

zu

zu dir, mein lieber Herkules, weil ich deine Eltern gekannt, auch bey deiner Erziehung, deine natürlichen Fähigkeiten bemerkt habe; und mir daher die Hofnung mache, daß du gute und rühmliche Thaten vollbringen, mich viel geehrter, und bey guten Menschen berühmter machen wirst, wenn du den Weg zu mir erwähleſt. Ich werde dich nicht, mit Verheißungen der Wollust, zu betrügen suchen, sondern dir alles, nach der Warheit, wie es die Götter geordnet haben, entdecken:

Ohne Arbeit und Schweiß, geben die Götter, den Menschen, weder Güther, noch Würden; sondern du mußt den Göttern dienen, wenn sie dir günstig seyn, deinen Freunden wohlthun, wenn sie dich lieben sollen; du must einer Stadt Nutzen schaffen, wenn sie dich ehren, rühmliche Thaten verrichten, wenn ganz Griechenland deine Verdienste bewundern soll.

Soll dir die Erde viel Früchte bringen, so must du sie bauen. Willst du dich durch Viehzucht bereichern, so must du für die Herden sorgen. Verlangst du im Kriege groß zu werden, deine Freunde befreyen, die Feinde überwinden zu können, so must du die Kriegskunst, bey erfahrnen Leuten lernen, und eine Fertigkeit in ihrer Ausübung zu erlangen suchen. Soll dein Körper stark werden, so must du ihn gewöhnen, der Seele zu gehorchen, und ihn durch Arbeit und Schweiß üben.

Hier

Hier nahm das Laster das Wort auf, (wie Prodicus erzählt,) und sagte: Wirst du wohl einsehen, Herkules, wie beschwerlich und weit der Weg zum Vergnügen ist, den dir diese Frau beschreibt. Ich aber will dich auf einem leichten und kurzen, zur Glückseligkeit führen.

Da sagte die Tugend: O du Elende! was hast du denn wohl gutes? oder welches Vergnügen kennst du, da du willst, daß man nichts thun dürfe, es zu erlangen? Du wartest nicht einmal so lange, bis du Verlangen nach etwas angenehmen empfindest, sondern genüßest schon vorher alles im Ueberflusse. Du ißt ehe dich hungert, trinkst ehe dich durstet, richtest Köche ab, um niedlich zu speisen, bereitest köstliche Weine, um mit Vergnügen zu trinken, und läufst herum, im Sommer Schnee aufzusuchen. Du schafst dir, um sanft zu schlafen, nicht nur weiche Betten, sondern auch Seßel und Fußschemmel an; denn du sehnst dich nicht nach dem Schlafe, aus Ermüdung, sondern, weil du nichts zu thun hast. Du thust selbst deiner Natur Gewalt an, erfindest alle Arten thierischer Wollüste, und so unterrichtest du auch deine Freunde. Denn du verbringest die Nacht mit Schandthaten, und verschläfst den nützlichsten Theil des Tages. Bist du gleich unsterblich, so bist du doch von den Göttern verstoßen, und von ehrlichen Leuten verachtet. Du hörst das, was dem Gehör das angenehmste ist, dein eigen Lob, nie; bist stets des angenehmsten Anblickes, ein

ein gutes Werk von dir zu sehen, beraubt. Wer aber wird dir, was du sagst, glauben? wer dir, was du bittest, bewilligen? Welcher Vernünftige wird es wagen, mit dir herum zu schwärmen? Deine jungen Freunde haben entkräftete Körper, die alten sind blödsinnig geworden. Sie mästen sich in der Jugend im Müßiggange, wandern verwildert und mühselig durchs Alter, schämen sich ihrer vollbrachten Arbeiten, sind verdrossen die gegenwärtigen zu ertragen, durchlaufen die Wollüste in der Jugend, und heben die Beschwerlichkeiten fürs Alter auf. Ich aber bin bey Göttern und guten Menschen. Keine gute That, sie sey göttlich, oder menschlich, geschicht ohne mich. Götter und Menschen (welchen es nützlich ist) ehren mich vorzüglich. Den Künstlern bin ich eine liebe Gehülfin; den Herren eine getreue Wächterin des Hauses; den Bedienten ein gütiger Beystand; bey allen Geschäften in Friedenszeiten, eine gute Mitarbeiterin; ein mächtiger Bundsgenosse, bey den Mühseligkeiten des Krieges; und der beste Gefährte, in der Freundschaft. — Der Genuß der Speise und des Trankes, ist zwar auch meinen Freunden angenehm, und gar nicht beschwerlich, denn sie genießen, wenn sie ein Verlangen dazu empfinden; und der Schlaf ist ihnen viel süßer, als Leuten die nicht ermüdet sind; doch sind sie nicht unwillig, wenn sie ihn verlassen müssen, noch unterlassen sie, seinetwegen, eins von ihren Geschäften. Das Lob der Alten erfreuet die Jungen, die Ehrenbezeugungen der Jungen erquicken

die Alten, die sich gerne ihrer vorigen Handlungen erinnern, und sich freuen, die gegenwärtigen wohl zu vollbringen. Sie sind durch mich Freunde der Götter, ihren Freunden werth, und von dem Vaterlande geehrt. Ist aber auch ihr bestimmtes Ende gekommen, so liegen sie nicht, verachtet und der Vergessenheit überlassen da, sondern ihr Andenken bleibt ewig, und ihr Ruhm verwelket nie. Wirst du dich nun solcher Thaten befleißigen, mein lieber Herkules, du Kind rechtschafner Eltern! so wirst du dir dadurch die allerseligste Glückseligkeit erwerben.

Brief

Brief

des

Hippocrates

an den

Damagetus.

Hippocrates grüßt den Damagetus.

Es ist so, mein Damagetus, wie wir dachten! Democritus ist nicht närrisch, sondern klüger, als alle, und hat mich klug, und durch mich die andern alle klug gemacht. Ich habe dir, Geliebtester, das warhaftig asclepiadische Schif zurückgeschickt, welchem du, neben der Flagge der Sonne, auch die Flagge der Gesundheit aufstecken kannst. Weil es, in der That, wie ein Dämon, von den Segeln fortgeführt, an eben dem Tage bey Abdera anlandete, an welchem zu kommen, ich ihnen versprechen hatte. Ich fand sie alle vor dem Thore versammelt, wo sie mich vermuthlich erwarteten. Nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber, ja auch die alten Leute und Jünglinge, so gar die kleinen Kinder waren bey den Göttern! niedergeschlagen. Die Raserey des Democritus hatte sie in diesen Zustand gesetzt; der aber mit der größten Genauigkeit drüber philosophirte. Als sie mich sahen, schienen sie ein wenig zu sich selbst zu kommen, und gute Hofnung zu fassen. Philopömes aber lief mir entgegen, um mich bey sich zu bewirthen, welches die andern zufrieden waren. Da sagte ich: Ihr Männer von

Abdera, mein Hauptwerk ist, den Democritus zu sehen. Als sie das hörten, gaben sie mir Beyfall, waren erfreut, und führten mich ohne Verzug durch das versammelte Volk. Manche folgten nach, manche liefen voran, andere gingen von beyden Seiten, und schrieen: Rette! hilf! heile! Ich ermahnte sie, getrost zu seyn, weil mich die kühle Luft der Jahrszeit hoffen ließe, er würde vielleicht itzt von seinem Uebel frey seyn; sollte ihm aber ja etwas weniges fehlen, so wollte ich ihn doch bald wieder zurechte bringen. Indem ich das sagte, ging ich auch zugleich weiter fort, denn das Haus, oder vielmehr die ganze Stadt, war nicht weit entfernt. Wir gingen also hinzu, denn es war nahe an der Festung, und man begleitete mich ganz stille. Weiter hinter dem Thurme war ein hoher Hügel, den große buschigte Ristern überschatteten, und auf dem Hügel eine Grotte, die, wie man glaubte, den Nymphen geheiliget war, und die, von selbst entsprossene Weinstöcke, bedeckten.. Hier konnte man den Aufenthalt des Democritus übersehen. Er saß unter einem breiten und niedrigen Ahornbaume, auf einem steinern Sitze, ganz allein, in einem groben Rocke ohne Ermel barfuß, sehr blaß, mager, mit verschornen Barte. Neben ihm, zur rechten Seite, rieselte ein sanftflüßendes Wasser von dem steilen Hügel herab. Er hielt mit gutem Anstande ein Buch auf dem Schoße, und einige andere lagen neben ihm, zu beyden Seiten, nebst vielen Haufen zerstückter Thiere. Bald schrieb er mit

großem

großem Fleiße, bald hielt er lange ein, und überlegte etwas bey sich selbst. Drauf stand er auf, ging herum, betrachtete die Eingeweide der Thiere, kam, als er sie wieder weggelegt hatte, zurück, und setzte sich wieder nieder. Die Abderiten stunden sehr niedergeschlagen um mich herum, konnten sich mit Mühe der Thränen enthalten, und sagten zu mir: Siehst du die Lebensart des Democritus, wie er raset, und weder weiß was er will, noch was er thut? Einer, der mir seine Raserey noch deutlicher zeigen wollte, fing mit heller Stimme an zu heulen, gleich als eine Frau, wenn sie über den Tod ihres Kindes jammert; ein anderer wehklagte wie ein Reisender, der etwas von seinen, bey sich gehabten Sachen, verlohren hat. Democritus lächelte anfangs, als er es hörte, und lachte endlich überlaut, schrieb nicht weiter, und schüttelte den Kopf sehr oft. Da sagte ich: Ihr raset selbst, Abderiten! Doch, wenn ich ihn in der Nähe betrachtet, und sprechen gehört habe, werde ich den wahren Zustand der Krankheit einsehen. Als ich das gesagt hatte, stieg ich ohne Geräusch hinab. Der Ort war steil und gefährlich, und es hielt schwer, einen festen Tritt zu fassen. Während daß ich mich ihm genähert hatte, mochte ihm vielleicht etwas eingefallen seyn, daß er wie ganz begeistert, und mit Heftigkeit aufschrieb. Ich blieb also stehen, um zu warten, bis er nicht mehr schriebe. Bald drauf ließ seine Begierde zu schreiben nach, und er sahe mich an, als ich auf ihm zukam, und sagte: Sey

willkommen Fremder! Auch ich grüße dich vielmals, versetzte ich, Democritus, weisester der Männer. Da mochte er sich, wie es schien, schämen, daß er mich nicht mit Nennung meines Namens begrüßt hatte, und sagte: Wie aber soll ich dich nennen? denn ich nannte dich Fremder, weil mir dein Name unbekannt ist. Ich heiße, erwiederte ich, Hippocrates der Arzt. Der Ruhm der Asclepiaden? sagte er. Der Ruf von deiner großen medicinischen Wissenschaft, der sich weit ausgebreitet hat, ist auch zu uns gekommen. Allein, welches Geschäft, mein Freund, führt dich hierher? Doch, vor allen Dingen setze dich. Du siehst daß dieser Hause von Blättern nicht unangenehm ist, er ist noch grün, und es sitzt sich weich drauf, angenehmer, als auf die beneideten Sessel des Glücks. Als ich mich nun gesetzt hatte, sagte er wieder zu mir: Kömmst du in deinen eigenen oder öffentlichen Angelegenheiten hierher? Sage es aufrichtig, denn ich werde dir auch nach meinen Kräften beyzustehen suchen. Da sagte ich, wie es die Warheit war; deinetwegen komme ich her, dich, den weisen Mann, zu besuchen. Mein Vorwand ist aber das Vaterland, dessen Gesandschaft ich verwalte. Drum, erwiederte er, bediene dich auch meiner Gastfreundschaft. Nachdem ich nun den Mann auf alle Weise geprüft hatte, und offenbar sahe, daß er nicht närrisch war, sagte ich zu ihm: Kennst du den Philopömes einen von euren Bürgern? Sehr wohl, versetzte er, wenn du Damons Sohn meinst, der neben der merku-

rischen

rischen Quelle wohnt. Ich habe mit ihm, sagte ich, Gastfreundschaft, von unsern Vätern her. — Allein Democritus nimm du mich in eine bessere Gastfreundschaft auf — und vor allen Dingen, sage mir, was du da geschrieben hast? Nach einem kleinen Verzuge erwiederte er: Von der Raserey. O Zevs! schriee ich, du schreibst zur gelegenen Zeit wider die Stadt. Wider welche Stadt, Hippocrates? fragte er. Es war nichts, sagte ich, mein Democritus, ich weiß nicht wie mir das so herausfuhr, allein, was schreibst du von der Raserey? Was anders, versetzte er, als, was sie ist, wie sie den Menschen einnimmt, und wie sie sich endiget. Eben deswegen zerstücke ich diese Thiere, die du hier siehst, nicht, weil ich die Werke Gottes hasse, sondern die Natur und Lage der Galle zu untersuchen. Denn du weist, daß die Galle, wenn sie sich zu sehr vermehrt, bey den Menschen Raserey verursachet. Alle haben Galle, nur mancher mehr, mancher weniger, aus ihrem Uebermaße aber entstehen Krankheiten, so wie sie guten oder bösen Stof antrift. Drauf sagte ich: Beym Zevs! mein Democritus, du sprichst wahr und vernünftig, und ich preise dich glücklich daß du einer solchen Muße genießest, an welcher Theil zu nehmen, uns nicht erlaubt ist. Warum nicht, mein Hippocrates? fragte er. Weil, versetzte ich, uns Landgüter, Hauswesen, Kinder, Ausleihen der Gelder, Krankheiten, Todesfälle, Sclaven, Hochzeiten und andere dergleichen Dinge, die Zeit hierzu wegnehmen. — Hier

ward seine Begierde zum Lachen erregt; er lachte heftig, und lachte mich aus, sagte aber gar nichts. Da fragte ich ihn, was er lachte, und ob das, wovon ich gesprochen hätte, etwas gutes oder etwas böses sey? Er lachte aber noch mehr, und einige von den Abderiten die das oben auf dem Hügel sahen, schlugen ihr Haupt und Gesicht, andere rauften sich das Haar aus; denn er hatte damals, wie sie mir nachher sagten, viel ausgelassener, als gewöhnlich, gelacht. Ich aber sagte zu ihm: Democritus, bester der Weisen, mich verlanget, die Ursache zu wissen, die dich in diesen Affect gesetzt hat; ob ich von einer lachenswerthen Sache gesprochen, oder mich auf eine lächerliche Art ausgedrückt habe? damit ich, wenn ichs weiß, dir weiter keine Ursache dazu gebe, oder dich überführen kann, dein unzeitiges Lachen einzustellen. O Herkules! schriee er, wenn du mich überzeugen könntest, mein Hippocrates, daß ich Unrecht hätte, so würdest du mir eine Arzeney geben, der nie etwas gleichen kann. Und wie sollte man dich nicht tadlen können? mein Bester, sagte ich, oder meinst du nicht, daß es thörigt sey, über Tod, Krankheit, Wahnwitz, Raserey, Schwermuth, den Mord eines Menschen, oder sonst etwas böses, und so auch im Gegentheile, über Heurathen, feyerliche Volksversammlungen, Geburthen der Kinder, heilige Gebräuche der Religion, obrigkeitliche Würden, Ehrenstellen, oder sonst etwas gutes, zu lachen? Denn du lachst, so wohl über das, was man bejammern, als über das, worüber

man

man sich erfreuen soll. So daß bey dir kein Unterschied, zwischen bösen und guten statt findet. Da sagte er: Du hast vernünftig gesprochen, mein Hippocrates; allein du weist die Ursache meines Lachens nicht, — wird sie dir aber bekannt seyn, so wisse, daß du durch die Heilung meines Lachens, für dein Vaterland und dich selbst einen größern Vortheil davon tragen wirst, als deine Gesandschaft verschaffen kann; weil du auch wirst andere weise machen können. — Du wirst mir, zur Vergeltung, vielleicht die Arzeneykunst lehren, wenn du einsiehst, mit welchem Fleiße um verächtliche Dinge, und mit welcher Ehrbegierde, unwerthe Thaten zu verrichten, alle Menschen das Leben unnütze verschwenden, und so handlen, daß man sie auslachen muß. Drauf versetzte ich: Sage mir, bey den Göttern! ob die ganze Welt ihre Krankheit nicht kennt, oder nicht weiß, wohin sie nach Arzeney schicken soll? Denn was könnte wohl noch außer ihr seyn? Es sind, erwiederte er, unzählig viele Welten, mein Hippocrates; sprich nicht geringe, mein Freund, von der Natur, die so reich ist! Davon, fiel ich ihm ein, wirst du mich, mein Democritus, zu einer besondern Zeit belehren; denn ich fürchte, du möchtest, wenn du von dem Unermeßlichen sprichst, wieder zu lachen anfangen. Vergiß also nur nicht, mir Rechenschaft zu geben, warum du dein Leben mit lachen verbringst? Da sahe er mich sehr starr an, und sagte: Du bildest dir ein, mein Lachen habe zweyerley Ursachen, ich lache über böse und gute Dinge. Allein ich lache

nur

nur den Menschen aus: Der, voll von Unbesonnenheit, und leer von gerechten Handlungen, lauter kindische Anschläge macht, und ohne den geringsten Nutzen davon zu haben, unsägliche Arbeiten vollbringt. Der die Gränzen der Erde, und ihre unendlichen verborgenen Winkel, mit uneingeschränkter Begierde durchreist, Silber und Gold schmelzt, und sich doch nicht bey dessen Besitz beruhigt; sondern sich Unruhe macht, mehr zu haben, damit er selbst nicht geringer werde. Der sich nicht schämt, wenn er glückselig genennt wird, weil er die Klüfte der Erde, durch die Hände der Sclaven durchgraben läßt; von welchen manche unter der nachgebenden, über sie herfallenden Erde, umkommen; andere, eine lange Zeit, diesem Zwange unterworfen, in der Quaal, als in ihrem Vaterlande beharren; Spuren von Staube, und abgeschabten Golde und Silber aufsuchen, überall andern Sand sammlen, die Adern der Erde ausschneiden, und zur Vermehrung des Reichthums, stets Goldklumpen aus der Mutter Erde hervorbringen müssen. Wie auslachenswerth sind nicht Leute, die eben dieselbe Erde, auf die sie treten, bewundern? Sie lieben das mühselige und verborgene der Erde, und verschmähen das offenbare. Manche kaufen Hunde, andere Pferde; die umzäumen ein Stück Feld, schreiben es sich als ihr eigenes zu, wollen über viele herrschen, und können sich selbst nicht beherrschen. Sie eilen, sich mit einer Frau zu verbinden, die sie bald drauf wieder verstoßen. Sie lieben, und hassen her-

nach, haben Begierde nach Kindern, die sie, wenn sie erwachsen sind, fortjagen. — Sollten wohl diese eitele und thörigte Bemühungen, von der Raserey unterschieden seyn? Man führt bürgerliche Kriege, und achtet die Ruhe nicht. Könige stellen einander nach, und bringen Menschen um. Man untergräbt die Erde, Silber zu suchen, und findet man es, so will man Land kaufen. Ist es gekauft, so verkauft man wieder die Früchte desselben, und bekömmt wieder Geld. In wie vielen Veränderungen, in welcher Bosheit leben nicht die Menschen! Haben sie kein Geld, so verlangen sie darnach, und haben sie es, so verbergen und verstecken sie es. Ich lache über das, weswegen sie elend leben; lache aus allen Kräften, über das, was sie unglücklich macht. Sie übertreten die Gesetze der Warheit, weteifern in der Feindschaft gegen einander, zanken mit ihren Brüdern, Eltern und Bürgern, und zwar über Güther, deren Herr niemand nach seinem Tode bleibt. Sie ermorden einander auf eine ruchlose und gewaltsame Weise; bekümmern sich um die Armuth ihrer Freunde und des Vaterlandes nicht; bereichern unwerthe und leblose Dinge, kaufen mit ihrem ganzen Vermögen eine Statue, weil das Bild zu sprechen scheint, und hassen die, welche wirklich sprechen können. Denn was leicht zu erlangen ist, wollen sie nicht haben. Wohnen sie auf dem festen Lande, so verlangen sie nach dem Meere, und sind sie auf Inseln, so sehnen sie sich nach dem festen Lande. Sie verkehren alles nach

ihrer

ihrer eigenen Begierde, und scheinen zwar den Muth im Kriege zu loben, lassen sich aber selbst täglich, von der Schwelgerey, dem Geitze und andern Leidenschaften, an welchen sie krank liegen, überwinden, und sind Thersiten so lange sie leben. Warum tadelst du also mein Lachen, Hippocrates? Keiner von euch lacht, über seine eigene, sondern nur über des andern Thorheit. Die lachen über Trunkene, wenn sie sich selbst für nüchtern halten; die aber über Verliebte, da sie doch an einer noch schwerern Krankheit leiden; die über Schiffer, andere aber über Leute, die sich mit dem Feldbau beschäftigen, weil sie weder in den Künsten, noch in ihren Handlungen mit einander übereinstimmen. Das alles, sagte ich, mein Democritus, ist wahr, und keine andere Beschreibung, könnte das Elend der Sterblichen schicklicher schildern; allein diese Handlungen bestätigen den Zwang, welchem der Mensch, der Hauswirthschaft, des Schifsbaues und anderer, zum gemeinen Wesen gehöriger Dinge wegen, unterworfen seyn muß. Denn die Natur hat ihn nicht zum Müßiggange hervorgebracht. Aus diesen Handlungen aber entspringt die Ehrsucht, die viele rechtschafne Gemüther betrügt, daß sie alles mit solchem Fleiße treiben, als ob sie für etwas sicheres arbeiteten, und doch nicht scharfsehend genug sind, das Ungewisse vorherzusehen. Denn wer, mein Democritus, erwartet, wenn er heurathet, die Scheidung oder den Tod? Wer, auf gleiche Weise, wenn er Kinder erzieht, ihren Verlust? Eben so wenig macht man sich solche Be-

sorg-

sorgnisse, bey dem Feldbaue, der Schiffahrt, Regierung, Heerführerwürde, und allem, was im menschlichen Leben vorfällt. Denn niemand besorgt zu straucheln, sondern jeder nährt sich, mit guten Hofnungen, von diesen Angelegenheiten, und vergißt, sich wiedriger Vorfälle zu erinnern. Ist nun also dein Lachen hierüber nicht unschicklich? Deine Einsicht, Hippocrates, versetzte Democritus, ist sehr träge, und noch weit von meiner Meynung entfernt, weil du aus Unwissenheit, das Maas der Ruhe, und Unruhe, nicht erwägest. Denn, wenn sie alles mit kluger Ueberlegung vornähmen, so würden sie leicht damit fertig werden, und mein Lachen stillen. Allein itzt sind sie, durch die Stöße im menschlichen Leben, am Verstande beschädiget, von dummen Stolze aufgeblasen, und, bey der Zerstreuung ihres Gemüths, schwer von der Unordnung ihrer Neigung zu belehren. — Die Veränderung aller Dinge, die mit schnellem Wechsel plötzlich hereinbricht, und ihr Rad auf mannichfaltige Weise umher rollt, giebt eine gnugsame Erinnerung. Sie aber vergessen, gleich als auf einem festen Grunde, das unaufhörliche der unversehenen Zufälle, begehren bald dieses bald jenes kränkende, suchen auf was ihnen unnütze ist, und werden von vielen Unfällen hin und hergeworfen. Nur wer sich selbst vollkommen kennet, seinen eigenen Bau deutlich einsieht, nicht das Bestreben der Begierde, bis ins unendliche ausstreckt, sondern die reiche Natur, die Pflegerin aller, mit Zufriedenheit durchwandelt, und besorgt

ist,

ist, alles nach seinen eigenen Kräften zu thun, der wird ein fehlerloses Leben bewahren. Wie aber bey einer schönen Leibesgestalt, die Gefahr der Leidenschaften offenbar ist, so ist auch die Größe der Glückseligkeit gefährlich. — Berühmte Leute erkennt man noch in Widerwärtigkeiten; andere aber, die auf das, was ihren Nachbaren begegnet, nicht merken, kommen durch ihre eigenen schlechten Handlungen um; weil sie weder das gewisse noch das ungewisse vorhersehen; ob sie gleich das lange Leben, zum Beweiß dessen, was geschehen, oder nicht geschehen ist, haben, woraus sie was sich zutragen wird, erkennen könnten. Drum lache ich über die thörigten Menschen, welche die Strafe der Bosheit, des Geitzes, der Unersättlichkeit, der Feindschaft, des Betruges, der Arglist, und des Neides, leiden müssen. — Es ist schwer, die mancherley Ränke der Bösen auszusprechen, denn auch hierinne ist eine Unendlichkeit. Diese verkehrtdenkende Menschen, wetteifern, einander Fallstricke zu legen. Sie sind an nichts so arm, als an der Tugend; denn sie üben sich in der Liebe zur Lügen, schmücken ihre Neigung zur Wollust, und sind den Gesetzen ungehorsam. Mein Lachen verdammt die Unbesonnenheit dieser Leute, die weder sehen noch hören; da doch die Scharfsichtigkeit des Verstandes, das Gegenwärtige und Zukünftige vorherzusehen, ein nur dem Menschen eigener Sinn ist. Alles misfällt ihnen, und doch nähern sie sich eben demselben wieder. Wenn sie sich geweigert haben, zu Schiffe zu gehen, fahren

sie

sie ab, haben sie den Feldbau verworfen, so treiben sie ihn wieder. Sie verstoßen die Frau, und nehmen eine andere; zeugen Kinder, begraben sie, und wenn sie diese begraben haben, zeugen sie andere, und erziehen sie wieder. Sie wünschen das Alter, und seufzen, wenn sie alt geworden sind. Ihr Wille ist in keinem Zustande standhaft. Als Heerführer und Könige, preisen sie den Privatmann glücklich; der Privatmann verlangt nach der königlichen Würde; der Vorsteher des gemeinen Wesens, beneidet den Handwerker, weil ihm keine Gefahr drohet; der Handwerker jenen, weil er alles vermag. Sie sehen nicht, daß der gerade Weg der Tugend, rein, eben, und ohne Anstoß ist, weil es keiner wagt ihn zu betreten; sondern werden auf den entgegengesetzten krummen und unebenen geleitet, wo sie ausgleiten, anstoßen, und die meisten fallen. Sie keichen, als ob sie gejagt würden, zanken, bleiben zurück, oder gehen voran. Manche von ihnen, kühn, durch Unverschämtheit, entzündet eine ruchlose Liebe, des fremden gestohlenen Bettes; andere verzehrt die unheilbare Krankheit des Geitzes. Die stellen einander nach, jene, die der Stolz bis in die Wolken erhoben, werden durch die Schwere der Bosheit, in die Tiefe des Verderbens gestürzt. Sie reissen um und bauen wieder; verschenken, und bereuen es hernach; schaffen die Rechte der Freundschaft ab, stiften durch böse Thaten Feindschaft; bekriegen ihre Verwandte; und an allen ist der Geiz schuld. Sind die wohl von den spielenden Kin-

dern zu unterscheiden? die aus Mangel der Urtheilskraft, sich an dem, was ihnen vorkömmt, ergötzen. Was überlassen sie aber in Ansehung der Begierden den unvernünftigen Thieren? Nur die Gnügsamkeit, in welcher die Thiere beharren. Denn, welcher Löwe vergräbt das Gold in die Erde? Welchen Ochsen bewafnet der Geitz? Welcher Parder ergiebt sich der Unersättiichkeit. Der Eber verlangt nur nach Wasser, um den Durst zu löschen. Der Wolf beruhigt sich, wenn er das verzehrt hat, was ihm zur nothwendigen Sättigung aufgestoßen ist. Nur der Mensch empfindet keinen Ekel, Tag und Nacht, nach einander zu schwelgen. Die unvernünftigen Thiere begatten sich nur, zu einer dazu bestimmten Jahrszeit, der Mensch aber, mein Hippocrates, raset unaufhörlich für Unkeuschheit. Soll ich nicht über den lachen, der verliebte Klagen führt, weil er zu seinem Glücke abgewiesen worden ist? Am meisten aber lache ich, wenn jemand, der sich in Gefahr begiebt von einer Anhöhe herab, oder ins Meer fällt. Soll ich nicht lachen, wenn bey dem Untergange eines zu schwer befrachteten Schiffes, das Meer angeklagt wird, daß es ein so beladenes Schiff verschlungen hat? Ich halte zwar mein Lachen nicht für recht, allein ich wollte gerne etwas erfinden, das ihnen kränkend wäre. Denn hier wirkt keine Arzeney, noch ein Hülfsmittel, der Päonischen Kunst. Dein Altvater Aesculapius kann dir zur Warnung dienen. Als er die Menschen gerettet hatte, ward ihm mit Blitzen gedankt.

gedankt. Siehst du nicht hier, daß auch ich Theil an der Bosheit nehme, da ich um die Ursache der Raserey aufzusuchen, Thiere tödte und zerstücke? Man sollte die Ursache bey den Menschen selbst aufsuchen. — Siehest du nicht, daß auch die Welt mit Menschenhaß angefüllt ist, und sich in ihr eine unendliche Menge von Leidenschaften gehäuft haben? Der ganze Mensch ist Krankheit, von seiner Geburt an. So lange er gesäugt wird, ist er unnütze und flehet um Beystand; ist er größer geworden, gottlos, thörigt, und des Unterrichts bedürftig; in blühenden Jahren, verwegen; bey Abnahme der Kräfte elend, und verursachet seine eigene Mühseligkeiten, durch Unvernunft; denn so ist er von der Mutter gekommen. Deswegen sind manche hitzig, und bey Wiederwärtigkeiten und Kämpfen mit unmäßigen Zorn erfüllt, andere begierig zu verführen und die Ehe zu brechen; die leben in Trunkenheit, jene trachten nach fremden Güthern, andere verschwenden ihre eigenen. Ich wünschte, daß wir in aller Häuser sehen könnten, ohne daß uns einer, der innersten Winkel, verborgen bliebe, um dort ihre Handlungen zu entdecken. Da würden wir sehen: manche essen, speien, geißeln, Gift mischen, listige Anschläge schmieden, verurtheilen. Wir würden noch andere sehen, die sich freuen, wehklagen, Anklagen ihrer Freunde aufsetzen, für Ehrsucht rasen; ja auch noch verborgenere Handlungen, der in der Seele ruhenden Leidenschaften, würden wir erblicken. So wohl

Alte, als Junge, die bitten, versagen, Mangel leiden, Ueberfluß haben, von Hunger gequält werden, von Schwelgerey beschwert, schmutzig, gefangen, sind; die mit ihrem Wolleben prahlen, sich pflegen; die umbringen, begraben, das was sie haben, nicht achten, nach eingebildeten Güthern begierig sind; Unverschämte, Sparsame, Unersättliche, Mörder, Geschlagene, Stolze, vom eiteln Ehrgeize aufgeblasene; die nach Pferden, Hunden, steinernen, hölzernen, oder metallenen Statüen, Gemählden, Gesandschaften, Feldherrenstellen, geistlichen Aemtern, trachten; die bekränzt seyn wollen, sich bewafnen, getödet werden. Von diesen Leuten eilen manche zum Seetreffen, Kriegsheere, oder Feldbaue; andere auf Kaufmannsschiffe, den Gerichtsplatz, in die Versammlung des Volkes, aufs Theater, oder zu entfliehen; und andere nach etwas anderm. — Manche ergeben sich der Wollust, Weichlichkeit, Ausgelassenheit, Trägheit, oder dem Müßiggange. Sollten wir nun nicht, die ausgelassene Lebensart dieser Leute belachen, wenn wir ihre, so nichtswerthe, und unglückliche Bemühungen, erblicken? Ich fürchte sehr, auch deine Arzeney wird ihnen nicht gefallen; denn aus Unmäßigkeit misfällt ihnen alles, und Weisheit sehen sie für Wahnwitz an. Warhaftig, ich besorge, man wird deiner Wissenschaft, aus Neid oder Undankbarkeit viel

offenba-

offenbare Schmach anthun. Denn Kranke schreiben, so bald sie der Gefahr entrissen sind, ihre Genesung den Göttern, oder dem Glücke, auch viele ihrer eigenen Natur zu, hassen den Wohlthäter, und es fehlt wenig, daß sie nicht zornig sind, wenn sie meynen ihm verschuldet zu seyn. — Viele, die es bey sich selbst fühlen, daß sie unwissend und ungeschickt sind, hassen das Bessere. — Die Einfältigen geben die Stimmen, und weder Kranke wollen es zugestehen, noch Kunstverwandte ein Zeugniß ablegen, weil sich der Neid wiedersetzt. Dergleichen Geschwätze sind mir nicht unbekannt, und ich weiß sehr wohl, daß du oft merkwürdige Leiden erfahren, und weder Lust gehabt hast, über die Undankbarkeit noch den Neid zu lachen. Denn niemand erkennet, noch bezeuget die Warheit. Als er das sagte, lächelte er, und er schien mir, mein Damagetus, ganz göttlich auszusehen, und seine vorige Gestalt verloren zu haben. Da sagte ich: Vortreflichster Democritus, ich werde von deiner Gastfreundschaft, große Geschenke mit mir zurück nach Ko nehmen. Denn du hast mich, durch deine bewundernswürdige Weisheit, sehr bereichert. Ich gehe als dein Herold der Warheit zurück, der du die menschliche Natur erforschet, erwogen, und von ihr gesprochen hast. Itzt verlasse ich dich, weil nun mein Verstand, seine Arzeney von dir erhalten hat, und die Zeit auch die Sorgfalt

für den Körper fodert; morgen aber, und übermorgen, will ich wieder hierherkommen. Mit diesen Worten stand ich auf. Er war bereit, mich zu begleiten, und gab einem der auf ihm zukam, (ich weis nicht woher) die Bücher. Ich eilte etwas geschwinder zu den Abderiten hin, die auf der Anhöhe meiner erwarteten, und sagte: Männer, ich danke euch sehr, daß ihr mich habt holen lassen; denn ich habe den Democritus, den allerweisesten Mann gesehen, der allein vermögend ist, die Menschen klug zu machen. Das habe ich dir nun, mein Damagetus, sehr erfreut, von dem Democritus melden wollen. Lebe wohl!

Des
Epictetus
Handbuch und Lebensregeln.

Des Epictetus Handbuch.

Erstes Kapitel.

Alles was ist, hängt entweder von uns, oder nicht von uns ab. Einbildung, Trieb, Verlangen, Abneigung, und mit einem Worte, alle unsere Handlungen, sind in unserer Gewalt. Allein die Beschaffenheit des Körpers, Vermögen, Achtung, Würden, und kurz, was nicht unser Werk ist, hängt nicht von uns ab.

Alles was in unserer Willkühr steht, ist seiner Natur nach frey, und kann weder verhindert, noch aufgehalten werden; was aber nicht von uns abhängt, ist schwach, knechtisch, Hindernissen unterworfen, fremde.

Erwäge also: Wenn du das für frey hältst, was seiner Natur nach knechtisch ist, und fremde Dinge für eigene ansiehst, so wirst du Hindernisse antreffen, klagen, voll Unruhe seyn, und Götter und Menschen tadlen; siehst du aber nur das für das Deine an, was dein ist, und betrachtest du das Fremde, als etwas Fremdes, so wird dich niemand zwingen, oder verhindern, du wirst keinen tadlen, oder anklagen, nichts ungerne thun, keinen Feind haben, und niemand wird dir Schaden thun, denn dir wird nichts schädliches wiederfahren können.

Verlangst du das, so sey eingedenk, nichts fremdes, auch nur mit einer mäßigen Gemüthsbewegung vorzunehmen, manches gänzlich fahren zu lassen, manches voritzt zu verschieben. Trachtest du aber auch nach solchen Dingen, als z. B. ein obrigkeitliches Amt zu verwalten, oder reich zu seyn, so wirst du sie vielleicht nicht erlangen, weil du zugleich nach dem erstern verlangst, und ganz gewiß wirst du doch das nicht erhalten, was Glückseligkeit und Freyheit verschaft.

Drum gewöhne dich, sogleich zu jeder unangenehmen Vorstellung deiner Einbildungskraft, zu sagen: Du bist Wahn, und gar nicht, was du zu seyn scheinst. Hierauf untersuche, und prüfe sie, nach den Regeln, die du hast, vornehmlich, ob es etwas ist, das von unserer Willkühr abhängt, oder nicht; und ist es etwas, das nicht in unserer Macht steht, so sprich alsobald: Das geht dir nichts an!

Zweytes Kapitel.

Erwäge, daß sich das Verlangen verspricht, das was es verlangt, zu erhalten, die Abneigung aber das vermeiden zu können, was ihr zuwider ist, und daß der, welcher das nicht erhält, was er begehrt, unglücklich, der aber, dem das begegnet, was er verabscheuet, elend ist. Suchst du also nur das zu vermeiden, was wider die Natur der Dinge ist, die in deiner Gewalt stehen, so wird dir davon nichts begegnen; suchst du aber der Krank-

heit, dem Tode, oder der Armuth zu entgehen, so wirst du unglücklich seyn.

Entferne also deine Abneigung von allem, was nicht auf unsern Willen beruhet, und kehre sie auf das, was wider die Natur der Dinge ist, die von uns abhängen. Schaffe aber die Begierde gegenwärtig gänzlich fort. Denn bist du nach etwas begierig, das außer deiner Macht ist, so bist du nothwendig unglücklich; und das was von uns abhängt, und du also mit Recht verlangen kannst, besitzst du noch nicht. Doch bediene dich hier nur des Triebes, und der Abneigung, aber gelassen, mit Bedingung, und ohne Anstrengung.

Drittes Kapitel.

Vergiß nicht, von allem, was das Herz an sich zieht, Nutzen darbietet, oder dir lieb ist, dir, indem du mit dem kleinsten den Anfang machst, zu sagen, was es ist. Bist du einem irdenen Gefäße günstig, daß du einem irdenen Gefäße günstig bist, so wirst du nicht erschrecken, wenn es zerbricht. Küssest du dein Kind, oder deine Frau, daß du etwas sterbliches küssest, so wirst du nicht beunruhigt werden, wenn das stirbt.

Viertes Kapitel.

Nimmst du dir vor, etwas zu thun, so erwege die Natur deines Vorhabens, bey dir selbst. Gehst du ins Bad, so stelle dir alles vor, was im Bade geschicht: daß dort Leute sind, die lärmend

fortlau,

fortlaufen, oder sich hereindrängen, zanken, stehlen — so wirst du sicher zu Werke gehen, wenn du dazu sagst: Weil ich mich baden will, so muß ich auch meinen der Natur gemäßen Vorsatz bewahren. und so denke bey jeder Handlung. Denn fällt dir alsdenn beym Baden eine Verhinderung vor, so wirst du gleich sprechen können: Ich wollte nicht nur das thun, sondern auch meinen der Natur gemäßen Vorsatz, erhalten — den erhalte ich aber nicht, wenn ich über etwas, das geschicht, zürne.

Fünftes Kapitel.

Nicht die Dinge selbst, sondern die Meynungen von Dingen, beunruhigen die Menschen. Z. B. Der Tod ist nichts schreckliches, (sonst hätte er auch dem Sokrates so geschienen) sondern der Wahn vom Tode, daß er etwas schreckliches sey, ist das fürchterliche. Werden wir also an etwas verhindert, werden wir beunruhigt, oder betrübt, so dürfen wir auf niemanden, als auf uns selbst, schelten, das ist, auf unsere Meynungen. Ein unwissender giebt andern die Schuld, wenn es ihm übel geht; wer in den Wissenschaften ein Anfänger ist, sich selbst; der wohlunterrichtete aber, weder einem andern, noch sich selbst.

Sechstes Kapitel.

Erhebe dich nie fremder Vorzüge wegen. Sagte ein stolzes Pferd: Wie schön bin ich! so wäre das erträglich; sprichst du aber mit Stolz:

Ich

Ich habe ein schönes Pferd, so wisse, daß du dich eines guten Pferdes wegen erhebst. Was ist nun dein? Der Gebrauch der Einbildungskraft. So daß du dich alsdann schätzen kannst, wenn du deine Begriffe, der Natur gemäß einrichtest, denn dein Werth gründet sich auf ein Guth, das dein ist.

Siebentes Kapitel.

So wie es, bey der Schiffart, wenn das Schiff ans Land fährt, und du etwa aussteigst, Wasser zu holen, nur ein Nebenwerk des Weges ist, Schnekgen und Kräutergen aufzulesen, und du die Gedanken stets beym Schiffe haben, dich immer umsehen mußt, ob der Schiffherr ruft, und wenn er ruft, das alles verlassen mußt, damit man dich nicht, wie ein Schaaf gebunden, ins Schiff wirft; so hindert dich auch im menschlichen Leben nichts, wenn dir, statt der Schnekgen und Kräutergen, ein Weibgen und ein Kindgen gegeben wird, es anzunehmen. Doch ruft der Schiffherr, so lauf zum Schiffe, verlaß alles, siehe auf nichts zurück. Bist du aber alt, so entferne dich ja nicht weit vom Schiffe, damit du nicht zurück bleibst, wenn du gerufen wirst.

Achtes Kapitel.

Verlange nicht, daß das, was geschicht, so geschehe, als du es haben willst, sondern sey es so zufrieden, wie es sich zuträgt, so wirst du glücklich leben.

Neuntes Kapitel.

Krankheit ist eine Verhinderung des Körpers, nicht aber des Willens, wenn es dem nicht so gefällt. Lahmheit ist den Schenkeln hinderlich, doch nicht dem Willen — Das kannst du zu jedem Vorfalle sagen, so wirst du finden, daß er nur einen andern hindert, dich aber nicht.

Zehntes Kapitel.

Bey allem was vorfällt, vergiß nicht, bey dir selbst nachzuforschen, in welcher Verfassung, einen gehörigen Gebrauch davon machen zu können, du bist; so wirst du, wenn du eine reizende Schönheit siehst, Kraft zur Enthaltsamkeit, wenn dir Arbeit auferlegt wird, Geduld, bey Scheltworten, Gelassenheit finden. Und hast du dich so gewöhnt, so werden dich nicht täuschende Vorstellungen deiner Einbildungskraft dahin reißen.

Eilftes Kapitel.

Sage nie, daß du etwas verloren, sondern daß du es zurückgegeben hast. Ist dir ein Kind gestorben: Es ist zurückgegeben worden. Ist dir die Frau gestorben: Sie ward zurückgegeben. Hat man dir ein Landguth geraubt: Auch das ward zurück gegeben. Allein der es genommen hat, ist ein Bösewicht — Was bekümmerst du dich darum, durch wen der es zurück nahm, der es dir gegeben hatte? Gebrauche es nur, so lange es dir von ihm verliehen wird, als das Eigenthum eines andern; wie Reisende das Wirthshaus.

Zwölftes Kapitel.

Willst du in der Anwendung deiner Grundsätze weiter kommen, so vermeide, bey dir selbst zu denken: Wenn ich meine Angelegenheiten vernachläßige, so wird mirs am Unterhalte fehlen — Züchtige ich meinen Knaben nicht, so wird er ungehorsam werden — Denn es ist besser, ohne Sorge und Furcht, für Hunger sterben, als gequält im Ueberflusse leben; besser, daß der Knabe ungezogen ist, als daß du elend bist. Fange also beym kleinsten an: Mein Fläschgen Oehl wird vergossen, das Fäßgen Wein gestohlen werden — und setze hinzu: So theuer wird die Gelassenheit, so theuer die Ruhe erkauft! umsonst aber erhält man nichts. Rufst du dem Bedienten, so denke, daß er vielleicht nicht hören, oder wenn er hört, nicht was du verlangst, thun wird. Das ist von ihm nichts gutes, aber doch gut für dich, daß es nicht in seiner Gewalt steht, dich zu beunruhigen.

Dreyzehntes Kapitel.

Willst du weiter kommen, so ertrage es, daß du der Dinge wegen, die außer dir sind, ein Narr oder ein Blödsinniger zu seyn scheinst. Verlange nicht gelehrt zu scheinen, und stehst du bey einigen im Ansehen, so mistraue dir selbst. Denn wisse, daß es nichts leichtes ist, deinen nach der Natur gefaßten Vorsatz, und zugleich äußerliche Vorzüge zu bewahren; sondern, wer für das eine sorgt, muß nothwendig das andere vernachläßigen.

Vierzehn-

Vierzehntes Kapitel.

Du bist thörigt, wenn du verlangst, daß deine Kinder, Frau und Freunde, immer leben sollen. Denn du verlangst, daß Dinge, die nicht in deiner Macht stehen, von dir abhängen, und fremde dein seyn sollen? Eben so einfältig bist du, wenn du willst, daß dein Bedienter keinen Fehler begehe. Denn du verlangst, daß Unart, nicht Unart, sondern etwas anders seyn soll. Willst du das nicht verfehlen, was du verlangst? Das ist dir möglich! nur verlange, was du ausrichten kannst.

Der Herr eines jeden ist der, welcher ihm, was er will, verleihen, oder wegnehmen kann. Wer also frey seyn will, muß nichts verlangen, oder zu vermeiden suchen, was in der Macht anderer steht, sonst ist er nothwendig dienstbar.

Funfzehntes Kapitel.

Vergiß nicht, wie du dich bey einem Gastmahle zu betragen hast. Kömmt etwas, das herum getragen wird, zu dir, so strecke die Hand auf eine wohlanständige Weise aus, und nimm es an. Geht es bey dir vorbey, so halte es nicht zurück. Kömmt es noch nicht zu dir, so verlange nicht von weiten darnach, sondern warte, bis es zu dir kömmt. Eben so betrage dich, in Ansehung der Kinder, der Frau, obrigkeitlicher Würden, und des Reichthums, so wirst du dereinst würdig seyn, an den Freuden der Götter Theil zu nehmen. — Wenn du aber auch das, was dir vorgesetzt wird, nicht

nicht ergreifst, und es nicht achtest, so wirst du nicht nur, an ihren Freuden Theil nehmen, sondern auch mit ihnen herrschen. So machten es Diogenes, Heraclitus, und die ihnen gleichen, waren mit Rechte göttliche Männer, und wurden auch so genennt.

Sechzehntes Kapitel.

Siehest du, daß jemand im Kummer, über die Entfernung eines Sohnes, oder den Verlust seines Vermögens klagt, so hüte dich, daß dich nicht, weil er in äußerlichen Uebeln ist, die Einbildungskraft hinreiße; sondern unterscheide alsobald bey dir selbst, und sage geschwind: Den quält nicht das, was geschehen ist, denn es quält keinen andern, sondern der Wahn, den er davon hat. Doch darfst du dich nicht scheuen, im sprechen mit ihm, dich nach seinem Zustande zu richten, auch, wenn es sich so trift, mit ihm zu seufzen; allein hüte dich, daß du nicht aus dem innersten seufzest.

Siebzehntes Kapitel.

Erinnere dich, daß du der Acteur eines Schauspiels bist, das dir der Directeur vorgeschrieben hat. Ist es kurz, eines kurzen, ist es lang, eines langen. Will er, daß du einen Bettler, Lahmen, Rathsherrn, oder gemeinen Mann, vorstellen sollst, so spiele deine Rolle mit gutem Anstande. Denn das ist dein Werk, der dir gegebnen Rolle ein Gnüge zu thun; doch sie auszuwählen, gehörte für einen andern.

Achtzehntes Kapitel.

Zeigt das Geschrey des Raben etwas unglückliches an, so laß dich nicht von der Einbildungskraft hinreißen, sondern unterscheide bey dir selbst, und sage: Mir selbst wird nichts angezeigt, sondern vielleicht meinem Körpergen, Güthgen, kleinem Ruhme, den Kindern, oder der Frau. Mir muß, wenn ich will, nur lauter Glück verkündigt werden; denn es steht in meiner Macht, aus allem, was geschicht, Nutzen zu schöpfen.

Neunzehntes Kapitel.

Du kannst unüberwindlich seyn, wenn du dich in keinen Kampf einläßt, in welchem es nicht bey dir steht, zu siegen.

Siehe also zu, wenn du einen sehr gelehrten, mächtigen, oder sonst glücklichen siehest, daß du dich nicht von deinem Wahne hinreißen lässest, ihn selig zu preisen. Denn ist das Wesen des Guten, in Dingen, die von uns abhängen, so hat weder Neid, noch Eifersucht Platz. Du selbst aber willst weder Feldherr, Rathsherr, noch Bürgemeister, sondern frey seyn. Doch dazu führt dich nur ein Weg, die Verachtung dessen, was nicht in unserer Macht steht.

Zwanzigstes Kapitel.

Erwäge, daß nicht der, welcher schilt, oder schlägt, beleidiget, sondern der Wahn, daß das Beleidigungen sind. Reizt dich also jemand, so wisse, daß es deine Vorstellung ist, die dich reizt.

Deswe=

Deswegen bemühe dich vornehmlich, nicht vom Wahne dahingerissen zu werden. Denn hast du nur einmal Zeit und Muße erlangt, so wird dirs leicht seyn, dich selbst zu beherrschen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod, die Verbannung, und alles, was sonst schrecklich zu seyn scheint, soll dir täglich vor Augen seyn; vornehmlich aber der Tod, so wirst du nie an etwas niedriges denken, noch etwas sehr verlangen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Ergiebst du dich der Philosophie, so mache dich alsobald drauf gefaßt, daß dich viele auslachen, verspotten, und sagen werden: Daß der uns so plötzlich ein Philosoph geworden ist! und, wo kommen denn die stolzen Augenbraunen her? — Du aber ziehe die Augenbraunen nicht in die Höhe. Behalt sie, wie sie dir am anständigsten scheinen, als einer, den Gott auf diesen Standplatz gestellt hat; und wisse, daß die dich bewundern werden, die dich zuvor auslachten, wenn du so beharrest. Läßt du dich aber besiegen, so wird man dich gedoppelt auslachen.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Trift es sich einmal, daß du dich, um jemanden gefällig zu seyn, mit äußerlicheu Dingen beschäftigst, so wisse, daß du deinen Grundsatz aufgegeben hast. Drum sey stets damit zufrieden,

daß du ein Philosoph bist. Willst du aber auch jemanden, einer zu seyn scheinen, so scheine dir es selbst, das wird gnug seyn.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Laß dich diese Vorstellungen nicht betrüben: Ich lebe verachtet, und bin nirgends etwas — Denn ist Verachtung ein Uebel, so kannst du so wenig, durch einen andern, im Uebel, als in der Schande seyn. Oder ist es ein von dir abhängendes Werk, ein obrigkeitliches Amt zu erhalten, oder zum Gastmale geladen zu werden? Nein! — Wie bist du also verachtet? Wie wirst du nirgends etwas seyn? Du, dem es gebührt, nur in den Dingen, die bey dir stehen, etwas zu seyn, in welchen es dir erlaubt ist, den größten Werth zu erlangen!

Allein, werden nicht meine Freunde ohne Beystand seyn? — Was nennest du ohne Beystand? Sie werden kein Geld von dir haben, du wirst ihnen nicht das römische Burgerrecht geben. — Doch wer sagt dir denn, daß das Dinge sind, die auf uns beruhen, und nicht von andern abhängen? Wer kann aber das einem andern geben, was er selbst nicht hat?

Man sagt: Erwirb etwas, damit auch wir etwas haben. — Kann ich etwas erwerben, und doch dabey die Ehrfurcht gegen mich selbst, Redlichkeit und Größe der Seele bewahren, so zeigt mir den Weg, ich will etwas erwerben. Fordert ihr aber, daß ich meine eigenen Güther verliehren

soll,

soll, um euch etwas, das kein Guth ist, zu verschaffen, so betrachtet euch selbst, wie unbillig und thörigt ihr seyd. — Was wollt ihr am liebsten haben, Geld, oder einen treuen und bescheidenen Freund? Hierinne kann ich euch am meisten Gnüge thun. Fordert aber nicht, daß ich etwas thun soll, wodurch ich diese Eigenschaft verliehre.

Doch man sagt, das Vaterland wird keinen Beystand von mir haben. — Ich frage wieder, welchen Beystand meint man? Weder Gallerien noch Bäder wird es von dir haben — und was ist das mehr? hat es doch auch von dem Schmiede keine Schuhe, und von dem Schuster keine Waffen. — Es ist aber gnug, wenn jeder nur sein eigen Geschäft vollbringt. Allein, wirst du dem Vaterlande nichts nützen, wenn du ihm, einen andern getreuen, und bescheidenen Bürger, bildest? Ganz gewiß! Drum wirst du ihm auch nicht unnütze seyn.

Man fragt, welche Stelle ich unter der Bürgerschaft einnehmen werde. — Die, welche du bey Erhaltung deiner Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, wirst einnehmen können. Wolltest du aber, mit Verluste dieser Eigenschaften, der Stadt nützlich seyn — welcher Vortheil könnte ihr daraus entstehen, daß du unverschämt und treulos geworden wärest?

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Es wird dir jemand beym Gastmale, beym Grüßen, oder bey der Vergebung einer Raths-

herrnstelle, vorgezogen. — Sind das nun Güther, so mußt du dich erfreuen, daß sie jener erhalten hat; sind es aber Uebel, so sey nicht zornig, daß du sie nicht erlangt hast. Doch erwäge auch, daß du, der du das nicht thust, was zur Erreichung, solcher, von uns unabhängigen Dinge, erfodert wird, nicht ein gleiches, mit Leuten, die es thun, verlangen kannst.

Denn wie kann der, welcher nicht, mit dem andern, häufige Besuche abstattet, niemanden, wie er, begleitet, nicht lobt, wenn er lobt, auch ein gleiches mit ihm erhalten wollen? Du wärst ungerecht, und unersättlich, wenn du diese Dinge, ohne das dran zu wenden, womit sie andere erkaufen, umsonst haben wolltest.

Allein, wie theuer wird Sallat gekauft? Vielleicht um einen Dreyer. Erhält nun jemand, der den Dreyer giebt, den Sallat, du aber, der du nichts giebst, bekömmst nichts, so denke nicht, daß du weniger hast, als der ihn bekommen hat. Denn wie jener den Sallat hat, so hast du den Dreyer nicht ausgegeben.

Eben so ists auch hier. Man hat dich nicht zum Gastmale eingeladen, denn du hast nichts gegeben, womit ein Abendessen erkauft wird. Es wird aber mit Lobsprüchen und Dienstleistungen erkauft. Ist dirs also nützlich, so bezahle das wofür man es erhält. Willst du aber jenes nicht leisten, und doch das nehmen, so bist du unersätlich und thörigt.

Hast du denn statt des Gastmals nichts? Du hast das, den nicht gelobt zu haben, den du nicht

loben

loben wolltest; und das, nicht an der Thüre auf ihn warten zu müssen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der Wille der Natur ist aus Dingen zu erkennen, von welchen wir alle einerley denken. Z. B. Wenn eines andern Bedienter einen Becher zerbricht, sagst du sogleich: Das geschicht oft! Wisse nun, daß du dich, wenn dein Becher zerbrochen wird, eben so betragen mußt, als da der des andern zerbrochen ward. — So mache auch die Anwendung bey wichtigern Dingen. Ist einem andern ein Kind, oder die Frau gestorben, so ist keiner der nicht sagte: Das ist etwas menschliches! Stirbt ihm selbst aber eins von den Seinigen, so schreiet er bald: O weh mir Elenden! — Drum müssen wir uns erinnern, daß wir eben das, was wir leiden, schon von andern gehört haben.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

So wie das Ziel nicht aufgestellt wird, damit man es verfehlen soll, so ist auch das Uebel in der Welt, kein Werk der Natur.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Erlaubte es jemand, daß dein Körper, von dem ersten, der dir begegnete, gemishandelt würde, so würdest du darüber zürnen; schämst du dich aber denn nicht, wenn du dein Gemüth, einem

jeden, den du antriffst überlässest, daß es, wenn er dir schilt, beunruhigt, und verwirrt wird.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Von jeder Handlung, betrachte die Bewegungsgründe, und Folgen; und alsdann unternimm sie. Thust du das nicht, so wirst du sie zwar fröhlich unternehmen, weil du ihre Folgen nicht erwägst; allein du wirst dich hernach schämen müssen, wenn sich etwas beschimpfendes zeigt.

Willst du in den Olympischen Spielen siegen? — Auch ich, bey den Göttern! denn es ist glorreich. Doch erwäge, was vorhergeht, und drauf folgt, und so fange das Werk an. Du mußt in allen Dingen, eine genaue Ordnung beobachten; aus Zwang viel essen, dich aller Näschereyen enthalten; bist gezwungen, dich zur gesetzten Stunde, in der Hitze, und Kälte, zu üben; wie sichs trift, nichts kaltes, keinen Wein, zu trinken. Du mußt dich dem Fechtmeister, als einem Arzte überlassen, und hernach in den Kampf gehen. Da muß man mit den Händen schlagen, mit den Fersen stoßen, viel Staub einschlucken, sich auch wohl mit Ruthen hauen lassen, und nach allen diesen besiegt werden.

Hast du das überlegt, und willst es noch, so gehe zum Fechtmeister; wo nicht, so wirst du es treiben wie Kinder, die bald den Ringern, bald den Fechtern nachspielen, dann auf der Trompete blasen, hernach tragisch singen. So bist auch du — itzt ein Ringer, itzt aber ein Fechter, dann ein

ein Redner, drauf ein Philosoph — von ganzer Seele nichts; sondern ahmest allem, was du siehst, wie ein Affe nach, und dir gefällt eins, nach dem andern. Denn du gehst nicht mit Ueberlegung ans Werk, noch erwägst du die Sache recht genau; sondern unbesonnen, und mit einer frostigen Begierde.

Als wenn Leute, die einen Philosophen sehen, und hören, daß er wie Euphrates spricht, (doch wer kann so wie er sprechen?) auch selbst philosophiren wollten. Drum Mensch, erwäge zuvor, was es für ein Werk ist, hernach erforsche deine Natur, ob du es ertragen kannst.

Willst du ein fünffacher Kämpfer, oder ein Ringer werden, so siehe deine Arme und Schenkel an, betrachte deine Lenden; denn es ist von der Natur, eins nach dem andern eingerichtet. — Meinest du, daß du bey deiner gewöhnlichen Lebensart wirst philosophiren können? daß du dabey so viel essen, so viel trinken, so unzufrieden seyn darfst? Man muß wachen, arbeiten, sich von seinen Freunden trennen, von geringen Bedienten verachten lassen, überall in der Ehre, bey der Regierung, vor Gerichte, bey jedem kleinen Geschäfte, andern nachstehen. Das erwäge, und ob du dafür Zufriedenheit, Freyheit, und Ruhe eintauschen willst. Wo nicht, so hüte dich, daß du nicht, wie die Kinder, itzt ein Philosoph, dann ein Zollpachter, drauf ein Redner, hernach Stadthalter des Cäsars werdest. Keins harmonirt mit dem andern! Du kannst nur eins seyn; entweder ein guter, oder ein böser Mensch. Du mußt entwe-

der, den vornehmsten Theil von dir selbst, ausbilden, oder das äußerliche; du mußt entweder, auf das innere, oder auf das äußere, Fleiß wenden, das ist: entweder den Rang eines Philosophen, oder eines aus dem Pöbel behaupten.

Dreyßigstes Kapitel.

Die Pflichten werden überhaupt, nach den gegenseitigen Verhältnissen, abgemessen. — Ist es der Vater. — Es ist befohlen, für ihn zu sorgen, ihm in allem nachzugeben, sein Schelten und Schlagen zu ertragen — Allein der Vater ist böse! — Du bist also von der Natur zu keinem guten Vater gesellt worden? Nein, sondern zu einem Vater — Der Bruder ist ungerecht. — Bewahre also dein Verhältniß gegen ihn, und siehe nicht auf das, was er thut, sondern was dir, nach deinem, der Natur gemäß gefaßten Grundsatze, zu thun obliegt. Denn ein anderer beleidiget dich nicht, wenn du nicht willst. Du wirst aber beleidiget seyn, wenn du meinst, du seyst beleidiget worden. — Eben so wirst du auch die Pflicht des Nachbars, des Bürgers und des Feldherrn gewahr werden, wenn du dich gewöhnst, die gegenseitigen Verhältnisse zu betrachten.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Wisse, daß die Frömmigkeit gegen die Götter vornehmlich darinne besteht, daß man richtige Begriffe von ihnen und ihrem Daseyn, und wie sie alles gut und gerecht ordnen, habe. Hierbey

mußt du dich ihnen unterwerfen, ihnen gehorchen; mit allem, was sich zuträgt, zufrieden seyn, und gerne folgen, weil sie alles, nach den besten Rathschlüssen, ausführen. Denn alsdann wirst du weder jemals die Götter tadlen, noch sie anklagen, daß sie dich vernachläßigt haben.

Das kann aber auf keine andere Weise geschehen, als wenn du von Dingen absiehst, die nicht von uns abhängen, und ganz allein, das gute und böse, in Dinge setzest, die in unserer Macht sind. Denn hältst du etwas von jenen, für gut, oder böse, so ist es nothwendig, daß du, wenn du etwas, das du haben wolltest, nicht erlangst, oder dir etwas begegnet, das dir zuwider ist, die Urheber desselben tadelst und hassest.

Drum ist jedes lebendige Geschöpf, von der Natur so zubereitet worden, daß es Dingen, die ihm schädlich zu seyn scheinen, und ihren Ursachen entfliehet, und sie vermeidet. Den nützlichen aber, und ihren Ursachen, nachtrachtet und sie schätzet. — Es ist also unmöglich, daß jemand, der sich einbildet beschädigt zu werden, sich über das, was ihm zu schaden scheint, freuen kann, so wie es unmöglich ist, sich über den Schaden selbst zu erfreuen.

Daher wird auch der Vater, vom Sohne, getadelt, wenn er ihm nicht von Dingen, die gut zu seyn scheinen, etwas giebt. Auch das erregte die Feindschaft, zwischen dem Polynices, und dem Eteocles, daß die Fürstliche Würde für etwas gutes gehalten ward. Deswegen schilt der Landmann, der Schiffer, der Kaufmann, und wer

Weiber

Weiber oder Kinder verlohren hat, die Götter. Denn wo es nach Wunsche geht, da ist man mit den Göttern zufrieden. So daß der, welcher dafür sorgt, daß er nur, was sich gebührt, verlange, oder verabscheue, zugleich auch für die Frömmigkeit sorgt.

Es geziemt aber allen, zu spenden, zu opfern, und, nach väterlichem Gebrauche, die Erstlinge zu bringen, reinlich, nicht nachläßig, sorglos, karg, noch über Vermögen.

Zwey und dreysigstes Kapitel.

Gehst du zum Wahrsager, so denke dran, daß du nicht weißt, was geschehen wird; sondern daß du kömmst, es von ihm zu erfahren. Doch von welcher Art es seyn werde, das weißt du schon, wenn du hinkömmst, daferne du ein Philosoph bist. Denn ist es nicht etwas, das von uns abhängt, so ist es ganz gewiß weder gut, noch böse.

Bringe also weder Verlangen, noch Abscheu, zum Wahrsager mit, noch gehe zitternd zu ihm, sondern versichert, alles was geschehen könne, sey etwas gleichgültiges; so kannst du einen guten Gebrauch davon machen, den niemand verhindern wird. Drum gehe mit getrosten Muthe, die Götter zu fragen, und sey übrigens, wenn dir etwas angezeigt wird, eingedenk, was für Rathgeber du angenommen hast, und welchen du ungehorsam seyn wirst, wenn du nicht gehorchest.

Doch gehe, (wie Sokrates verlangte) wegen Dinge um Rath zu fragen, deren ganze Erwägung,

gung, zum guten Ausgange erfodert wird; und da weder kluges Nachdenken, noch Erfahrenheit in Künsten Gründe hergeben, das, wovon die Frage ist, zu erkennen. Drum frage den Wahrsager nicht, ob du dich in Gefahr wagen sollst, wenn du mit deinem Freunde, oder fürs Vaterland etwas gefährliches unternehmen mußt. Denn, verkündigte er dir auch, daß die Anzeigen nicht günstig wären, sondern offenbar Tod, Verstümlung, oder Verbannung zu erkennen gäben; so befiehlt doch die Vernunft, auch bey diesen Anzeigen, dem Freunde beyzustehen, und sich fürs Vaterland in Gefahr zu begeben. Halte dich deswegen zu dem größten Wahrsager, dem Pythius, der jenen aus dem Tempel warf, weil er nicht dem Freunde, der getödtet ward, beygestanden hatte.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Entwirf dir in Gedanken, einen gewissen Character, und ein Muster, nach welchem du dich, du magst allein, oder bey andern seyn, richtest.

Befleißige dich zu schweigen, oder sprich nur, was nöthig ist, und mit wenigen Worten. Erfodert es aber einmal die Sache, daß wir etwas mehr sprechen, so müssen wir doch nicht, von allem, was vorfällt, nicht von Kämpfen, Pferderennen, Ringen, Speisen und Getränken, dem allgemeinen Gespräche, vornehmlich aber nicht von andern Leuten reden, weder tadlen noch loben, noch Vergleichungen anstellen.

Ist

Ist dirs möglich, so lenke durch deine Reden, das Gespräch der Anwesenden, auf etwas Anständiges. Doch befindest du dich unter Leuten, von verderbten Sitten, so schweige.

Lache nicht oft, auch nicht über viel Dinge, noch ausgelassen.

Den Schwur verbitte ganz, wenn es seyn kann, wo nicht, doch nach äußerster Möglichkeit.

Die Schmausereyen, außer deinem Hause, und mit unwissenden Leuten, vermeide. Erfodert es aber einmal die Zeit, so laß deine Aufmerksamkeit darauf gerichtet seyn, daß du nie ins pöbelhafte herabsinkest. Denn wisse, daß der, dessen Gefährte beschmuzt ist, auch nothwendig, so rein er selbst ist, durch den Umgang mit ihm, befleckt werden wird.

Alles, was dein Körper braucht, nimm nur zur Nothdurft: als Speise, Trank, Kleidung, Wohnung, Bedienung. Doch was nur zum äußerlichen Ansehn, oder zur Ueppigkeit gehört, das schaffe ab.

Halte dich vor der Heurath, nach äußerster Möglichkeit keusch. Genüße nur einer erlaubten Liebe. Doch sey nicht hart, gegen andere, die hierinne fehlen; klage sie nicht an, und wirf es ihnen nicht immer vor, daß du besser lebst.

Meldet man dir, daß jemand böses von dir gesprochen hat, so widerlege nicht, was gesagt worden ist, sondern sprich: Er kennt meine übrigen Fehler nicht, sonst würde er nicht, das nur, gesagt haben.

Es

Es ist nicht nöthig, die Schauplätze oft zu besuchen; erfodern es aber einmal die Umstände, so gieb zu erkennen, daß deine Aufmerksamkeit vornehmlich auf dich selbst gerichtet ist. Das heist: Sey zufrieden daß nur das geschicht, was geschicht, und der nur siegt, der siegt. Denn so stöhrt dich nichts. Enthalte dich aber gänzlich, über etwas zu schreyen, zu lachen, oder sehr bewegt zu werden. Nach dem Weggehen, sprich nicht viel von dem Geschehenen, was nicht zu deiner Besserung gereicht; denn sonst wird man draus erkennen, daß du das Schauspiel sehr bewundert hast.

Gehe nicht unbesonnen, und ohne Ursache in die Vorlesungen mancher Männer; gehst du aber hinein, so bezeige dich ernsthaft und gesezt, und hüte dich, beschwerlich zu werden.

Sollst du zu jemanden kommen, vornehmlich wenn es einer von den Leuten ist, die etwas großes zu seyn scheinen, so stelle dir selbst vor, was Sokrates, oder Zeno, in diesem Falle, gethan hätte, und du wirst ohne Verlegenheit, das, was vorfällt, gehörig gebrauchen können. Willst du einen Mächtigen besuchen, so denke, daß du ihn vielleicht nicht zu Hause finden wirst, — daß man dich nicht vorlassen, dir nicht eilig die Thüre öffnen, — daß er dich nicht achten wird. — Und willst du, nach diesen Vorstellungen, doch zu ihm gehen, so ertrage, was geschicht, und sage nie zu dir selbst: Daß ich nicht eben so viel war! Denn das ist pöbelhaft, und gehört für einen Menschen, den Dinge, die uns nichts angehen, erschrecken.

Enthalte

Enthalte dich in Gesellschaften manche von deinen Thaten und Gefahren, oft und weitläuftig zu erwähnen. Denn andern Leuten, ist es nicht so angenehm, was dir begegnet ist, zu hören, als dir, von deinen Gefahren zu erzählen.

Vermeide es, Lachen zu erregen, denn das ist eine schlüpferige Sache, durch die du ins pöbelhafte fallen kannst, und die zugleich geschickt ist, die Achtung anderer gegen dich zu schwächen.

Es ist aber auch gefährlich, so weit zu gehen, daß man schändliche Reden führt. Hörst du nun dergleichen, so schilt den, der sich so vergeht, wenn du Gelegenheit dazu hast; wo nicht, so gieb doch durch stillschweigen, erröthen und sauersehen, zu erkennen, daß du drüber unwillig bist.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Fällt dir eine wollüstige Vorstellung ein, so sey aufmerksam auf dich selbst, daß sie dich nicht an sich reiße; laß die That auf dich warten, und nimm von dir selbst einen Aufschub. Drauf erwäge beyde Zeiten, die, in welcher du der Wollust genießen, und die, nach ihrem Genusse, da du sie bereuen, und dir selbst schelten würdest; und so widerstehe diesen Begierden, damit du dich erfreuen, und selbst loben kannst, daß du dich ihrer enthalten hast. Kannst du aber eines erlaubten Vergnügens genüßen, so hüte dich, daß du nicht durch das angenehme, süße, und anziehende, überwunden wirst, sondern setze ihm entgegen, wie viel besser das Bewußtseyn sey, daß man den Sieg über sich selbst erhalten habe.

Fünf

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Thust du etwas, mit der Ueberzeugung, daß es zu thun sey, so scheue dich nicht, es sehen zu lassen, daß du es thust; wenn auch der Pöbel seltsam davon urtheilen sollte. Denn thust du etwas das nicht recht ist, so vermeide die That selbst. Ist es aber recht, warum fürchtest du Leute die mit Unrecht tadlen.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Gleichwie das: Es ist entweder Tag, oder Nacht, im Unterscheiden einen großen Werth hat, zum Verbinden der Begriffe aber unbrauchbar ist; so hat auch beym Gastmale, das Wählen des größten Stücks, für den Körper, einen großen Werth, allein zur Erhaltung des gemeinschaftlichen, bey der Tafel, keinen. Vergiß also nicht, wenn du bey einem Freunde speisest, nicht nur darauf zu sehen, welchen Werth, die aufgesetzten Speisen, für deinen Körper haben, sondern auch, welche Achtung, gegen den Wirth, muß beobachtet werden.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Hast du es unternommen, eine Person vorzustellen, welche vorzustellen, dir die Kräfte mangeln, und dich dabey ungeschickt betragen, so hast du auch das Ansehen, das du behaupten konntest, verlohren.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Wie du dich im Gehen vorsiehst, nicht auf einen Nagel zu treten, oder dir den Fuß zu verren-

ken, eben so hüte dich, daß du nicht den vornehmsten Theil, von dir selbst, beschädigest. Beobachten wir das bey jeder Handlung, so werden wir alles ohne Gefahr unternehmen.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Das Maas des Eigenthums eines jeden, ist sein Körper, wie der Fuß, des Schuhes. Bleibst du nun hierbey stehen, so erhältst du das Maas; überschreitest du es aber, so wirst du nothwendig, gleich als von einer steilen Anhöhe, herabstürzen. So ist es auch mit dem Schuhe. Hast du die Bedürfniß des Fußes überschritten, so wird er vergoldet, dann von Purpur gemacht, hernach bunt gestickt. Denn was einmal das Maas überschreitet, hat keine Gränze mehr.

Vierzigstes Kapitel.

Die Mädchen werden gleich, vom vierzehnten Jahre an, von Mannspersonen Gebieterin genennt. Sie sehen also, daß sie nichts zu thun haben, als nur, sich mit ihnen in Vertraulichkeiten einzulassen; fangen an, sich zu schmücken, und setzen hierinne, alle ihre Hofnungen. Drum sollte man sich Mühe geben, ihnen empfinden zu lassen, daß sie auf keine andere Weise geschätzt werden können, als nur wenn sie Sitsamkeit schmückt, und achtungswerth macht.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Es ist ein Kennzeichen eines trägen Geistes, sich lange mit dem Körper zu beschäftigen. Als

z. B.

z. B. Viel Zeit auf Leibesübungen, essen, trinken, und andere körperliche Handlungen zu verwenden. Denn alles das ist nur, als ein Nebenwerk, zu verrichten; auf das Gemüth aber, muß man seine ganze Aufmerksamkeit lassen gerichtet seyn.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

Wenn dir jemand unrecht thut, oder dir schilt, so erinnere dich, daß ers, in der Meynung, es gezieme ihm, thut, oder sagt. Es ist also unmöglich, daß er, so wie dirs recht scheint, thun kann, sondern er handelt nach seinem Gutdünken. Doch er hält es selbst für etwas böses! — Wer wird nun betrogen? Jener! Wer leidet also Schaden? der Betrogene. Denn es schadet der nicht deutlich entwickelten Wahrheit nichts, wenn sie jemand für falsch hält, sondern es schadet dem, der sich betrügt. Hast du dich mit dieser Ueberzeugung versehen, so wirst du gegen die Lästerer gelassen seyn. Drum sprich bey jedem Vorfalle: Er hält es so für gut.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Jede Sache kann auf zweyerley Seiten betrachtet werden. Auf der einen ist ihr Anblick nicht lästig, auf der andern aber unerträglich. Ist der Bruder ungerecht, so siehe nicht darauf, daß er ungerecht ist, denn das ist unerträglich; sondern siehe darauf, daß es dein Bruder, der Gespiele deiner Jugend ist. Das betrachte, so ist es zu ertragen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Folgende Reden, haben keinen Zusammenhang mit einander: Ich bin reicher, als du, drum bin ich besser, als du. Ich bin beredter, als du, drum bin ich besser, als du. Die hingegen hängen besser zusammen: Ich bin reicher, als du, also ist auch mein Vermögen besser, als das Deinige. Ich bin beredter, als du, also ist auch mein Gespräch besser, als das Deinige. — Du selbst aber bist weder ein Gut noch ein Gespräch.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Es badet sich jemand sehr zeitig; du sagst nicht, daß es etwas böses, sondern daß es zeitig ist. Es trinkt jemand viel, du sagst nicht, er trinkt böse, sondern viel. Denn woher weist du, ob etwas böse ist, ehe du erkannt hast, warum es geschicht? — Drum müsse es dir nie begegnen, andern Dingen deinen Beyfall zu geben, als nur solchen, von welchen du dir deutliche Begriffe gebildet hast.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Nenne dich nie selbst einen Philosophen, noch sprich viel, gegen Ungelehrte, von deinen Grundsätzen; sondern lebe denselben gemäß. Z. B. sage nicht, beym Gastmale, wie man speißen müsse, sondern speise, wie es sich gebührt. Denn du mußt dich erinnern, daß auch Socrates überall das Prahlen, mit Gelehrsamkeit, vermied. Es kamen Leute zu ihm, die von ihm den Philoso-

phen

phen vorgestellt zu werden verlangten, und er führte sie hin; so erträglich war es ihm, daß man seine Wissenschaften nicht erkannte. Drum schwieg er auch meistentheils stille, wenn unter den Ungelehrten, ein Gespräch, von irgend einem Lehrsatze vorfiel. — Denn die Gefahr ist groß, wenn du gleich wieder ausspeiest was du noch nicht verdauet hast. Wenn dir aber jemand vorwirft, daß du nichts weist, und das thut dir doch nicht weh, so wisse, daß du einen Anfang in der Philosophie gemacht hast. Wie Schafe nicht, damit der Schäfer sehen möge, wie viel sie gefressen haben, das Graß ausspeien, sondern das innerhalb verdaute Futter, äußerlich Milch und Wolle hervorbringt; so zeige auch du, den Unwissenden, nicht deine Lehrsätze, sondern die Werke, die sie verursachen.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Bedienst du dich nur einer schlechten Kleidung, so sey deswegen nicht stolz, noch sage, wenn du Wasser trinkest, bey aller Gelegenheit; Ich trinke Wasser! Sondern erwäge, erstlich, wie viel sparsamer und geduldiger als wir, die Armen sind. Willst du dich in der Arbeit, und Geduld üben, so thue es nicht auf öffentlicher Straße, und umfasse nicht die Bildsäulen. Sondern dürstet dich, so schöpfe frisches Wasser, speie es aus und sage es niemanden.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Der Zustand, und das Kennzeichen eines Unwissenden ist, nie Beystand, oder Schaden, von

sich selbst, sondern von äußerlichen Dingen zu erwarten. Des Philosophen Zustand, und Kennzeichen ist, alle Hülfe, und allen Schaden, von sich selbst zu erwarten.

Die Kennzeichen, daß es jemand in der Philosophie weiter bringt, sind: Er belügt, lobt, tadelt, verklagt keinen; — spricht nichts von sich, als ob er etwas wäre, oder wüßte; — hindert oder hält ihn etwas auf, so giebt er sich selbst die Schuld; — lobt ihn jemand, so lacht er drüber, bey sich selbst; — wird er belogen, so entschuldiget er sich nicht. — Er wandelt umher, wie Kranke, mit Furcht, daß nicht etwa, die nur wiederhergestellten Glieder, erschüttert werden, ehe sie Festigkeit erlangt haben. — Er hat alle Begierden von sich entfernt, verabscheuet nur, was wider die Natur der Dinge ist, die von uns abhängen. Seine Neigung zu jedem ist gemäßigt; und er bekümmert sich nicht drum, ob er einfältig oder ungelehrt zu seyn scheint. Mit einem Worte, er beobachtet sich als einen Feind und Nachsteller.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Wenn jemand stolz darauf ist, daß er die Bücher des Chrysippus versteht, und erklären kann, so sage bey dir selbst: hätte Chrysippus nicht dunkel geschrieben, so hätte der nichts, womit er prahlen könnte. — Allein was will ich thun? Ich will die Natur studiren, und ihr folgen. Drum will ich einen aufsuchen, der sie mir erklärt; und höre ich, daß das Chrysippus thut, so will ich

mich an ihn wenden. — Doch ich verstehe die Schrift nicht — ich will einen suchen, der sie erklärt. — Das ist noch nichts, worauf ich stolz seyn könnte. — Finde ich aber den Ausleger, so ist noch übrig, daß ich mir die Lehren zu Nutze mache. Das allein ist etwas lobenswerthes! Bewundere ich aber nur das Erklären dieser Lehren, was ist das anders, als daß ich, anstatt ein Philosoph zu werden, ein Grammaticus geworden bin; nur daß ich an statt des Homerus, den Chrysippus auslege, und werde, wenn jemand zu mir sagt: Erkläre mir den Chrysippus, um so viel mehr erröthen, wenn ich ihm nicht den Worten gemäße, und mit ihnen übereinstimmende Handlungen, zeigen kann.

Funfzigstes Kapitel.

Alles was in diesen Büchern befohlen ist, das beobachte wie ein Gesetz, weil du gottlos seyn würdest, wenn du diese Vorschriften überträtest. Doch daran, was jemand von dir spricht, kehre dich nicht, denn das ist nicht mehr deine Sache.

Wie lange zauderst du, dich der besten Güther werth zu schätzen, und der entscheidenden Vernunft nicht mehr zuwider zu handeln? Du hast Lehrsätze angenommen, die deinen Beyfall verdienten, und hast ihnen auch Beyfall gegeben. Welchen Lehrmeister erwartest du nun noch, daß du es bis zu seiner Ankunft verschiebest, dich selbst zu bessern? Du bist ja kein Jüngling mehr, sondern schon ein vollkommener Mann. Weißt du nicht, daß du deine Kenntnisse nicht erweiterst, wenn du so nach-

läßig und leichtsinnig bist, und immer wieder Aufschub nimmst; deinen Vorsaß oft erneuerst, und einen Tag nach dem andern bestimmst, an welchem du aufmerksam, auf dich selbst, seyn willst; sondern unwissend lebst und stirbst? Drum schätze dich selbst werth, als ein vollkommener Mann zu leben. Und alles was dir das Beste zu seyn scheint, soll dir ein Gesetz seyn, das nicht darf überschritten werden. Wird dir aber etwas beschwerliches, angenehmes, rühmliches, oder entehrendes dargebracht, so erwäge, daß itzt der Kampf und die olympischen Spiele angehen, die keinen Aufschub leiden, und daß durch ein einziges Nachlassen, oder Anstrengen, die Vervollkommung, entweder verlohren geht, oder erhalten wird. Auch Socrates ward dadurch vollkommen, daß er sich selbst antrieb, bey allen Vorfällen, nur allein der Vernunft zu gehorchen. Du aber, ob du gleich noch kein Socrates bist, mußt doch leben, als einer, der ihm ähnlich seyn will.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Das erste und vornehmste Stück der Philosophie ist, der Gebrauch der Lehrsätze. Z. B. daß man nicht lügen darf. Das zweyte, der Gebrauch der Beweißgründe. Z. B. warum man nicht lügen soll. Und das dritte, das diese bestärkt und erklärt. Als: Wodurch das ein Beweißgrund wird, was Beweißgrund, was Folgerung, was streitig, was wahr, was falsch ist. Drum wird der dritte Satz, durch den zweyten, und der zweyte durch den ersten nothwendig. Der

noth-

nothwendigste aber, und auf welchen man beruhen muß, ist der erste. Allein wir thun das Gegentheil, denn wir verweilen uns bey dem dritten; um diesen, ist unser ganzer Fleiß beschäftiget, den ersten vernachläßigen wir ganz. Wir lügen, und wissen gleichwohl immer zu beweisen, daß man nicht lügen müsse.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Bey allen Geschäften müssen wir beten:

Leite mich, o Zevs! und du Verhängniß! wohin ihr mich sendet. Ich will gerne folgen; und wollte ich auch nicht, zum Bösen gekehrt, so muß ich doch folgen. Wer sich der Nothwendigkeit willig ergiebt, ist unter uns weise, und kennt das Göttliche.

Doch auch das dritte. Gefällt es den Göttern so, mein Crito, so mag es geschehen. Anytus und Melitus können mich wohl tödten, mir aber nicht schaden.

Des Epictetus Lebensregeln.

Ein mit dem Glücke vergesellschaftetes Leben, gleicht einem stürmischen Meere. Denn es ist ungestüm, und voll Schlamm, ihm nahe zu kommen ist beschwerlich, es ist tyrannisch, sehr lermend, und von kurzer Dauer.

Eine Seele, die sich der Tugend ergeben hat, gleicht einer stets rieselnden Quelle. Denn sie ist rein, ruhig, erquickend und süße, theilt sich mit, ist reich, unschädlich, unverderblich.

Willst du gut seyn, so glaube zuvor, daß du böse bist.

Es ist besser, daß der selten fehlt, der oft verspricht, weise zu handeln, als daß sich der selten irrt, der sagt, er sündiget oft.

Schränke die Leidenschaften ein, damit sie dich nicht bestrafen.

Du darfst dich nicht so sehr einer Sache wegen, die dir keinen Ruhm bringt schämen, als du das zu vermeiden hast, was von der Wahrheit entfernt ist.

Willst du etwas gutes hören, so lerne etwas gutes sprechen Hast du gut sprechen gelernt, so versuche es gut zu handlen, dann wirst du die Frucht genüßen, etwas gutes zu hören.

Thut oder sagt jemand etwas böses, so bedenke, daß er es in der Meinung, es gezieme ihm, thue. Was also? Soll er dem Folge leisten, was dir gefällt, oder was ihm gefällt? — Doch er hält es selbst für etwas böses. — Wer ist nun betrogen? jener. Wer leidet nun Schaden? der betrogen worden ist. Denn wenn auch jemand den Zusammenhang der Wahrheit für falsch hält, so leidet doch der Zusammenhang keinen Schaden, sondern der das denkt.

Freyheit und Dienstbarkeit, jene ein Name der Tugend, diese des Lasters, beyde Werke des

Vorsatzes. Handlungen die mit diesen keine Gemeinschaft des Vorsatzes haben, sind keines von beyden. Die Seele aber ist gewohnt, den Körper, und alles was ihm angeht und keinen Antheil am Vorsatze hat, zu beherrschen. Denn niemand ist ein Sclav, dessen Wille frey ist.

Das Glück, legt dem Körper, das Laster aber, der Seele, schwere Fesseln an. Der mit freyen Körper, und gefesselter Seele, ist Sclav, da hingegen der mit gefesselten Körper, und freyer Seele, frey ist.

Die Natur, löst die Fesseln des Körpers, durch den Tod auf, das Glück durch Geld. Die Tugend aber, die der Seele, durch Unterricht, Erfahrung, und Uebung.

Willst du ruhig, und vergnügt leben, so gieb dir Mühe, daß alle, die bey dir wohnen, gut sind. Sie werden aber gut seyn, wenn du die willigen unterrichtest, und die verdroßenen und schlechten fortschafst. Denn mit diesen entfernt sich auch zugleich die Bosheit und das Laster; mit denen aber, die bey dir bleiben, wird auch die Ehrlichkeit und Freyheit zurück bleiben.

Es ist schändlich wenn jemand das Getränk durch das Geschenk der Bienen versüßt, und die Vernunft, das Geschenk der Götter, durch Laster verbittert.

Kein Freund des Geldes, der Wollust, oder des Ruhms, ist ein Menschenfreund, sondern nur der Freund des Guten.

So

So wie du nicht wirst, in einem großen, geschmückten, und mit Golde beladenen Schiffe, ersaufen wollen, so verlange auch nicht, in einem sehr großen, und prächtigen Hause, von Unruhen bestürmt, zu wohnen.

Sind wir bey einem Gastmale, so genüßen wir, was da ist, und es würde thörigt scheinen, wenn jemand dem Wirthe befehlen wollte, ihm Fische, oder Kuchen vor zu setzen. Allein wir bitten in der Welt, die Götter, um Dinge, die sie nicht geben, da sie uns doch so viele gegeben haben.

Man nennt die Vornehme, die auf etwas, das nicht von uns abhängt, stolz sind. Der sagt: Ich bin besser als du, denn ich habe viel Ländereyen und dich quält der Hunger. Ein anderer sagt: Ich bin Bürgemeister. Ein anderer: Ich bin Procurator; und wieder ein anderer: Ich habe frisirtes Haar. Das Pferd aber sagt nicht zum Pferde; Ich bin besser, als du, denn ich habe viel Heu und Hafer, habe goldene Zäume und bunte Decken; sondern ich bin schneller, als du. Und jedes Thier ist, durch seine eigenen Tugenden, oder Laster, besser oder schlechter. Gehört denn nur dem Menschen kein eigenes Verdienst? und müssen wir auf Haar, Kleider, und Voreltern sehen? Kranke zürnen auf den Arzt, wenn er ihnen keinen Rath giebt, und denken, er habe sie aufgegeben. Allein, warum denkt niemand eben so, von dem Philosophen, und glaubt, er verzweifle dran, ihn klug machen zu können, weil er ihm nichts heilsames sagt?

Wer

Wer einen gesunden Körper hat, erträgt Hitze und Frost. Eben so erduldet der, dessen Gemüth gut gebildet ist, anderer Zorn, Traurigkeit, ausgelassene Fröligkeit, und alles was sonst kränkend ist.

Frage dich selbst, ob du reich, oder glücklich seyn willst. Willst du reich seyn, so wisse, daß das weder etwas gutes ist, noch stets in deiner Macht steht. Willst du aber glücklich seyn, daß das gut ist, und auf dich beruhet; weil jenes vom Glücke, nur auf eine Zeit lang, verliehen wird, die Glückseligkeit aber von deinem Vorsatze abhängt.

Gleichwie du eine Otter, Schlange, oder einen Scorpion, in einer elfenbeinern, oder goldenen Schachtel, nicht des kostbaren Behältnisses wegen liebst, oder glücklich preißest, sondern dich ihrer schädlichen Natur wegen, von ihr weg kehrst und sie verabscheuest; eben so mußt du, wenn du das Laster im Reichtume und in der Größe des Glücks siehst, nicht über das, womit es umgeben ist, erstaunen, sondern sein schändliches Betragen verachten.

Reichthum ist kein wahres Guth, großer Aufwand, ist ein Uebel. Mäßigkeit ist ein Guth. Die aber treibt zur Sparsamkeit und Erwerbung wahrer Güther an. Der Reichthum hingegen zum Aufwande, und zieht von der Mäßigkeit ab. Drum ist es schwer, daß ein Reicher mäßig, und ein mäßiger reich seyn kann.

So wie du, in einem Schiffe gezeugt, oder gebohren, nicht darum verlangen wirst, desselben Steuermann zu werden, weil die Natur daselbst weder das Schiff, noch seinen Reichthum, son-

dern nur die Vernunft mit dir verbunden hat; so mußt du auch die dir, von der Natur angebohrne, und mit dir verwandte Vernunft, für dein Eigenthum halten, und für sie sorgen.

Wärst du in Persien gebohren, so würdest du nicht verlangen, in Griechenland zu wohnen, sondern du würdest dort glücklich leben. Allein, warum bestrebst du dich denn, in Armuth gebohren, reich zu werden, und lebst nicht, wie du bist, glücklich?

So wie es besser ist, daß man sich auf einem schmalen Lager drückt, und gesund ist, als sich auf einem geraumen Bette herum zu wälzen, und krank zu seyn; so ist es auch besser, sich bey einem kleinen Vermögen einzuschränken und glücklich, als ein großes, zu erlangen und unglücklich zu seyn. Nicht die Armuth, verursachet trauern, sondern die Begierde. Nicht der Reichthum, befreyet von der Furcht, sondern die Vernunft. Schaffst du dir also Vernunft an, so wirst du weder Verlangen noch Reichthum haben, noch dich über Armuth beschweren.

Weder ein Pferd erhebt sich, und thut groß, seiner Krippe, Geschirre und Decken, noch ein Vogel, seiner Federn und seines Nestes wegen; sondern Schnellheit ist ihr beyder Stolz. Jenes, die Schnellheit der Füße, dieses, der Flügel. Drum sey auch du nicht stolz auf Essen, Kleidung, und andere äußerliche Güter, sondern auf Rechtschaffenheit, und Wohlthun.

Es ist ein Unterschied, zwischen gut leben, und prächtig leben. Denn jenes kann man durch

Mäßig-

Mäßigkeit, Gnügsamkeit, Ordnung, Sitsamkeit und Sparsamkeit, dieses aber mit Ausgelassenheit, Verschwendung, Unordnung und Frechheit. Doch die Folge von jenem ist wahres Lob, von diesem aber Tadel. Willst du also gut leben, so suche nicht, eines großen Aufwands wegen, gelobt zu werden.

Dein Essen und Trinken soll mäßig, nur die erste Stillung des Hungers seyn. Der aber sey auch deine Zukost, und dein Labsal So wirst du nicht mehr zu dir nehmen, als nöthig ist, keiner Köche bedürfen, und dir, mit jedem Tranke, den du haben kannst, gnügen lassen.

Laß deine Mahlzeiten nicht nachlässig, und traurig, sondern reinlich und sparsam seyn. Damit nicht die getäuschten Seelen, durch die Bedürfnisse des Körpers, beunruhigt, oder durch körperliche Wollüste erniedrigt werden, und hernach die Körper, itzt durch Ueberfluß verzärtelt, dann krank, schaden leiden.

Sorge dafür, daß dich nicht nur Speise, die du zu dir nimmst, ergötze, sondern trachte auch nach einer Frölichkeit der Seelen. Denn jene werden wieder ausgeworfen, und zerfließen, wie ein Strom, diese aber bleibt, wenn auch die Seele abgesondert wird, stets unverweslich.

Bey Gastmalen betrachte beyde, mit welchen du etwas zu dir nimmst, Leib und Seele. Wie das bald wieder zerrinnet, was du dem Körper giebst, das, der Seele gegebene, aber dir auf immer bleibt.

Setze

Setze nicht Zorn, mit köstlichen Speisen vermischt, auf. Die Speisen bleiben nicht lange im Leibe, der Zorn aber verweilt sehr lange, im innersten. Hüte dich also, daß du nicht zum Zorne gereizt, die beleidigst, die du vortreflich bewirthest; sondern erfreue sie lieber durch ein gefälliges Betragen, bey einer sparsamen Malzeit.

Sorge dafür, daß bey deiner Tafel nicht mehr Diener, als Personen, die speisen, sind. Denn es ist thörigt, daß viel Seelen, wenigen Stühlen, aufwarten sollen.

Es ist zwar das beste, daß du so wohl, bey Zubereitung der Speisen, als auch bey der Tafel Aufsicht, über die Bedienten der Anwesenden, hast. Wird dir das aber mit der Zeit beschwerlich, so bedenke daß dir bey der Arbeit Verdroßne dienen, die, wenn du issest, nicht essen, wenn du trinkst, nicht trinken, wenn du sprichst, nicht sprechen dürfen, und wenn du unbekümmert bist, aufmerksam seyn müssen; so wirst du dich weder, vom Zorne entbrannt, seltsam betragen, noch etwas thun, wodurch du einen andern beleidigst.

Zanken und Streiten ist zwar überall thörigt, vornehmlich aber in Gesellschaften, beym Weine. Denn ein Trunkener wird weder einen Nüchternen belehren, noch von ihm belehret werden können. Drum ist, wo Nüchternheit fehlt, alles Streiten vergebens.

Die Grillen sind musicalisch, die Schnecken hingegen stumm. Diese sind fröhlig, wenn sie naß, jene aber wenn sie erwärmt werden. Denn diese ruft der Thau hervor, und sie strecken den

Kopf

Kopf nach ihm aus; jener aber, erweckt die stärkste Hitze der Sonne, in ihr zu singen. Drum, soll dein Leben gleichförmig, und harmonisch seyn, so laß nicht die Seele sich zeigen, und befleckt werden, wenn sie in Trinkgesellschaften von Weine bethauet ist; wird sie aber, bey den Versammlungen des Raths, von der Vernunft erhitzt, dann befiehl ihr zu sprechen; und die Orakel der Gerechtigkeit zu singen.

Betrachte deinen Gesellschafter, auf dreyerley Weise. Entweder, als einen, der besser, oder schlechter, als du, oder dir gleich ist. Ist er besser, so mußt du ihn hören, und ihm gehorchen, schlechter, ihm nicht folgen, dir gleich, mit ihm einstimmig seyn, so wirst du nie von der Zanksucht hingerissen werden.

Es ist besser, daß man der Wahrheit nachgiebt, und seinen Wahn besiegt, als daß man dem Wahn nachgiebt, und von der Wahrheit überwunden wird.

Suchst du die Wahrheit, so wirst du nicht stets zu siegen verlangen, und hast du sie gefunden, so wirst du den Vortheil davon haben, nie besiegt zu werden.

Die Warheit siegt bey sich selbst, der Wahn aber bey äußerlichen Dingen.

Es ist besser, mit einem freyen Menschen, ohne Furcht und frey zu leben, als mit vielen, Sclav zu seyn.

Was du selbst nicht erdulten willst, das nimm dir auch nicht vor anzuordnen. Du fliehest aber die Sclaverey, hüte dich also, dir sclavisch dienen

zu lassen. Denn erträgst du es, daß man dir so diene, so scheinst du selbst Sclav gewesen zu seyn. Das Laster hat mit der Tugend keine Gemeinschaft noch die Sclaverey mit der Freyheit.

Wie ein Gesunder nicht verlangen wird, daß ihn Kranke bedienen, noch daß die bey ihm wohnen, krank seyn sollen; so wird es ein edelgesinnter Mann nicht dulden, daß ihn Sclaven bedienen, noch daß die Sclaven sind, die bey ihm wohnen.

Willst du nicht unter die Sclaven gehören, so reiß dich von der Knechtschaft los. Du wirst aber frey seyn, wenn du dich von der Begierde befreyest. Denn weder Aristides, noch Epaminondas, noch Lycurgus, sind, weil sie reich waren, und viel Bedienung hatten, der Gerechte, ein Gott, und der Erretter genennt worden, sondern weil sie, als arme Leute, Griechenland aus der Sclaverey rissen.

Willst du, daß dein Haus wohl bewohnt seyn soll, so ahme dem Spartaner Lykurgus nach. Denn wie der die Stadt nicht mit Mauern umgab, sondern sie, durch die Tugend der Einwohner, befestigte, und in steter Freyheit erhielt; so umgieb auch du dein Haus, nicht mit einem großen Hofe, noch führe hohe Thürme auf, sondern befestige seine Bewohner, im Wohlwollen, in der Treue und Freundschaft, so wird nichts schädliches hinein dringen können, wenn es auch das ganze Heer der Bosheit belagerte.

Schmücke dein Haus nicht mit Gemählden, und Bildern, sondern mit der Mäßigkeit. Denn frem-

de

de Gemählde gehen dir nichts an, und bezaubern nur eine Zeitlang die Augen; die aber ist dir verwandt, unauslöschlich und ein immerwährender Schmuck des Hauses.

Bestrebe dich, an statt einer Heerde Rinder, eine Schaar Freunde, in deinem Hause zu versammlen.

So wie der Wolf, einem Hunde ähnlich ist, so ist auch ein Schmeichler, Ehebrecher und Schmarozer einem Freunde ähnlich. Hüte dich also, daß du nicht, statt wachsamer Hunde, verderbliche Wölfe ins Haus nehmest.

Ein Mann ohne Kenntniß des Schönen, bemüht sich seinem Hause, durch Kalch, einen Glanz zu geben, damit es bewundert werde; ein edelgesinnter Menschenfreund hingegen, seine Sitten, durch ein angenehmes Betragen im Umgange, glänzend zu machen.

Wenn du Kleinigkeiten bewunderst, so wird man dich nicht großer Dinge werth schätzen. Verachtest du aber Kleinigkeiten, so wird man dich sehr bewundern.

Nichts ist verächtlicher, als die Neigung zur Ueppigkeit, zum Geize, und zur Prahlerey; nichts vortreflicher, als Größe der Seele, Sanftmuth und Menschenliebe.

Wir wollen die finstern Philosophen auftreten lassen, denen die Wollust der Natur nicht gemäß zu seyn, sondern der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Freyheit, welche der Natur gemäß sind, zu folgen scheint. Allein warum freuet sich die Seele, wie Epikurus sagt, und wird heiter, über die

kleinern Güther des Körpers, ergötzt sich aber nicht an ihren Güthern welches die größten sind? — Doch die Natur gab mir auch Scham, und ich erröthe sehr, wenn ich es wage, etwas schändliches zu sprechen. Diese Bewegung erlaubt mir nicht, die Wollust für ein Guth, und für den Endzweck des Lebens zu halten.

Vergnügen die selten genossen werden, sind die angenehmsten.

Ueberschreitet jemand das Maas, so wird aus dem angenehmsten, das wiedrigste.

Man lobt den Agrippinus mit Rechte, daß er sich nie selbst rühmte, ob er gleich ein großes Ansehn erlangt hatte, sondern erröthete, wenn ihn jemand lobte. Man sagt, er sey ein Mann, von so ungewöhnlicher Denkungsart gewesen, daß er allezeit ein Lob des Uebels, das ihm zugestoßen sey, geschrieben habe. Als er das Fieber gehabt, ein Lob des Fiebers, als er beschimpft worden, ein Lob der Schmach, als man ihn verbannte, ein Lob der Verbannung. Man erzählt, er habe, als er zu Mittag speisen wollte, und man ihm unverhoft meldete, Nero beföhle ihm ins Elend zu gehen, gesagt: Also werden wir in Aricia das Mittagsbrod essen.

Diogenes sagte, keine Arbeit sey gut, deren Endzweck nicht, Größe des Geistes, und Anstrengung der Seele, sondern nur Anstrengung des Körpers sey.

Wie eine richtige Wage, weder nach einer richtigen, verbessert, noch nach einer falschen, beurtheilt wird, so wird auch ein gerechter Richter,

ter, weder von Gerechten verbessert, noch von Ungerechten gerichtet.

Wie das Rechte, von dem Rechten nichts bedarf, so bedarf auch das Gerechte, nichts von dem Gerechten.

Du wirst nicht eher, in einem andern Gerichte, das Recht sprechen, als du selbst, von der Gerechtigkeit gerichtet bist.

Willst du gerechte Urtheile fällen, so erkenne weder die streitigen Partheyen, noch ihre Advocaten, sondern die Sache selbst.

Du wirst am wenigsten im Urtheilen fehlen, wenn du selbst ein untadelhaftes Leben führst.

Es ist besser, daß ein gerechter Richter, von dem mit Rechte Verurtheilten, getadelt, als daß ein ungerechter, seines Urtheils wegen, von der Natur mit Rechte gescholten wird.

Wie ein Stein, der das Gold prüft, nicht auch selbst vom Golde geprüft werden kann; so auch der, welcher die Fähigkeit zu urtheilen besitzt.

Es ist einem Richter schändlich, von andern gerichtet zu werden.

Wer von uns, bewundert nicht die That, des Lacedämoniers Lycurgus? Als ihn ein Bürger um ein Auge gebracht hatte, und das Volk ihm den Jüngling auslieferte, um ihn, wie er wollte, zu bestrafen, that er es nicht; sondern führte ihn nachdem er ihn unterwiesen, und zum guten Menschen gebildet hatte, aufs Theater und sagte zu den Lacedämoniern, die darüber erstaunten, diesen Menschen bekam ich von euch, muth-

willig, und frech, und gebe ihn euch wieder, als einen bescheidenen, und guten Bürger.

Als Pittakus von jemanden war beleidigt worden, den er bestrafen konnte, ließ er ihn frey, und sagte: Vergeben, ist besser, als strafen. Denn jenes, ist einer sanften, dieses aber einer wilden Gemüthsart eigen.

Es ist vornehmlich ein Werk der Natur, den Trieb der Vorstellung des schicklichen und nützlichen zu verbinden, und übereinstimmend zu machen.

Sich einzubilden man werde bey andern veracht, wenn man sich nicht an seinen ersten Feinden, auf alle Weise räche, gehört für sehr unedele und thörigte Menschen. Denn wir nennen den edelmütig, der zwar weiß, wie sehr er schaden könnte, aber vielmehr drauf denkt, nach Möglichkeit nützlich zu seyn.

Willst du jemanden, mit Ungestüm, und Drohungen angreifen, so vergiß nicht, dir zu sagen, daß du kein wildes Thier bist; so wirst du nichts grausames begehen, und ohne Reue unsträflich leben.

Man muß wissen, daß nicht leicht eine Meinung, sich eines Menschen ganz bemächtigen wird, wenn er sie nicht alle Tage sagt, und hört, und sich zugleich in seiner Lebensart nach ihr richtet.

Wie ein Feuer, von wenig Reisholz, in den Häfen eine große Flamme erregt, und den irrenden auf der See eine genugsame Hülfe leistet; so erweist auch ein angesehener Mann, in einer von Theurung gedrückten Stadt, selbst mit wenigen zufrieden, den Bürgern große Wohlthaten.

„Wie du die Schifskunst aufs beste erlernen mußt, wenn du ein Schif regieren willst, so mußt du dich auch geschickt dazu machen, wenn du dir vornimmst, eine Stadt zu beherrschen.

Hast du den Auftrag erhalten, die Stadt mit Bildsäulen zu schmücken, so stelle dir selbst zuerst die schönste Statüe, der Sanftmuth, der Gerechtigkeit und der Wohlthätigkeit auf.

Du wirst der Stadt die größten Wohlthaten erweisen, wenn du nicht hohe Häuser aufführest, sondern die Seelen der Einwohner vergrößerst. Denn es ist besser, daß große Seelen, in niedrigen Hütten wohnen, als daß niedrige Sclaven in großen Häusern, wie in Hölen liegen.

Schmücke nicht die Mauern der Stadt, mit bunten Steinen, aus Euböa, und Sparta, sondern die Herzen, der Bürger, und Vorsteher der Stadt, durch Unterricht aus Griechenland. Denn die Denkungsart der Einwohner, nicht aber Steine und Holz, schmücken die Städte.

Wie du nicht für die Pracht der Behältnisse sorgst, wenn du Löwen unterhalten willst, sondern für das Betragen der Thiere; so mußt du auch, wenn du es unternimmst, den Bürgern vorzustehen, nicht so sehr auf prächtige Gebäude bedacht seyn, als den Einwohnern Muth einzuflößen.

Wie ein guter Bereiter nicht nur zahme Fohlen aufzieht, und die wilden verhungern läßt, sondern beyden ihr Futter giebt, doch die mehr, als jene, züchtiget, und sie jenen ähnlich zu werden zwingt; so bestrebt sich auch ein sorgfältiger Mann, der die bürgerlichen Fähigkeiten kennt, gutgesinn-

ten Bürgern wohlzuthun, doch auch die übrigen nicht ganz zu Grunde zu richten. Denn er gönnt beyden den Unterhalt, belehrt aber, und treibt den sehr nachdrücklich an, der Vernunft und Gesetz überschritten hat.

Wie du weder, von dem Geschrey einer Gans, noch von dem Blöcken eines Schafs, erschreckt wirst, so laß dich auch nicht durch die Stimme des Pöbels in Furcht jagen.

Wie du es nicht bewilligen wirst, wenn der Pöbel thörigter Weise etwas von deinen Güthern haben will, so wirst du auch das Volk nicht überreden können, wenn du etwas unrechtes verlangst.

Bezahle der Stadt ohne Verzug, was ihr gehört; und sie wird nie etwas mit Unrecht begehren.

Wie die Sonne weder Bitten noch Beschwörungen erwartet, damit sie aufgehen möge, sondern bald glänzet und von allen begrüßt wird; so erwarte auch du, keinen lauten Beyfall, kein Zujauchzen, und keine Lobsprüche, daß du wohlthust, sondern sey gerne gutthätig, so wirst du gleich der Sonne geliebt werden.

Weder ein Schiff hat an einem Anker einen sichern Stand, noch das Leben bey einer einzigen Hofnung. Schenkel und Hofnungen müsset sich nur über das ausstrecken, was sie überschreiten können.

Es ist nothwendiger, die Seele, als den Körper zu heilen; denn es ist besser sterben, als lasterhaft leben.

Als Pyrrho sagte, es sey kein Unterschied, zwischen leben und sterben, fragte yn jemand, warum

warum er also nicht stürbe? Weil, sagte er, unter beyden kein Unterschied ist. Die Natur ist bewundernswürdig, und liebt, wie Xenophon sagt, das Leben. Wenigstens lieben wir, und verpflegen den so sehr unangenehmen und schmutzigen Körper. Müßten wir den Körper unsers Nachbars nur fünf Tage bedienen, so würden wir das nicht erdulden können; Denn siehe, welch Geschäft! Ihm früh, beym Aufstehen, die fremden Zähne zu reiben, ihm bey allen Nothwendigkeiten zu dienen! — Warhaftig, es ist ein Wunder, das zu lieben, das uns jeden Tag so viel Arbeit auflegt. Ich fülle diesen Schlauch an, und leere ihn wieder aus. Wie beschwerlich ist das! Doch ich muß Gott dienen. Drum bleibe ich, und erdulde es, dieses elende Körpergen zu waschen, zu füttern, und zu bedecken. — — Warum wollet ihr es nun nicht ertragen, daß die Natur den Körper, ihr Geschenk, wegschaft? Man sagt: Ich liebe ihn. Drum, was ich itzt sagte, ihn zu lieben, hast du auch von der Natur. Sie selbst aber sagt: Laß ihn fort, und mache dir nichts mehr mit ihm zu schaffen.

Wenn ein Junger das Leben endiget, klagt er die Götter an, daß er schon ruhen muß, hat er Geschäfte, so begehrt er zu ruhen, nahet sich ihm der Tod, so will er leben, und schickt nach dem Arzte, und bittet ihn, nichts an seinem Bestreben und seiner Sorgfalt fehlen zu lassen. So wunderbar sind die Menschen, daß sie weder leben, noch sterben wollen.

Dem längern, aber lasterhaften Leben, ist ein kürzeres, doch besseres Leben, in aller Betrachtung vorzuziehen.

Man kann den Reichthum, wie jede andere Sache, nicht stets auf gleiche Weise gebrauchen.

Die Tugend ist also von allen mehr zu wünschen, als der, den Thoren gefährliche Reichtum. Denn das Laster wird durch Güther vermehret, und um so viel jemand thörigter ist, um so viel ist er ausgelassener, wenn er die Wuth seiner Wollüste befriedigen kann.

Laß dir nie in den Sinn kommen, zu thun, was man nicht thun darf.

Jeder Ort ist für den, der gerecht lebt, sicher.

Raben beschädigen die Augen der Verstorbenen, die sie nicht mehr brauchen. Allein Schmeichler verderben und blenden die Seelen der Lebendigen.

Stelle den Zorn des Affen, und die Drohung des Schmeichlers, in einen gleichen Rang.

Nimm die auf, die dir guten Rath ertheilen wollen; nicht aber solche Leute, die sich einen jeden zu schmeichlen bestreben. Denn jene sehen auf das wahre Nützliche, diese aber nur auf das, was den Mächtigen gefällt, ahmen den Schatten der Körper nach, und geben allem, was sie sagen, Beyfall.

Man

Man muß weder ein stumpfes Schwerd, noch eine ungesittete Dreistigkeit haben.

Wer andere ermahnen will, der muß vornehmlich dafür sorgen, daß die Scheu und Scham empfinden, die er ermahnt. Denn wer nicht erröthet, wird auch nicht gebessert.

Es ist besser ermahnen, als schelten. Denn jenes ist sanft, und freundschaftlich, dieses aber hart, und beleidigend; jenes bessert die, welche gefehlt haben, dieses beschuldigt sie.

Als Kinder, übergeben uns die Eltern dem Hofmeister, der stets aufmerksam ist, daß wir keinen Schaden leiden. Sind wir aber Männer geworden, so übergiebt uns Gott, dem uns eingepflanzten Gewissen, zur Verwahrung. Diese Wache nun muß man nie verachten; denn wir würden dadurch Gott misfällig, und Feinde unsers eigenen Gewissens werden.

Es ist noch nothwendiger, die Unterredung von Gott, täglich zu wiederholen, als das Essen.

Man muß öfterer an Gott gedenken, als athmen.

Bist du stets eingedenk, daß Gott ein Zuschauer aller Werke deiner Seele und deines Leibes ist, so wirst du, in allen deinen Wünschen, und Handlungen, untadelhaft seyn, und Gott zum Gesellschafter haben.

So

So angenehm es ist, das Meer zu betrachten, wenn man sich auf dem festen Lande befindet, so angenehm ist es auch für einen, der den Gefahren entrunnen ist, sich der Arbeiten zu erinnern.

Das Gesetz will zwar dem Leben der Menschen wohlthun, es ist ihm aber nicht möglich, wenn sie selbst leiden wollen; denn nur den Gehorsamen, zeigt es seine ihm eigene Tugend.

Wie Aerzte Kranke retten, so retten auch Gesetze die, welche unrecht leiden.

Die gerechtesten Gesetze sind auch die wahrhaftesten.

Es ist anständig dem Gesetze, dem Fürsten, und dem Klügern, nachzugeben.

Was wider die Gesetze geschicht, hat so wenig Kraft, als ob es nicht geschehen wäre.

Kein Verständiger soll sich wegern, ein obrigkeitliches Amt zu verwalten. Denn es ist gottlos, sich des guten Gebrauches seiner Pflichten, zu entziehen, und unedel, bösen Leuten zu weichen; es ist thörigt, wenn man sich lieber will schlecht beherschen lassen, als selbst gut regieren.

Nichts ist einem Regenten anständiger, als daß er niemanden verachtet, noch sich stolz bezeiget, sondern allen auf gleiche Weise vorsteht.

Bestre-

Bestrebe dich mehr, deine Söhne wohl unterwiesen, als reich zu hinterlassen. Denn die Erwartungen der Wohlunterrichteten, sind besser, als der Reichtum der Unwissenden.

Das Schelten des Vaters, ist eine süße Arzeney, denn es ist nicht so beissend, als nützlich.

Die Zeit befreyet Thörigte von der Traurigkeit, Kluge aber die Vernunft.

Der ist weise, der sich nicht über das, was ihm fehlt, betrübt, sondern über das, was er hat, erfreuet.

Als Epictetus gefragt ward, wie man seinen Feind kränken könne, sagte er: Wenn man sich bestrebt aufs beste zu handlen.

Man muß im Unglücke, einen Verständigen, gleich einem guten Arzt, zur Hülfe rufen. Ein Thörigter, der seines guten Glücks, wie der Trunkenheit, zu sehr genüßt, wird noch närrischer.

Der Neid ist ein Wiedersacher der Glücklichen.

Man muß sein Glück, wie das Obst, weil es da ist, genüßen.

Der ist thörigt, der über etwas zürnt, was sich nach der natürlichen Nothwendigkeit zutragen muß.

Man kann in der Armuth sein Leben glücklich vollbringen, doch selten im Reichtume, und obrigkeitlichen Würden. Die Armuth hat einen so großen Vorzug, daß sie kein gerechter Mann gegen den schändlichen Reichtum vertauschen wird. Wenn nicht vielleicht vor Alters Themistocles ein Sohn des Neocles, der Reichste der Athenienser, bey dem Mangel der Tugend, besser gewesen ist, als Aristides und Socrates. Allein sein Reichtum verschwand, und sein Ruhm hörte auf. Denn ein Lasterhafter verliehrt mit dem Tode alles, Rechtschaffenheit aber bleibt ewig.

Die Natur der Welt war, ist, und bleibt immer dieselbe; und es ist unmöglich, daß etwas, das geschicht, anders geschehen kann, als es geschicht. An dieser Veränderung und Abwechselung, nehmen nicht nur Menschen, und alle lebendige Geschöpfe auf dem Erdboden Antheil, sondern auch die geistigen Wesen. Denn selbst die vier Elemente, werden in die Höhe, und Tiefe getrieben, und verwechselt. Die Erde wird Wasser, das Wasser Luft, die aber wird wieder in etwas anderes verwandelt; und eben diese obere Art der Veränderung, trägt sich auch unten zu. Nimmt sichs nun jemand vor, darauf zu merken, und sich zu überreden, das was nothwendig ist, willig anzunehmen, so wird er sein Leben sehr bescheiden und harmonisch verbringen.

Wer über das Gegenwärtige, und das was ihm vom Glücke zugetheilt worden, unzufrieden ist, der kennt dieses Leben nicht; den aber, der das, was ihm auferlegt wird, edelmüthig und vernünftig erträgt, hält man mit Rechte für einen vortreflichen Mann.

Alle Wesen gehorchen der allgemeinen Harmonie der Dinge, Erde, Meer, Sonne, Sterne, Gewächse und lebendige Geschöpfe der Erde. Auch unser Körper, richtet sich nach ihr, ist krank, oder gesund, wenn sie will, und wandelt, jung, und alt, durch alle Veränderungen. Drum ist es vernünftig, daß sich das, was von uns abhängt, unser Urtheil, ihr nicht allein wiedersetze; denn sie ist stärker, und mächtiger, und giebt uns bessern Rath, wenn sie uns zugleich, mit dem ganzen beherrscht. Ein Wiederstand ist aber nicht nur thörigt, sondern richtet auch nichts aus, als daß wir vergebens gequälet werden, und in Schmerz und Traurigkeit gerathen.

Allein es tragen sich im menschlichen Leben manche unangenehme und lästige Vorfälle zu. — Und was meinst du, würde wohl Herkules, ein solcher Mann geworden seyn, wenn kein Löwe, keine Schlange, kein Hirsch und Eber, manche ungerechte und thierische Menschen, die er vertrieb und tödtete, nicht gewesen wären? Wirst du also dergleichen Vorfälle gewahr, so siehe auf deine Fähigkeiten, und auf die Gelegenheiten, die

du

du hast, dir selbst Verdienste zu erwerben. Ihr aber sitzet und zittert, über Dinge, die nicht geschehen, und klaget über die, welche geschehen. Dann beschuldiget ihr die Götter. Was kann auch wohl auf eine so niedrige Denkungsart folgen, als Gottlosigkeit. Und gleichwohl hat uns Gott, nicht nur Kräfte gegeben, mit welchen wir alles, was vorfällt, ertragen können; sondern uns auch, was ein guter König und wahrer Vater thun konnte, die Freyheit des Willens geschenkt, und den uns ganz überlassen.

Ein
Gemählde
von
Cebes aus Theben.

Wir gingen einstmals in dem Tempel des Saturnus umher, und besahen viel daselbst aufbewahrte Denkmale. Es war aber auch vor dem Tempel eine Tafel, mit einem unbekannten Gemählde aufgestellt, das eine besondere Geschichte enthielt, von welcher wir nicht errathen konnten, was sie anzeigte, und wo sie sich zugetragen hatte. Denn das Gemählde schien weder eine Stadt, noch ein Feldlager zu seyn, sondern es war eine Ringmauer, in welcher sich noch zwey andere befanden, wovon die eine größer als die andere war. An der äußersten sahe man ein Thor, vor welchem viel Volk zu stehen schien, und innerhalb der Mauer eine Menge Weiber. Am Eingange des Thores dieser Ringmauer stand ein Greiß, in einer Stellung, als ob er dem hineingehenden Volke etwas anbeföhle.

Als wir nun lange zweifelhaft waren, was dadurch sollte angezeigt werden, sagte ein alter Mann, der neben uns stand: Es ist kein Wunder, daß ihr dieses Gemählde nicht kennt, denn wenig Einheimische wissen, welche Gewalt die Erklärung desselben hat. Es ist auch von keinem Bürger aufgestellt worden, sondern von einem Fremden, der einmal, vor vielen Jahren, hierherkam, ein kluger, sehr gelehrter Mann war, nach den Grundsätzen des Pythagoras lehrte und handelte, und in seinem Wandel dem Parmenides nachahmte.

Der hat diesen Tempel, und dieses Gemählde dem Saturnus geheiligt.

Hast du, fragte ich, den Mann von Person gekannt?

Ich habe ihn, erwiederte er, eine lange Zeit bewundert; denn ob er gleich jung war, so sprach er doch, von vielen und vortreflichen Dingen, und auch oft habe ich ihn dieses Gemählde erklären hören.

Beym Zevs, schrie ich, wenn du itzt nicht nöthige Geschäfte hast, so erzähle es uns, denn wir sind sehr begierig, diese Erklärung zu hören.

Recht gerne, sagte er, ihr Fremden, doch müßt ihr wissen, daß das etwas sehr gefährliches ist.

Auf welche Weise? fragte ich.

Weil ihr, erwiederte er, wenn ihr auf das, was gesagt wird, merkt, und es begreift, klug und glücklich, wo aber nicht, thörigt, unglücklich, böse und unwissend geworden, elend leben werdet. Denn diese Auslegung ist dem Räzel der Sphinx ähnlich, das sie den Menschen vorlegte. Wer es einsahe, der ward erhalten, wer es aber nicht einsahe, den brachte die Sphinx um. Eben so geht es auch mit dieser Erklärung. Die Thorheit ist den Menschen eine Sphinx. — Es wird aber hier angezeigt, was gut oder böse, und was weder gut, noch böse, im menschlichen Leben ist. Wer nun das nicht begreift, der kommt nicht gleich auf einmal um, wie ein von der Sphinx verschlungner, sondern wird, nach und nach, sein ganzes Leben hindurch, zu Grunde gerichtet; wie

Leute,

Leute, die einer langsamen Marter übergeben worden sind. Sieht es aber jemand ein, so verliehrt sich im Gegentheile der Unverstand, er wird erhalten, glückselig, und sein ganzes Leben hindurch beglückt seyn. Drum seyd itzt aufmerksam, und verhört nichts.

O Herkules! welch großes Verlangen hast du in uns erregt, wenn die Sache so ist.

Ja so ist sie, sagte er.

Es ist also nothwendig, daß du uns das Bild erklärst; denn wir werden dir nicht unachtsam zuhören, da auch eine so große Strafe drauf steht.

Als er nun einen Stab ergriffen hatte, streckte er ihn nach dem Gemählde aus, und sagte: Seht ihr die Ringmauer?

Ja wir sehen sie.

Zuerst müßt ihr wissen, daß dieser Ort das Leben genennt wird. Der große Haufe Volks neben dem Thore, sind Leute, die im Begriffe stehen, ins Leben einzugehen. Der Greiß dort oben, der in der einen Hand ein Papier hält, und mit der andern nach etwas hinzeigt, wird Dämon genennt. Er befiehlt aber den Hineingehenden was sie thun sollen, wenn sie ins Leben eingetreten sind, und zeigt, auf welchem Wege sie gehen müssen, wenn sie sicher leben wollen.

Welchen Weg befiehlt er denn zu gehen, oder wie? fragte ich.

Siehst du, erwiederte er, neben dem Thore, an dem Orte, wo die Menge hineingeht, einen Sitz, auf welchem eine geschminkte Frau sitzet, die

wie es scheint, gut überreden kann, und in der Hand einen Becher hält?

Ich sehe sie — doch wer ist sie? sagte ich.

Sie heißt Verführung, erwiederte er, die alle Menschen verführt.

Was macht sie denn?

Sie tränkt die Menschen, die ins Leben gehen, mit ihrer eigenen Kraft.

Was ists denn für ein Trank?

Irthum, sagte er, und Unwissenheit.

Was geschicht hernach?

Wenn sie den getrunken haben, gehen sie ins Leben hinein.

Trinken denn alle den Irrthum, oder nicht?

Alle trinken, versetzte er, nur die mehr, jene weniger — siehst du aber nicht, auch innerhalb des Thores, eine Menge verbuhlter Weiber, von mancherley Gestalt?

Ich sehe sie.

Die nennt man Einbildungen, Begierden, und Wollüste. Sie springen auf die hereintretende Menge hinzu, gesellen sich zu einem jeden, und führen sie hernach fort.

Wohin führen sie sie denn?

Einige führen sie zur Errettung, andere durch den Betrug ins Verderben. —

O göttlicher Mann! das ist ein herber Trank, von welchem du sprichst.

Und alle versprechen, fuhr er fort, sie wollen sie zu den besten Güthern, in ein glückliches und bequemes Leben führen. Diese Leute nun können durch Unwissenheit und Betrug, die sie bey der

Verfüh-

Verführung getrunken haben, den wahren Weg zum Leben nicht finden, und irren, wie du siehst, vergebens umher — auch die vorher hineingegangen sind — wie sie umher getrieben werden, wohin diese Weiber zeigen!

Ich sehe es, sagte ich, — wer ist aber jene Frau, die blind und närrisch zu seyn scheint, und auf einem runden Steine steht?

Sie wird Glück genennt, erwiederte er, ist aber nicht nur blind, sondern auch närrisch und taub.

Was hat sie denn zu thun?

Sie schweift überall umher, sagte er, raubt einigen das Vermögen, das sie andern giebt, und nimmt auch was sie gegeben hat, bald wieder, um es andern, ohne Bewegungsgrund, und aufs ungewisse, zu geben. Drum ist sie auch so bezeichnet, daß man daraus ihre Natur sehr gut erkennen kann.

Auf welche Weise? fragte ich.

Daß sie auf einer Kugel steht.

Was zeigt denn das an?

Daß ihr Geschenk weder sicher, noch dauerhaft ist. Denn wenn man ihr vertrauet, so entstehen daraus große und schwere Unfälle.

Was will aber der große Haufe Volks, der bey ihr steht, und wer sind diese Leute?

Man nennt sie Unbesonnene. Jeder von ihnen verlangt, was sie zuwirft.

Warum haben nicht alle einerley Ansehen, sondern einige scheinen sich zu freuen, andere aber strecken die Hände aus, und sind traurig?

Die, sagte er, sind frölich und lachen, die etwas von ihr erhalten haben, und nennen sie das gute Glück; die aber zu klagen scheinen, und die Hände ausstrecken, das sind die, denen sie das wieder genommen hat, was sie ihnen zuvor gab; und die nennen sie das böse Glück.

Was giebt sie ihnen denn, daß die, welche es bekommen, so frölich sind, und die, welche es verliehren, so klagen?

Dinge, die von vielen Menschen für Güther angesehen werden.

Was sind es denn für Dinge?

Reichtum, Ehre, Adel, Kinder, Gewalt, Reiche, und was diesen ähnlich ist.

Sind denn das keine Güther?

Davon wollen wir hernach sprechen, erwiederte er. Jtzt wollen wir uns mit Erklärung des Gemähldes beschäftigen.

Ja das soll geschehen!

Siehest du nun, wenn du diesem Thore vorbey gehst, eine andere höhere Ringmauer, und Weiber, die außerhalb derselben stehen, und sich wie Buhlerinnen zu thun pflegen, geschmückt haben?

Ich sehe sie sehr gut.

Von diesen wird eine Ausgelassenheit, eine Verschwendung, eine Unersätlichkeit und eine Schmeicheley genennt.

Warum stehen sie denn hier?

Sie beobachten die, sagte er, die etwas vom Glücke erhalten.

Was thun sie weiter?

Sie

Sie springen auf sie zu, hängen sich an sie, verlangen, daß sie bey ihnen bleiben sollen, und sagen, sie werden ein angenehmes, von Arbeit und Leiden freyes Leben, genüßen. Läßt sich nun jemand von ihnen zum Genuß der Wollüste überreden, so scheint ihm diese Lebensart zwar eine Zeitlang angenehm, so lange sie ihn reizt; sie ist es aber hernach nicht. Denn wenn er nüchtern wird, so wird er gewahr, daß er nichts genossen hat, sondern durch sie verzehrt und beschimpft worden ist. Drum wird er auch, wenn er alles, was er vom Glücke erhalten, durchgebracht hat, gezwungen, diesen Weibern zu dienen, alles zu erdulden, unverschämt zu seyn, und ihrentwegen alles schändliche zu vollbringen; als z. B. zu rauben, Heiligthümer zu entweihen, meineidig, und verrätherisch zu handlen, zu plündern, und alles was diesen ähnlich ist. Und wenn er ihnen nun alles geleistet hat, wird er der Strafe übergeben.

Welcher Strafe denn?

Siehst du dort, weiter hinter ihnen, sagte er etwas, das einer kleinen Thüre ähnlich ist, und einen engen dunkeln Ort? — und also auch Weiber, die häßlich, schmutzig, und in zerrissener Kleidung zu gehen scheinen?

Sehr gut sehe ich es.

Von diesen also, sagte er, heißt die, mit der Geißel in der Hand, Strafe, die, welche den Kopf aufs Knie beugt, Traurigkeit, und die, welche sich das Haar ausrauft, Angst.

Jener aber, der neben ihnen steht, von häßlicher Gestalt, mager und nackend, und hernach

eine ihm ähnliche, häßliche, und abgezehrte Frau, wer sind die?

Jener wird das Wehklagen genennt, erwiederte er, und seine Schwester Niedergeschlagenheit. Diesen nun wird er übergeben, und muß zu seiner Bestrafung mit ihnen leben. Drauf wird er wieder in ein ander Behältniß geworfen, ins Elend, und hier muß er sein übriges Leben in allen Arten des Unglücks, verbringen, wenn nicht die Reue vom Glücke zu ihm kömmt.

Was geschicht alsdann?

Wenn sich die Reue zu ihm nahet, so reißt sie ihn aus den Uebeln, schaft ihm eine andere Denkungsart, ein anderes Verlangen, das zur wahren Wissenschaft führt; zugleich aber auch eine Begierde nach der sogenannten falschen Wissenschaft.

Was geschicht hernach?

Hat er die Denkungsart angenommen, die zur wahren Wissenschaft führt, so wird er von ihr gereiniget, errettet, und selig, und in seinem ganzen Leben beglückt seyn; wo nicht, so wird er wieder von der unächten Wissenschaft verführt werden.

O Herkules! wie groß ist diese Gefahr! Doch welches ist die falsche Wissenschaft? fragte ich.

Siehest du nicht jene andere Ringmauer?

Sehr wohl.

Auch außerhalb der Mauer, am Eingange, eine Frau stehen, die sehr reinlich und wohlgekleidet zu seyn scheint?

Ich

Ich sehe sie sehr genau.

Die nennen viele eitle Menschen, Wissenschaft sagte er, ob sie es gleich nicht ist, sondern eine Betrügerin.

Und doch gelangen die, welche erhalten worden, zuerst hierher, wenn sie zur wahren Wissenschaft gehen wollen.

Führt denn kein anderer Weg, zur wahren hin?

Es ist noch ein Weg zu ihr.

Wer sind aber die Leute, die innerhalb der Ringmauer zurückgehen?

Das sind die Liebhaber der unächten Wissenschaft, die betrogen worden sind, weil sie mit der wahren umzugehen glaubten.

Wie heißen sie denn?

Dichter, sagte er, Redner, Sprachlehrer, Tonkünstler, Rechenmeister, Meskünstler, Sternseher, Philosophen, von mancherley Secten, Critiker, und andere, die ihnen ähnlich sind.

Wer sind denn jene Weiber, die umher zu laufen scheinen, die den erstern gleichen, unter welchen, wie du sagst, die Ausgelassenheit seyn soll, und die andern, die bey ihnen sind?

Das sind eben dieselben, erwiederte er.

Kommen sie denn auch hierher?

Ja, beym Zevs, sie kommen auch hierher, doch selten, und nicht wie in die erste Ringmauer.

Auch die Meinungen?

Ja, versetzte er. Denn auch bey diesen hier, bleibt noch, beym Zevs, der Trank, den sie bey der Verführung getrunken haben, zurück, auch

die

die Unwissenheit, und mit ihr die Unbesonnenheit, der Wahn und andere Unarten verlassen sie nicht; bis sie der betrügerischen Wissenschaft entsagen, den Weg zur wahren betreten, die reinigende Kraft trinken, und sich aller Laster, die sie an sich haben, des Wahnes, der Unwissenheit, und aller übrigen Unarten entledigen. Alsdann werden sie errettet. Die aber, welche hier bey der falschen Wissenschaft bleiben, werden nie erlöst, und ihre Kenntnisse befreyen sie von keinem Uebel.

Welches ist aber der Weg, der zur wahren führt?

Siehst du jenen Ort, dort oben, wo niemand wohnt, und der ganz wüste zu seyn scheint?

Ich sehe ihn.

Auch eine kleine Thüre, und einen Weg nach der Thüre hin, der nicht volkreich ist, und wo nur sehr wenige gehen, weil er beschwerlich zu betreten, uneben, und steinigt zu seyn scheint?

Ich sehe alles sehr gut, sagte ich.

Scheint dir nicht auch da ein hoher Hügel zu seyn, und ein sehr schmaler Weg hinauf, der steil ist, und unter sich tiefe Abgründe hat?

Ich sehe es.

Das ist also der Weg, der zur wahren Wissenschaft führt, und einen sehr wiedrigen Anblick giebt. Siehst du auch oben neben dem Hügel, einen großen hohen steilen Felsen?

Ich sehe ihn.

Siehst du auch zwey Weiber auf dem Felsen stehen, die völlig und wohlgestalt sind, und wie sie so frölich die Hände ausstrecken?

Ich sehe sie. Doch wie heißen sie?

Die eine, erwiederte er, wird Enthaltsamkeit, und die andere Geduld genennt; und es sind Schwestern.

Warum strecken sie denn die Hände so freudig aus?

Sie ermahnen die, welche auf den Ort zugehen, getrost zu seyn, und nicht zu ermüden; und sagen ihnen, daß sie nur noch ein wenig erdulden, und hernach einen guten Weg haben werden.

Wenn sie nur zum Felsen gekommen sind, wie steigen sie denn hinauf? Ich sehe keinen Weg der zu ihm hinauf führt.

Jene steigen von der steilen Anhöhe herab, und ziehen sie zu sich hinauf; gebiethen ihnen drauf auszuruhen, geben ihnen bald hernach Stärke und Muth, versprechen sie zur wahren Wissenschaft zu führen, und zeigen ihnen den Weg, der wie du siehst, angenehm, eben, und bequem zu gehen, und rein von allen wiedrigen ist.

Beym Zevs! so scheint er zu seyn.

Siehst du aber auch vor jenem Gebüsche, einen Ort, der eine angenehme Wiese zu seyn scheinet, und sehr helle bestrahlt wird?

Sehr deutlich.

Bemerkst du auch, in der Mitte der Wiese, eine andere Ringmauer, und ein anderes Thor?

Ja so ists. Doch, wie wird dieser Ort genennt?

Die Wohnung der Glückseligen. Denn hier ist der Aufenthalt aller Tugenden, und der Glückseligkeit.

Der

Der Ort muß, sagte ich, sehr schön seyn.

Siehst du, fuhr er fort, daß neben dem Thore eine wohlgebildete Frau, von sitsamen Ansehn, und mittlern Jahren, in ungekünstelter Kleidung und ungeschminkt, steht? Sie steht nicht auf einer Kugel, sondern auf einem viereckigten Steine, der fest liegt, und neben ihr stehen noch zwey andere, die ihre Töchter zu seyn scheinen.

So ists auch.

Die in der Mitte ist die Wissenschaft, die beyden andern, Warheit und Beredsamkeit.

Warum steht sie aber auf einem Viereck?

Zum Zeichen, daß der Weg zu ihr, allen die zu ihr gehen, sicher und fest ist, und das was sie schenkt, denen, die es erhalten, gewiß bleibt.

Was schenkt sie denn?

Zuversicht, und Unerschrockenheit, erwiederte er.

Worinne bestehen denn diese?

In der Einsicht wie man es machen müsse nie im Leben etwas schreckliches leiden zu dürfen.

Herkules! wie schön sind diese Geschenke! Warum steht sie aber so außerhalb der Ringmauer?

Damit sie den herzunahenden beystehe, sagte er, und sie mit der reinigenden Kraft tränke. Drauf, wenn sie gereiniget sind, führt sie sie zu den Tugenden.

Wie geschicht das? fragte ich; denn das verstehe ich nicht.

Du wirst es verstehen, sagte er. — Wie wenn jemand, der sehr krank ist, und sich an den Arzt wendet, erstlich durch Reinigungsmittel, alles was die

die Krankheit verursacht hat, austreiben muß, worauf ihn der Arzt wieder herstellt, und gesund macht; wenn er aber dessen Vorschriften nicht gehorcht, billig aufgegeben, und von der Krankheit getödet wird.

Das sehe ich ein, sagte ich.

Auf eben dieselbe Weise pflegt die Wissenschaft den, der sich ihr nähert, und tränkt ihn, mit ihrer eigenen Kraft, damit er erstlich gereinigt werde, und sich von allem bösen, das er noch, wenn er kommt, an sich hat, entledige.

Was ist das?

Die Unwissenheit, und den Irthum, die er bey der Verführung getrunken hat, auch die Prahlerey, die Gierigkeit, Ausgelassenheit, und alles übrige, womit er in der ersten Ringmauer erfüllt worden ist.

Wenn er nun gereinigt worden ist, wohin wird er dann geschickt?

Hinein zur Klugheit, und den übrigen Tugenden.

Welches sind die?

Siehst du nicht, sagte er, innerhalb des Thores, einen Chor Weiber, die von guter Gestalt, und sitsam zu seyn scheinen, und anständig und ungekünstelt gekleidet sind? — Auch daß sie nicht geschminkt, noch wie die andern geschmückt sind?

Ich sehe sie, sagte ich; aber wie nennt man sie?

Die erste heißt, erwiederte er, Klugheit, die andere, ihre Schwestern, Tapferkeit, Gerechtigkeit,

keit, Gutthätigkeit, Mäßigkeit, Sitsamkeit, Freyheit, Enthaltsamkeit und Sanftmuth.

O die allerschönsten! schrie ich, in welcher großen Hofnung sind wir!

Wenn ihr es verstehet, sagte er, so werdet ihr auch, was ihr gehört habt, ausüben lernen.

Wir wollen, erwiederte ich, sehr aufmerksam seyn.

Drum, versetzte er, werdet ihr auch gerettet werden.

Wenn die ihn nun ergreifen, wo führen sie ihn denn hin?

Zu ihrer Mutter, sagte er.

Wer ist denn die?

Die Glückseligkeit, erwiederte er.

Wo aber ist sie denn?

Siehst du jenen Weg, der zu jener Anhöhe führt, welches das Schloß ist, wozu alle diese Ringmauern gehören?

Ich sehe ihn.

Siehst du nicht im Portale eine Frau, von guter Gestalt, die auf einem erhabnen Stuhl sitzt, ungezwungen, und nicht überflüßig geschmükt, und mit einem Blumenkranze bekränzt ist?

So scheint es zu seyn.

Das ist also die Glückseligkeit, sagte er.

Wenn nun jemand dahin gelangt, was macht er dann?

Die Glückseligkeit, und alle übrigen Tugenden bekränzen ihn, mit ihrer eigenen Kraft, wie die gekrönt werden, die in den größten Kämpfen gesiegt haben.

Und in welchen Kämpfen, fragte ich, hat er denn gesiegt?

In den größten, erwiederte er, und über die größten Thiere, die ihn zuvor verzehrten, marterten und in die Knechtschaft brachten.

Diese alle hat er besiegt, und von sich entfernt, und ist seiner selbst mächtig worden, so daß ihm jene itzt so dienstbar sind, als er ihnen zuvor war.

Was nennest du wilde Thiere? Das möchte ich gerne hören.

Erstlich, sagte er, die Unwissenheit, und den Irthum; oder scheinen dir das keine wilde Thiere zu seyn?

Sehr böse Thiere, versetzte ich.

Hernach die Traurigkeit, das Wehklagen, die Habsucht, die Ausgelassenheit, und alle übrigen Unarten. Ueber alle diese siegt er, und wird nicht mehr, wie zuvor, besiegt.

O der vortreflichen Thaten, und des schönsten Sieges! schriee ich. — Doch sage mir noch, welche Kraft der Kranz hat, mit welchen er, wie du sprichst, bekränzt wird?

Er macht glückselig, o Jüngling, denn der bekränzte wird durch ihn beglückt, und selig, und gründet die Hofnungen der Glückseligkeit, auf nichts, als sich selbst.

Wie schön ist der Sieg, von welchem du sprichst! —

Doch wenn er nun bekränzt worden ist, was macht er hernach, wohin geht er?

Die Tugenden nehmen ihn zu sich, führen ihn zu dem Ort hin, aus welchem er zuvor gekommen ist, und zeigen ihm die Leute, die sich dort aufhalten; wie böse und jämmerlich sie leben, und welchen Schifbruch sie im Leben leiden, umher irren, und als von Feinden überwunden, fortgetrieben werden; die von der Ausgelassenheit, jene von der Prahlerey, die von der Habsucht, jene von der Ruhmsucht, und andere von andern Unarten. Aus welchen Uebeln, die sie umstrickt haben, sie sich nicht frey machen können, um erlöst zu werden, und hierher zu gelangen, sondern ihr ganzes Leben hindurch beunruhigt werden. Das nun leiden sie, weil sie den Weg hierher nicht finden können; denn sie haben die Vorschrift des Dämons vergessen.

Du scheinst mir recht zu sprechen — doch kann ich auch das wieder nicht begreifen, warum ihn die Tugenden jenen Ort, aus welchem er zuvor gekommen ist, zeigen?

Er hat von dem, was daselbst war, nichts genau gewust, noch verstanden, sondern ist zweifelhaft gewesen, und hat Dinge, die nicht gut waren, aus Unwissenheit und Irthum, die er eingesogen hatte, für gut, und die nicht böse waren, für böse gehalten; weswegen er auch, wie die übrigen, die dort wohnen, elend lebte. Itzt aber, nachdem er die Einsicht in dem, was nützlich ist, erlangt hat, lebt er vortreflich, und betrachtet jene Leute, wie jämmerlich sie leben.

Wenn er nun alles beobachtet hat, was macht er dann, wohin geht er?

Wohin er will, erwiederte er. Denn für ihn ist überall Sicherheit, als ob er die Corycische Hōle besäße. An allen Orten, wohin er kömmt, lebt er glücklich, mit aller Sicherheit. Denn alle nehmen ihn gerne auf, wie Kranke den Arzt.

Darf er denn auch jene Weiber, die du wilde Thiere nennst, nicht mehr fürchten, und nichts mehr von ihnen erdulden?

Er wird nicht mehr von ihnen beunruhiget, weder von der Angst, der Traurigkeit, der Ausgelassenheit, der Habsucht, der Armuth, noch von andern Uebeln. Er beherrscht alle, und ist über alle, die ihn zuvor bekränkten, erhaben; wie die Schlangenfänger. Denn diesen Leuten thun Schlangen, die doch alle andere tödten, nichts, weil sie Gegengift bey sich führen. So schadet auch ihm nichts, weil er Gegengift bey sich hat.

Du scheinst mir vortreflich zu sprechen — Doch sage mir noch, wer die sind, die dor: von jenem Hügel herzukommen scheinen; von welchen einige bekränzt sind, und eine Freude zu erkennen geben, andere aber unbekränzt, niedergeschlagen sind, die Schienbeine und Köpfe beschädiget zu haben scheinen, und von einigen Weibern gehalten werden?

Die Bekränzten sind durch die Wissenschaft gerettet, und darüber fröhlich, daß sie sie erlangt haben. Von den Unbekränzten aber, haben manche die Unterweisung aufgegeben, und kehren in einem bösen und jämmerlichen Zustande zurück; andere aber sind, als sie schon bis zur Gedult hinaufgestiegen waren, erschrocken wieder umgekehrt, und irren, ohne den Weg zu wissen, umher.

Wer sind denn die Weiber, die sie begleiten?

Traurigkeit, sagte er, Angst, Unmuth, Schande, und Unwissenheit.

Wie du sagst, so folgen ihnen alle Qualen?

Ja alle, beym Zevs, erwiederte er, begleiten sie — Gelangen sie nun wieder zur ersten Ringmauer, zur Wollust und Ausgelassenheit, so klagen sie nicht sich selbst an, sondern sprechen bald schlecht von der Unterweisung, und allen, die zu ihr gehen, daß sie elend, jämmerlich und unglücklich wären, und daß die, welche die Lebensart bey ihnen verlassen haben, übel lebten, weil sie der Güther bey ihnen nicht mehr genießen könnten.

Was nennen sie denn Güther?

Die Ueppigkeit und Ausgelassenheit, damit ich mich kurz fasse. Denn sie meinen, das Fressen nach Weise des Viehs, sey der Genuß der Güther.

Wie nennt man aber jene Weiber, die dort fröhlich und lachend herkommen?

Meynungen, sagte er, die itzt, nachdem sie die zur Wissenschaft begleitet haben, die zu den Tugenden hineingegangen sind, zurückekehren, um andere hinzuführen; und verkündigen, daß die nun schon glückselig worden sind, die sie hingeführt haben.

Gehen sie denn selbst auch zu den Tugenden hinein? fragte ich.

Nein, erwiederte er, denn die Meynungen dürfen nicht zur Wissenschaft eingehen; sondern sie übergeben sie der Unterweisung, und wenn die sie übernommen hat, gehen sie wieder zurück, um andere zu begleiten. Wie Schiffe, die ihre Fracht

ausgela=

ausgeladen hätten, wieder umkehren, und von neuem befrachtet werden.

Du scheinst mir das alles sehr vortreflich erklärt zu haben. Nur hast du uns noch nicht bekannt gemacht, was der Dämon den Leuten, die ins Leben hinein gehen, befiehlt?

Getrost zu seyn, sagte er. Drum seyd auch ihr getrost, denn ich will euch alles eröfnen, und nichts zurück lassen.

Das ist gut gesprochen, versetzte ich.

Da streckte er die Hand wieder aus, und sagte: Sehet ihr jene Frau, die blind zu seyn scheint, und auf einer Kugel steht, von welcher ich euch nur so eben gesagt habe, daß man sie Glück nennt?

Wir sehen sie.

Dieser, befiehlt er, nicht zu trauen, und was man von ihr bekömmt, nicht für etwas sicheres, und gewisses zu halten, noch es für sein eigen anzusehen. Denn es hindert sie nichts, es wieder wegzunehmen, und andern zu geben; welches sie oft thut. Drum befiehlt er, daß man sich durch ihre Geschenke nicht besiegen lassen, sich weder erfreuen, wenn sie etwas giebt, noch betrüben, wenn sie etwas wegnimmt, sie weder schelten noch loben soll. Denn sie thut nichts, mit Ueberlegung, sondern unbesonnen, und alles, wie sichs trift, wie ich euch schon gesagt habe. Deswegen befiehlt auch der Dämon, man solle sich über nichts wundern, was sie thut, und nicht den bösen Schuldnern gleich werden, die sich freuen, wenn sie von den Leuten Geld erhalten, und es für ihr eigen ansehen; wenn es ihnen aber wieder

abgefodert wird, zürnen, und meynen, es geschähe ihnen großes Unrecht, ohne sich zu erinnern, daß sie es auf die Bedingung gelehnt bekommen haben, daß es der Verleiher, wenn er will, wieder erhalten soll. Eben so, befiehlt der Dämon, solle man sich gegen die Gaben des Glücks betragen, und erwägen, daß es der Natur dieser Göttin gemäß sey, das was sie gegeben hat, wieder zu nehmen, und bald drauf wieder sehr viel zu geben, aber auch wieder nicht nur hinweg zu nehmen, was sie gegeben hat, sondern auch das, was schon zuvor da war. Drum befiehlt er, das was sie giebt, anzunehmen, und sogleich damit fort, zur festen und sichern Gabe hinzugehen.

Was ist das für eine Gabe? fragte ich.

Die man von der Wissenschaft erhält, wenn man dort errettet wird.

Worinne besteht sie denn?

Es ist die wahre Erkenntniß des nützlichen, ein sicheres, dauerhaftes, unveränderliches Geschenk. Dahin befiehlt er nun, sogleich zu fliehen, und sich, wenn man zu jenen Weibern, die ich zuvor erwähnt habe, daß sie Ausgelassenheit und Wollust genennt werden, kömmt, ohne Verzug zu entfernen, und ihnen nichts zu glauben, bis man zur unächten Wissenschaft gelangt. Hier befiehlt er, einige Zeit zu verweilen, und etwas von ihr, nach eignem Gefallen, gleichsam als einen Zehrpfennig mit auf den Weg zu nehmen. Drauf ohne Verzug fort, und zur wahren Wissenschaft hinzueilen. Diese Befehle giebt nun der Dämon, und wer ihnen zuwieder handelt, oder ungehorsam

sam ist, der geht als ein Lasterhafter jämmerlich verlohren. Das ist nun, ihr Fremden, auf dieser Tafel vorgestellt worden. Wollt ihr aber auch noch von jedem einzeln Stücke etwas wissen, so will ichs euch gerne sagen.

Du sprichst vortreflich, erwiederte ich, — Doch, was befiehlt denn der Dämon, von der falschen Wissenschaft mitzunehmen?

Das was nützlich zu seyn scheint.

Was ist denn das?

Sprachen, und andere Kenntnisse, die, wie Plato sagt, bey Jünglingen die Kraft eines Zaumes haben, damit sie nicht nach anderen Dingen hingezogen werden.

Muß man aber die nothwendig mitnehmen, wenn man im Begriffe ist, zur wahren Wissenschaft zu gelangen, oder nicht?

Es ist nicht nothwendig, sagte er, doch aber nützlich; allein dazu, daß man besser wird, hilft es nichts.

Du sagst also, sie tragen nichts dazu bey, daß die Menschen besser werden?

Nein, denn man kann auch ohne sie besser werden; sie sind aber deswegen doch nicht unnütze. Wie wir uns zuweilen durch einen Dolmetscher unterreden können, und es doch nicht unnütze ist, wenn wir selbst eine Sprache, die wir erlernt haben, aufs genaueste verstehen; so kann man auch ohne diese Kenntnisse besser werden.

Haben denn diese Gelehrte nichts zum Voraus, um bessere Menschen, als andere, zu werden?

Wie sollten sie etwas zum Voraus haben, wenn sie zeigen, daß sie sich, so wohl, als andere, in ihren Begriffen, vom Guten und Bösen, betrügen, und noch von aller Bosheit gefesselt sind. Denn man kann Sprachen und alle Kenntnisse gefaßt haben, und doch trunken, ausschweifend, geizig, ungerecht, verrätherisch und daher unverständig seyn.

Ja warhaftig, man sieht viel dergleichen Leute!

Wie sollten also die, solcher Wissenschaften wegen, etwas voraus haben, sagte er, um bessere Menschen zu werden?

Aus dem was du gesagt hast, scheint es nicht so zu seyn. Doch was ist die Ursache? fragte ich.

Weil sie sich in der zweyten Ringmauer verweilen, sagte er, da sie sich der wahren Wissenschaft nähern wollen; — und was hilft es ihnen? Wenn man oft sehen kann, daß Leute aus der ersten Ringmauer, von der Ausgelassenheit und den übrigen Unarten weg, diesen Gelehrten vorbey in die dritte Ringmauer gehen; wie sollten sie also etwas voraus haben? Es müßte denn das seyn, daß sie unbeweglicher, und schwerer zu belehren sind.

Wie so? fragte ich.

Weil die in der zweyten Ringmauer, (wenn auch sonst weiter nichts ist) sich einbilden, das zu verste-

verstehen, was sie doch nicht wissen. So lange sie nun diesen Wahn behalten, sind sie nicht zu bewegen, nach der wahren Wissenschaft zu trachten. — Ferner, siehst du nicht auch, daß die Meynungen, aus der erstern Ringmauer, gleichfalls zu ihnen eingehen? So daß diese nichts besser sind, als jene, wenn die Reue nicht auch bey ihnen ist, die sie überredet, daß sie eine falsche Wissenschaft haben, durch die sie betrogen werden. Denn so lange sie in diesem Zustande bleiben, können sie nicht errettet werden. Drum, ihr Fremden, setzte er hinzu, macht es so, verweilet bey dem, was gesagt worden ist, bis ihr euch dran gewöhnt habt. Man muß es aber oft erwägen, und es nie aus den Gedanken lassen, alles andere aber nur als Nebendinge ansehen; wo nicht, so ist euch das, was ihr itzt gehört habt, nichts nütze.

Das wollen wir thun. Doch erkläre uns noch, warum das keine Güther sind, welche die Menschen von dem Glücke bekommen? Als z. B. zu leben, gesund, reich, geehrt zu seyn, Kinder zu haben, zu siegen, und alles übrige was diesen ähnlich ist? Oder das Gegentheil, wie das nichts böses ist? Denn das scheint uns sehr seltsam und unglaublich gesprochen zu seyn.

Wohl, sagte er, versuche also mir zu antworten, was dir von den Dingen, worüber ich dich fragen will, gut dünkt.

Das will ich thun, erwiederte ich.

Ist das Leben wohl für den ein Guth, der elend lebt?

So scheint mirs nicht, sondern ein Uebel zu seyn.

Wie ist es also ein Guth, zu leben, wenn es diesem ein Uebel ist?

Mir scheint es für die, welche elend leben, ein Uebel, für die aber, die glücklich leben, ein Guth zu seyn.

Du sagst also, es sey gut, und böse, zu leben?

Ja das sage ich.

Sprich nichts einfältiges! Denn es ist unmöglich, daß ein und dieselbe Sache, gut und böse seyn kann; sonst wäre sie auch nützlich und schädlich, und zugleich zu verlangen und zu fliehen. Das ist thörigt. Doch wie, wenn elend zu leben, für den ein Uebel ist, der so lebt, ist es denn nicht selbst ein Uebel, zu leben?

Allein es ist nicht ein und dasselbe, sagte er zu leben, und elend zu leben. Oder scheint dirs nicht eben so?

Warhaftig, auch mir scheint es nicht einerley zu seyn.

Also ist es kein Uebel zu leben; weil, wenn es ein Uebel wäre, es auch für die, die glücklich leben, ein Uebel seyn müßte. Denn auch sie leben, welches ein Uebel wäre.

Du scheinst die Warheit zu sagen.

Weil es also geschicht, daß beyde leben, so wohl die, welche glücklich, als auch die, welche unglücklich leben, so kann das Leben weder ein Guth, noch ein Uebel seyn. Wenn nicht auch das Schneiden und Brennen bey Kranken schädlich,

und

und heilsam ist. So ist es auch in Ansehung des Lebens. Drum erwäge, ob du lieber schändlich leben, oder rühmlich und muthig sterben wolltest.

Ich wollte lieber rühmlich sterben.

Das Sterben ist also kein Uebel, weil es oft dem Leben vorzuziehen ist.

Ja so ists.

Eben so kann man auch von gesund und krank seyn sprechen; denn oft ist die Gesundheit nichts nütze, sondern das Gegentheil, wenn es die Umstände erfodern.

Du sprichst sehr wahr.

Nun gut, wir wollen also auch den Reichtum erwägen, (wenn er zu erwägen ist) wie man oft sehen kann, daß ein Reicher böse und jämmerlich lebt.

Ja, beym Zevs, so sieht man viele.

Drum hilft ihnen der Reichtum nichts, um glücklich zu leben?

Es scheint nicht, daß er ihnen etwas hilft, weil sie lasterhaft sind.

Der Reichtum macht also nicht gute Menschen, sondern die Unterweisung?

Wahrscheinlicher Weise ists so.

Wie kann also aus diesem Grunde der Reichtum ein Gut seyn, wenn er nichts hilft besser zu werden?

Er scheint es nicht zu seyn.

Drum nützt es auch manchen nichts, reich zu seyn, wenn sie den Reichtum nicht zu gebrauchen wissen.

So kommt mirs vor.

Wie

Wie sollte also jemand etwas für ein Guth halten, das oft, wenn mans hat, nichts hilft?

Auf keine Weise.

Deswegen wird nur der glücklich leben, der den Reichtum gut und vernünftig zu gebrauchen weiß; weiß er aber das nicht, so wird er elend leben.

Ich glaube du sprichst sehr wahr.

Und, um mich kurz zu fassen, solche Dinge, als Güther, zu schätzen, oder als Uebel, zu verachten, das ist es, was die Menschen beunruhigt, und ihnen schadet. Denn halten sie die hoch und meinen nur durch sie glücklich zu werden, so thun sie auch ihretwegen alles, auch sogar, was das allergottloseste zu seyn scheint.

Dahin gerathen sie aber aus Unkunde des Guten.

Xenephons von Ephesus
Geschichte
der Anthia, und des Abrokomes,
in fünf Büchern.

Eine freye und abgekürzte Uebersetzung.

Erstes Buch.

Zu Ephesus lebte Lykomedes, ein vornehmer und geehrter Mann, der mit seiner Frau, Themisto, einer Epheserin, einen außerordentlich schönen Sohn, Namens Abrokomes hatte. Weder in Jonien, noch in andern Ländern war zuvor eine solche Schönheit, die täglich vollkommener ward, gesehen worden. Er verband mit den Annehmlichkeiten des Körpers, auch die besten Eigenschaften des Geistes, und übte sich in allen Wissenschaften, die zu einer guten Erziehung gehören.

Music, Reiten, und Fechten, waren seine gewöhnlichen Beschäftigungen. Nicht nur Ephesus, sondern auch ganz Asien, bewunderte ihn, und man machte sich von ihm große Hofnungen, was für ein vortreflicher Bürger er dereinst werden würde. Man bewieß ihm eine Achtung, als ob er ein Gott wäre, ja einige fielen vor ihm nieder, wenn sie ihn sahen, und beteten ihn an.

Der Jüngling war auf sich selbst stolz; doch nicht nur über die Gaben seines Geistes vergnügt, sondern auch noch mehr über die Reitze seiner Person, und verachtete alles, was man schön nannte, als etwas, das weit geringer als er sey. Nichts schien seines Blickes, oder seiner Aufmerksamkeit

werth

werth zu seyn. Hörte er von einem schönen Jünglinge, oder wohlgebildeten Mädgen sprechen, so lachte er darüber, daß man nicht wisse, wie er nur allein schön sey. Den Amor hielt er für keinen Gott, verwarf alles, weil er es für nichts achtete, und sagte, er würde nie lieben, noch sich dieser Gottheit unterwerfen. Sahe er einen Tempel, oder ein Bild des Amors, so lachte er, und gab zu verstehen, er sey mächtiger, und schöner, als alle Liebesgötter. Denn wo er sich sehen ließ, da sahe man keine Statüe mehr an, und lobte kein Bild.

Darüber ward der eifersüchtige stolze und unversönliche Amor zornig, sann, weil es ihm etwas schweres zu seyn schien, den Abrokomes zu fesseln, auf eine List, und zog, mit allen Zaubermitteln versehen, wieder ihn zu Felde.

Man feyerte das gewöhnliche Fest der Diane, deren Tempel, sieben Stadien weit von der Stadt entfernt ist. Alle Jungfern des Landes, aufs köstlichste geschmückt, so wie auch alle Jünglinge, von Abrokomes Alter, mußten sich in einem feyerlichen Aufzuge dahin begeben. Er war 16 Jahr alt, sollte so eben den sogenannten Epheben zugesellet werden, und ward der Anführer des Aufzuges.

Die Menge einheimischer und fremder Zuschauer war sehr groß; denn bey diesem Feste, fanden, gewöhnlicher Weise, die Mädgen Männer, und die Jünglinge Weiber.

Der Zug geschah in folgender Ordnung: Zuerst die Opferthiere, Fackeln, Schüsseln, und Räucherfässer, dann Pferde, Hunde, und Jagdgeräth

räthschaft. Jedes Mädgen war wie für einen Liebhaber geschmückt. An ihrer Spitze befand sich Anthia, die Tochter des Megamedes, und der Euippe, die beyde aus Ephesus waren.

Sie war bewundernswürdig schön, vierzehn Jahr alt, und übertraf alle andere Mädgen. Ihr wohlgewählter Anzug erhob ihre persönliche Reitze noch mehr. Von ihrem blonden Haare war nur der kleinste Theil geflochten, das übrige hing, ein Spiel der Winde, über die Schultern herab. Ihr Blick war kühn, zugleich jungfräuliche Fröhlichkeit, und Sitsamkeit, die Ehrfurcht gebot. Von ihrem purpurfarbnen Kleide, das bis ans Knie aufgeschürzt war, reichten die Ermel bis an die Elmbogen, und die Schultern umgab ein Rehfell. Sie trug einen Köcher mit Pfeilen, einen Bogen, und Wurfspieße, und Hunde folgten ihr.

Die Ephesier hatten sie schon oft, wenn sie sich im Tempel sehen ließ, angebetet, und das Volk erhob, als sie itzt erblickt ward, ein groß Geschrey. Man hörte mancherley Stimmen. Einige schrieen ganz außer sich gesetzt, es sey die Göttin selbst, andere, es sey eine ihrer Nymphen. Alle fielen nieder, beteten sie an, und priesen ihre Eltern selig. Alle schrieen: Die schöne Anthia! Nur von ihr sprach man, so lange der Zug der Jungfern währte; so bald sich aber Abrokomes mit den Jünglingen sehen ließ, vergaß man den Anblick der Jungfern, so schön er auch gewesen war. Man sahe nur auf ihn, und schriee für Erstaunen: Der vortrefliche Abrokomes! keiner ist ihm gleich! Das Ebenbild des schönen Gottes!

 Schon

Schon setzten auch einige hinzu: Abrokomes, und Anthia, welch ein Paar!

Das war nun Amors erstes Kunststück; denn beyde jungen Leute erfuhren bald ihr beyderseitiges Lob. Anthia verlangte den Abrokomes zu sehen, und der bisher fühllose Abrokomes, wünschte die Anthia zu kennen.

Als sich der Zug geendiget hatte, kam alles Volk in den Tempel zu opfern, und man zerstreuete sich. Männer und Weiber, Jünglinge und Mädgen, kamen zusammen. Man sahe einander. Anthia ward von dem Abrokomes gefesselt, aber auch Abrokomes ward von dem Amor besiegt. Er sahe sie mit unverwandten Augen an, und es war ihm unmöglich, seine Blicke auf einen andern Gegenstand zu richten; denn der Gott zwang ihn.

Doch auch Anthia war in großer Unruhe; sie hatte die eindringende Schönheit des Abrokomes, mit offnen Augen eingesogen; schon vernachläßigte sie die jungfräuliche Sitsamkeit, schwatzte, damit es Abrokomes hören möchte, und verhüllte sich weniger, damit er so viel nur möglich war, von ihr sehen könnte.

Er überließ sich diesem Anblicke ganz, und ward des Amors Gefangner.

Nach vollbrachten Opfer trennten sie sich traurig von einander, und schalten auf den schnellen Aufbruch, weil sie einander gerne noch länger gesehen hätten. Sie sahen sich um, blieben stehen, und erfanden vielerley Vorwand, ihres Verweilens.

Als sie nach Hause gekommen waren, wurden sie gewahr, was ihnen wiederfahren war.

Das

Das Andenken des Gegenstandes, den sie erblickt hatten, schlich sich bey ihnen ein, und entzündete die Liebe in ihnen; und sie verbrachten den ganzen Rest des Tages, ihrer Sehnsucht Nahrung zu geben.

Doch ging ihre Angst mit dem Schlafengehen vollends recht an, und beyde waren unvermögend, dem Amor zu widerstehen.

Abrokomes raufte sein Haar aus, zerriß sein Kleid, und schriee: Wehe mir, welches Uebel! was ist mir Unglücklichen wiederfahren? Ich, bis itzt, der männliche Abrokomes, der die Liebe verachtete, und auf den Gott schalt, bin gefesselt, überwunden, werde gezwungen, der Sclav eines Mädgens zu seyn. — Schon dencke ich, es sey etwas schöner als ich, und nenne den Amor Gott! O ich unmännlicher, elender! — werde ich nicht standhaft seyn? werde ich nicht wiederstehen? Ich sollte nicht schöner, als Amor seyn? — ich sollte von einem, der kein Gott ist, besiegt werden? Zwar das Mädgen ist schön. — Doch was hat das zu bedeuten? Abrokomes, die deinen Augen so schöne Anthia, ist ein noch unversprochenes Mädgen! — nein dir nicht! — dabey soll es bleiben; die Liebe soll mich nie beherrschen!

So sprach er. Allein Amor plagte ihn, weil er widerstehen wollte, und ängstigte ihn aufs heftigste. Endlich konnte er den Kampf nicht länger aushalten, warf sich auf die Erde, und schriee: Du hast gesiegt Amor! Hier liege ich zu deinen Füßen, rette den Deinigen! Rette den, der zu dir flieht! Verschmähe mich nicht, strafe

den Verwegenen nicht zu sehr! Ich war stolz, weil ich deine Macht nicht kannte. Doch itzt gieb mir nur die Anthia! Sey nicht nur dem Wiedersetzer hart, sondern sey auch dem Besiegten, ein wohlthätiger Gott! So betete er. Allein Amor blieb zornig, und sann drauf, die Verachtung zu rächen.

Anthia befand sich in einem eben so traurigen Zustande, den sie von ihren Sclavinnen zu verbergen suchte, sich im Bette aufrichtete, und zu sich selbst sagte: Was ist mir Elenden wiederfahren? ich, ein so junges Mädgen, liebe schon! — welche nie gefühlte Schmerzen quälen mich? Einem Mädgen sehr unanständige Empfindungen! — Der schöne, aber stolze Abrokomes hat mir diese tolle Leidenschaft eingeflößt — was wird das Ende des Leidens seyn? Dieser Geliebte ist stolz — ich bin ein mit Hütern umgebenes Mädgen — welchen Beystand soll ich nehmen? wem soll ich mein Leiden entdecken? Wo werde ich den Abrokomes sehen können?

So klagten beyde die ganze Nacht hindurch; beyder Seelen beschäftigten sich, ihnen des andern Bild vor Augen zu stellen.

Am folgenden Morgen ging Abrokomes seinen gewöhnlichen Uebungen nach; Anthia aber, die Göttin, ihrer Gewohnheit nach, anzubethen; allein beyder Gesundheit hatte durch diese Nacht sehr gelitten. Der Blick war traurig, die Gesichtsfarbe verändert.

In diesem Zustande blieben sie eine geraume Zeit; und es half ihnen nichts, daß sie sich täglich im Tempel der Göttin sahen, weil sie sich scheueten,

ten, sich gegen einander zu entdecken. Nur Abrokomes seufzte und weinte zuweilen sehr, und betete ängstlich, daß es das Mädgen hörte. Doch Anthia litt nicht nur eben so viel, als er, sondern ihr Zustand war noch trauriger; denn so oft sie gewahr ward, daß ihn ein Mädgen oder eine Frau ansahe, (und alle sahen auf ihn) konnte sie ihren Kummer nicht verbergen, weil sie befürchtete, er möchte auch einer andern gefallen.

Beyde brachten gemeinschaftliche Wünsche vor die Göttin, und beyden war ihr Anliegen verborgen, ob es gleich von einerley Art war.

Allein der Jüngling konnte es nicht lange ausdauern, sein ganzer Körper verwelkte, und sein Geist war niedergeschlagen; so daß sich Lykomedes und Themisto viel Kummer machten, weil sie nicht wußten, was ihm fehle; und doch aus dem was sie sahen, muthmaßten, daß ihm etwas begegnet sey.

Auch Megamedes und Euippe waren, der Anthia wegen, in gleicher Sorge, weil sie ihre Schönheit verwelken sahen, und doch keine Ursache dieses Uebels entdecken konnten. Man brachte endlich Wahrsager und Priester zu ihr, die ihre Krankheit heilen sollten. Diese Leute suchten, wie sie vorgaben, durch Opfer und Beschwörungen, gewisse Geister zu besänftigen, und sagten das Uebel käme von unterirdischen Göttern.

Auch Lykomedes opferte, des Abrokomes wegen, nebst seinen Leuten, und that Gelübde; man konnte aber keinen von beyden gesund machen, denn Amor entzündete sie immer mehr und mehr.

Beyder Zustand war gefährlich, und sie erwarteten ihren Tod, weil sie ihre Krankheit nicht offenbaren konnten. Endlich ließen die Eltern, die Götter um die Ursache der Krankheit, und um die Mittel zur Genesung befragen.

Der Tempel des Apollo zu Colophon ist nicht weit von Ephesus entfernt; es ist nur bis dahin eine Ueberfahrt von 80 Stadien. Die Abgeschickten von beyden Seiten, baten hier den Gott, ihnen die Wahrheit zu entdecken, und er gab ihnen hierauf eine gemeinschaftliche Antwort, in folgenden Worten:

Warum verlangt ihr der Krankheit Ende, und ihren Anfang zu wissen? Beyde fesselt ein Uebel.

Es wird sich enden. Ich sehe für sie schreckliche Leiden, und mühseliche Arbeiten! Beyde werden umher irren, die Wuth wird sie über das Meer verfolgen. In Banden werden sie arbeiten, bey Leuten am Meere. Beyder Brautbette wird ein Grab seyn. Ich sehe einen verzehrenden Scheiterhaufen, und an den Wässern des Nils, der Erretterin der heiligen Isis, köstliche Geschenke bringen. Doch haben sie nach dem Leiden ein besseres Schicksal.

Als dieser Orakelspruch nach Ephesus gebracht ward, setzte er die Eltern in große Verlegenheit, und sie konnten weder errathen, worinne das Uebel bestehe, noch den Ausspruch des Gottes begreifen. Denn er hatte weder Krankheit, Flucht, Bande, Grab und Feuer genau bestimmt, noch gesagt, welche Errettung der Göttin er meine.

Nach

Nach vielen Berathschlagungen beschlossen sie, den Orakelspruch so viel möglich zu mildern, und ihre Kinder mit einander zu verheurathen, (in der Meinung es werde von dem Orakel anbefohlen) nach der Hochzeit aber, sie auf einige Zeit auserhalb Landes zu schicken.

Schon war die Stadt voller Freudenmale. Alle bekränzten sich, und man sprach nur von der bevorstehenden Heurath. Abrokomes ward von allen glückselig gepriesen, daß er eine solche Frau, als die Anthia sey, bekäme, und sie, mit einem solchen Jünglinge verbunden zu werden.

Abrokomes freuete sich sehr, als er seine bevorstehende Verbindung mit der Anthia erfuhr, und ließ sich durch die Weissagung nicht schrecken; denn das gegenwärtige Glück, schien ihm alles Leiden zu versüßen. Eben so freuete sich auch die Anthia, daß sie den Abrokomes bekommen sollte, und verachtete die Entfernung von dem Vaterlande; und alle bevorstehende wiedrige Schicksale, weil sie an dem Abrokomes ihren Trost hatte.

Als nun die Zeit der Vermählung heran kam, wurden nächtliche Feste gehalten, und der Göttin viel Opfer gebracht; bey deren Vollbringung dem Abrokomes und der Anthia, alles zu lange zu währen schien. Das Mädgen ward endlich unter Fackeln, Hochzeitgesängen, und Glückwünschungen ins Schlafzimmer geführet, und ins Bette gebracht. Man hatte aber das Zimmer auf folgende Weise ausgezieret: Das goldene Bette war mit purpurfarbenen Matratzen beleget, und mit bunten babylonischen Vorhängen behangen. Auf

dem einen spielten die Amors, von welchen einige die Venus bedienten, (denn auch sie selbst war darauf gestickt) einige aber auf Straußen ritten, einige Kränze flochten, andere Blumen zutrugen. Auf dem andern befand sich Mars, nicht gewafnet, sondern für seine Geliebte, die Venus, geschmückt, und bekränzt, in einem Soldatenmantel, und Amor wieß ihm mit einer brennenden Fackel den Weg. In dieses Bette brachten sie die Anthia, und drauf den Abrokomes zu ihr, und verschlossen die Thüre.

Beyden begegnete einerley. Sie konnten weder etwas zu einander sagen, noch sich ansehen. Sie lagen da, für Vergnügen ganz außer sich, schamhaft, furchtsam, seufzend, erfreuet. Ihre Leiber zitterten, und ihre Seelen bebten. Endlich erholte sich Abrokomes und umarmte die Anthia. Sie aber weinte, und ihre Thränen gaben die Empfindungen ihrer Seele zu erkennen. O erwünschteste Nacht, sagte Abrokomes, die ich endlich erlangt habe, nachdem ich so viel Nächte elend gewesen bin! O Mädgen, süßer als das Licht, und glücklicher als alle die je genennet worden. Dein Liebhaber wird dein Mann seyn, mit dem du, als eine keusche Frau, leben und sterben wirst. Indem er dieses sagte, küste er Sie, und küste ihre Thränen auf, und die Thränen schienen ihm schmackhafter, als Necktar, und kräftiger für Schmerzen, als alle Arzeneyen zu seyn. Sie antwortete hierauf: Ja Abrokomes, ich scheine dir schön, und gefalle dir zunächst, nach deiner eigenen guten Bildung; allein wie lange hast du, un-

männ-

männlich, und schüchtern, die Zeit unsers Glücks aufgeschoben? wie lange hast du sie vernachlässiget? Ich schließe von meinem Leiden, auf das, was du erlitten hast. Siehe nimm meine Thränen auf, und dein schönes Haar trinke den Trank der Liebe. Wir wollen vereiniget, unsere Thränen mit einander vermischen, auch unsere Kränze mit unsern Thränen benetzen; damit auch die zugleich mit uns lieben. Als sie das gesagt hatte, küste sie sein ganzes Gesicht, legte sein Haar auf ihre Augen, nahm die Kränze ab, und heftete ihre Lippen mit Küssen auf seine Lippen an; und so theilte jedes, des andern Seele, seine Empfindungen durch Küsse mit. Indem sie aber seine Augen küste, sagte sie: Ihr habt mich oft betrübt, ihr habt meine Seele zuerst verwundet, doch so stolz ihr auch sonst waret, so habt ihr mir doch jetzt verliebet, einen guten Dienst geleistet, und der Liebe zu mir, den Weg in das Herz des Abrokomes gezeiget. Darum küsse ich euch vielmals, und drücke euch an meine Augen, die dem Abrokomes gedienet haben. Ihr sollt allezeit eben dasselbe sehen! Weder dem Abrokomes sollt ihr eine andere Schöne zeigen, noch mir soll ein anderer wohlgestalt scheinen. Ihr habt Seelen, die ihr entzündet habt, bewahret sie aber auch auf gleiche Weise! So sagte sie. Und nun genossen sie, in süßer Umarmung, der glückseligsten Ruhe.

Als es Tag geworden war, stunden sie sehr vergnüget auf, und waren frölich, daß sie nun ihr Verlangen erfüllet sahen. Nun war ihr ganzes Leben ein Festtag und Gastmal, und schon war

der Orackelspruch vergessen. Allein das Verhängniß hatte es nicht vergessen, und der Gott säumte sich nicht, was er für gut fand, zu vollziehen.

Die Eltern beschlossen kurz drauf, sie, ihrer vorher genommenen Abrede gemäß, aus der Stadt wegzuschicken. Sie sollten andere Länder und andere Städte besehen, und dadurch, daß sie einige Zeit von Ephesus entfernt lebten, dem Ausspruche des Gottes, so gut als möglich, Gnüge zu thun.

Alles ward ihnen zur Reise zubereitet. Große Schiffe und Schifsvolk waren zur Fahrt bereit, und alles nöthige ward eingeladen. Viele Kleider von mancherley Art; viel Silber und Gold, und ein unbeschreiblicher Ueberfluß an Lebensmitteln. Das ganze Volk brachte aber auch, vor der Abfahrt, der Diane Opfer, und Gebete, und alle weinten, als ob ihre gemeinschaftlichen Kinder sich entfernen sollten. Ihre Reise war nach Aegypten bestimmt.

Als nun der Tag zur Abreise kam, gingen viel Bediente und Mägde mit ihnen, und alle Ephesier, nebst vielen Fremden, begleiteten sie, mit Fackeln und Opfern aufs Schif. Unterdessen lagen Lykomedes und Themisto, welche die Erinnerung des Orakels, und die Entfernung ihres Sohns, aus dem Vaterlande quälte, ganz trostloß auf der Erde. Eben das litten auch Megamedes und Euippe, doch wurden sie getroster, als sie das Ende der Weißagung überlegten.

Schon lärmte das Schifsvolk, die Taue wurden loßgebunden, und der Steuermann hatte seinen Platz eingenommen, das Schif ward abgelassen,

sen, als man so wohl auf dem Ufer, als auch auf dem Schiffe, ein großes vermischtes Geschrey erhob. Jene schrieen: O geliebtesten Kinder, werden wir Eltern euch wohl noch einmal wiedersehen? und diese, O Eltern, werden wir euch wohl wieder bekommen? Man weinte und wehklagte.

Megamedes aber nahm den Becher, goß aus, und betete, daß es die im Schiffe hören konnten: O Kinder möchtet ihr doch glücklich seyn! Möchtet ihr doch den harten Drohungen des Orakels entfliehen, und errettet, wieder von den Ephesiern empfangen werden! Möchtet ihr doch das geliebte Vaterland wieder sehen! Sollte es aber anders kommen, so wisset, daß wir es nicht überleben werden. Wir senden euch einen zwar beschwerlichen, doch nothwendigen Weg; — Hier unterbrachen die Thränen seine Rede. Die Eltern gingen in die Stadt zurück, und das Volk sprach ihnen Muth zu.

Abrokomes und Anthia hielten einander umfaßt, im tiefen Nachdenken versenket. Sie bejammerten die Eltern, sehnten sich nach dem Vaterlande, fürchteten das Orakel, und hatten von ihrer Entfernung beunruhigende Vorstellungen. Der Gedanke aber, daß sie doch bey einander waren, tröstete sie. Weil sie denselben Tag günstigen Wind hatten, landeten sie bey Samus, einer der Juno geheiligten Insel, an. Sie opferten und speisten diesen Abend daselbst, und beteten die Göttin an. Mit anbrechender Nacht fuhren sie wieder ab, und hatten eine glückliche Fahrt.

Unter=

Unterweges sagten sie oft zu einander: Ob wir wohl stets mit einander leben werden? Einstmals seufzete Abrokomes sehr, indem er seinen gegenwärtigen Zustand überlegte. Anthia, sagte er die du mir lieber, als meine Seele bist, es wäre zwar unsere gröste Glückseligkeit, wenn wir beysammen erhalten würden; doch wenn es sollte bestimmt seyn, etwas zu leiden, und wenn wir, auf irgend eine Weise, sollten von einander getrennet werden? — Wir wollen einander schwören, Geliebteste, daß du mir getreu bleiben, und dich mit keinem andern Manne verbinden willst; und ich will auch mit keiner andern Frau leben. Als Anthia das hörete, schrie sie jämmerlich. Warum, sagte sie, Abrokomes, kannst du dir einbilden, als ob du Ursache hättest bekümmert zu seyn, daß ich, von dir getrennt, noch einen Mann nehmen würde; ich, die ich ohne dich nicht einen Augenblick leben will. Ich schwöre dir bey der Göttin unsers Vaterlandes, der großen Diana der Ephesier, bey diesem Meere, das wir überschiffen, und bey dem Gott, der uns so glücklicher Weise, gegen einander entzündet hat, daß ich, wenn du mir auch nur auf eine kurze Zeit, solltest entrissen werden, gar nicht leben, und auch die Sonne nicht anblicken mag. So sagte sie, und Abrokomes schwur auch, und die Zeit machte ihre Schwüre noch fürchterlicher.

Unterdessen ging das Schif vor Ko und Knidus vorbey und die große und schöne Insel der Rodier erschien ihnen, wo die Schiffer sagten, daß sie anlanden müßten; um sich so wohl mit Wasser

zu

zu versehen, als auch ein wenig auszuruhen; weil sie nun eine weite Fahrt vor sich hätten. Das Schif landete also zu Rodus an, und die Schiffer begaben sich ans Land. Auch Abrokomes führte die Anthia aus dem Schiffe.

Hier kamen alle Rodier zusammen, bewunderten die Schönheit dieser jungen Leute, und keiner, der sie sah, ging stillschweigend vorbey. Manche sagten, es kämen Götter in menschlicher Gestalt an, andere fielen vor ihnen nieder, und bezeugten ihnen ihre Achtung; und bald ward der Name des Abrokomes, und der Anthia, in der ganzen Stadt bekannt. Man that Gebete und Gelübde im Namen des Volkes an sie, opferte ihnen, und stellte ihrer Ankunft wegen, ein Fest an.

Sie aber besahen die ganze Stadt, stellten in dem Tempel der Sonne goldne Waffen auf, und schrieben zum Andenken ihrer Namen folgendes darauf: Diese goldene Rüstung haben dir hier, die Fremdlinge, Anthia, und Abrokomes, Bürger der ehrwürdigen Stadt Ephesus, aufgestellt. Wenig Tage drauf reisten sie, auf Antrieb der Schiffer, die sich nunmehro mit Lebensmitteln versorgt hatten, wieder ab, und das ganze Volk der Rodier begleitete sie.

Anfangs war ihnen der Wind günstig, und die Fahrt angenehm, und sie gelangten, nach Verlauf eines Tages, und einer Nacht, in die Aegyptische See. Des folgenden Tages ließ der Wind nach, die Stille der See, und die langsame

me Fahrt, machte das Schifsvolk leichtsinnig, daß sie sich dem Trunke ergaben, und diese Trunkenheit ward der Anfang der geweißagten Unglücksfälle.

Es traf sich, daß an der Rodischen Küste, Seeräuber, mit einem großen Kriegsschiffe, vor Anker lagen. Es war eine große Anzahl tapferer Leute, und sie stellten sich, als ob sie schwer beladen wären. Sie forschten aus, daß sich in dem Schiffe des Abrokomes, Gold und Silber, Sclaven, und andere kostbare Sachen, befanden; beschlossen also, sie zu überfallen, was sich ihnen widersetzte, nieder zu machen, die übrigen aber, nebst den Gütern, nach Phönicien zu führen und zu verkaufen.

Ihr Befehlshaber, mit Namen Korymbus war ein junger Mann, groß von Person, sein Blick fürchterlich, das Haar hing verworren herunter. Wie sie nun ihren Anschlag gemacht hatten, schiften sie Anfangs, bey dem Schiffe des Abrokomes, stille vorbey; endlich aber, um den Mittag, als das ganze Schifsvolk sich der Trunkenheit, und der Sorglosigkeit überlassen hatte, und der eine Theil schlief, der andere herum taumelte, machte des Korymbus Schiff, das sehr schnell segelte, Jagd auf sie, und die Räuber sprangen, als sie nahe genug waren, bewafnet, und mit entblößtem Degen, in ihr Schif. Da warfen sich manche für Entsetzen ins Meer, und kamen um, andere aber, die sich vertheidigen wollten, wurden nieder gemacht. Abrokomes und Anthia liefen auf den Korymbus zu, umfaßten sein Knie, und sagten: Hier hast du die Habseligkeiten,

ten, und auch uns, als deine Sclaven; nur schone unser Leben, und tödte die nicht, die sich freywillig deiner Gewalt unterworfen haben. Wir beschwören dich bey diesem Meere, bey deiner rechten Hand, führe uns, wohin du willt, verkaufe uns, deine Sclaven, nur erbarme dich unser, und übergieb uns einem einzigen Herrn.

Korymbus befahl, als er sie angehört hatte, mit Morden einzuhalten, und nachdem er das kostbarste der Beute, nebst dem Abrokomes, und der Anthia, und einigen wenigen Sclaven, in sein Schif hatte schaffen lassen, zündete er das Schif an, und alle übrigen verbrannten; weil er sahe daß alle mit fort zu führen, nicht möglich, und auch nicht rathsam sey.

Es war aber ein jämmerliches Schauspiel. Die auf dem Schiffe verbrennen sollten schrieen: Liebe Herrschaft wo werdet ihr hingeführet werden? welches Land wird euch aufnehmen? In welcher Stadt werdet ihr wohnen? Und die mit dem Kriegsschiffe fortgeführet wurden, riefen: O ihr Glückseligen! die ihr glücklich sterbet, ohne die Bande zu erdulden, ohne euch in räuberischer Dienstbarkeit zu sehen!

Unter denen, die verbrennen mußten, war ein alter Mann, der den Abrokomes erzogen hatte, dessen Ansehn ehrwürdig war, und dessen Alter Mitleiden einflößte. Der konnte es nicht ertragen, daß Abrokomes weggeführet ward, warf sich ins Meer, und schwamm dem Kriegsschiffe nach, es einzuholen. Wo verläßt du mich Kind? sagte er, den Alten, deinen Kindheitspfleger!

Wo=

Wohin gehest du Abrokomes? tödte mich unglückseligen selbst, und begrabe mich! Denn was ist mir das Leben, ohne dich? So schriee er; und als er keine Hofnung mehr sahe, den Abrokomes zu erreichen, übergab er sich den Wellen, und starb. Dieser Anblick war dem Abrokomes, unter allen, der jämmerlichste. Er streckte die Arme nach dem Alten aus, und bat die Räuber, ihn ins Schif zu nehmen. Die aber vollbrachten, ohne darauf zu achten, die Fahrt in drey Tagen, und landeten bey der Stadt Tyrus, in Phönicien an, wo sie ihre Wohnungen hatten; wiewohl sie nicht in die Stadt selbst kamen, sondern auf ein Landgut, das dem Obersten der Räuber, mit Namen Apsyrtus gehörte, dem Korymbus ums Lohn, und einem Theile der Beute diente.

Die beyden jungen Leute waren unterdessen sehr traurig, besorgten vieles, und unterredeten sich mit einander: schwuren auch, unaufhörlich das, was sie verabredet hatten, zu beobachten.

Zweytes Buch.

Abrokomes und Anthia lagen auf der Erde weinten und wehklagten. O Vater! schrieen sie, O Mutter! O geliebtes Vaterland! Freunde und Verwandte! Endlich richtete sich Abrokomes auf, und sagte: O wir elenden, was werden wir noch erdulden müssen. In einem barbarischen Lande, dem Muthwillen der Räuber übergeben. Nun fängt das Orackel an erfüllt zu werden. Der

Gott legt mir die Strafe meines Stolzes auf. Was soll mir das Leben, wenn mir meine Anthia geraubt wird? Wir wollen sterben, Abrokomes, sagte Anthia; Wir werden nach dem Tode mit einander vereiniget seyn, und nichts wird uns da mehr quälen.

Unterdessen sie diesen Entschluß fasten, hatte Apsyrtus der Räuber Oberster gehört, daß Korymbus mit seinen Leuten angekommen sey, und daß er viele und seltene Sachen mit gebracht habe. Er kam also auf das Landgut, sahe den Abrokomes, und die Anthia, erstaunte über ihre Schönheit, und foderte sie, weil er sie von großen Werthe hielt. Die übrigen Güter und Habseligkeiten vertheilte er unter den Korymbus, und die übrigen Räuber. Korymbus überließ zwar den Abrokomes und seine Geliebte, dem Apsyrtus sehr ungerne, allein er muste es thun, und ging fort. Apsyrtus nahm den Abrokomes, die Anthia, nebst zwey Sclaven den Leukon, und die Rode, mit sich, und brachte sie nach Tyrus.

Ihr Zug durch die Stadt machte großes Aufsehen. Alle bewunderten ihre Schönheit, und die Barbaren, die nie so etwas wohlgestaltes gesehen hatten, meinten, es wären Götter, und priesen den Apsyrtus glücklich, daß er solche Sclaven besaß. Der führte sie in sein Haus, und übergab sie einem getreuen Sclaven, mit dem Befehle, Sorgfalt für sie zu haben, weil er hofte, sie um einen guten Preiß zu verkaufen, wenn er sie nach Würden anbringen könnte. In diesen Umständen war nun Abrokomes mit der Anthia, als Apsyrtus sich

wenig Tage drauf, eines andern Geschäftes wegen nach Syrien begab.

Unterdessen verliebte sich seine Tochter Manto in den Abrokomes. Sie war schön und völlig erwachsen, doch lange nicht so schön wie Anthia. Sie ward durch den steten Umgang mit ihm, gefesselt, ihr Zustand war ihr unerträglich, sie wuste aber nicht, was sie machen sollte, denn sie wagte es weder, ihr Anliegen dem Abrokomes, weil er eine Frau hatte, zu entdecken, und sie nicht hofte, ihn zu überreden; noch konnte sie sich entschließen, einem ihrer Leute etwas davon zu sagen, aus Furcht vor dem Vater. Doch diese Schwierigkeiten entzündeten sie noch mehr, und sie befand sich sehr übel. Weil sie nun ihr Leiden nicht länger dulden konnte, so beschloß sie, es der Rode, die mit der Anthia aufgewachsen war, als einem Mädgen, von ihrem Alter, zu entdecken. Denn sie hofte, die werde ihr in ihrer Leidenschaft Beystand leisten. Sie ergrif also eine bequeme Zeit, führte das Mädgen in des Vaters Hauskapelle, und bat sie, sie nicht zu verrathen; nahm auch einen Schwur von ihr. Drauf entdeckte sie ihr, ihre Liebe gegen den Abrokomes, bat sie, ihr hierinne beyzustehen, und versprach ihr große Belohnungen, wenn sie es thäte. Wisse aber, setzte sie hinzu, daß du meine Sclavin bist, und daß du den Zorn einer beleidigten Barbarin erfahren kannst. Als sie das gesagt hatte, schickte sie die Rode fort.

Dieses Mädgen war in großer Angst und Verlegenheit. Denn es dem Abrokomes vorzutragen ließ ihre Liebe zur Anthia nicht zu, und gleichwohl fürch-

fürchtete sie sich sehr für dem Zorn der Barbarin. Es schien ihr also das beste zu seyn, wenn sie die Sache mit dem Leukon überlegte. Unter diesen beyden war eine sehr genaue Vertraulichkeit entstanden, und sie lebten schon in Ephesus bey einander. Als sie nun mit ihm allein war, sagte sie zu ihm: O Leukon nun sind wir gänzlich verloren. Wir werden nun die Gespielen unserer Kindheit nicht länger bey uns haben. Die Tochter unsers Herrn liebt den Abrokomes heftig, und drohet, uns schrecklich zu behandeln, wenn ihr Verlangen nicht erfüllt wird. Siehe nun, was zu thun ist! denn es ist gefährlich, einer Barbarin etwas abzuschlagen; und den Abrokomes von der Anthia abzuziehen, ist unmöglich. Als das Leukon hörte, weinte er sehr, erwartete die traurigsten Folgen dieser Sache, und sagte, als er sich ein wenig gefaßt hatte: Rode schweig, ich will für alles sorgen. Er ging hierauf zum Abrokomes, der an nichts dachte, als die Anthia zu küssen, und von ihr geküst zu werden, mit ihr zu schwatzen, und sie sprechen zu hören. Als Leukon zu ihnen kam, fragte er: Nun was machen wir, Gespielen? Was rathen wir Mitsclaven? Abrokomes du scheinst deiner Gebieterin schön. Apsyrtus Tochter ist sehr von dir eingenommen, und es ist gefährlich einem barbarischen Mädgen etwas zu versagen. Ueberlege also was zu thun ist, und rette uns alle, überlaß uns nicht dem Zorne unserer Gebieterin.

Abrokomes ward, als er das hörte, sehr zornig, sahe den Leukon steif an, und sagte: O du

Bösewicht, barbarischer, als die Phönicier hier! du hast es gewagt, so zu mir zu sprechen, und mir, in Beyseyn der Anthia, von einem andern Mädgen vorzusagen. Bin ich gleich ein Sclav, so weiß ich doch meinen Versprechungen treu zu seyn. Mein Körper ist in anderer Gewalt, allein meine Seele ist frey! Manto mag, wenn sie will, mit Dolchen und Fesseln, und Feuer, und mit allem drohen, was nur der Körper eines Sclaven leiden kann; nichts soll mich überreden, der Anthia freywillig Unrecht zu thun. So sagte er. Anthia aber verstummte über dieses Unglück. Endlich, als sie sich mit Mühe erholt hatte, sagte sie: Ich habe zwar deine Zärtlichkeit Abrokomes, und glaube, von dir sehr geliebt zu werden, aber ich bitte dich, Herr deiner und meiner Seelen! opfere dich nicht selbst auf, und ziehe dir nicht den Zorn einer Barbarin zu. Willige in das Verlangen der Gebieterin; ich will dir nicht im Wege seyn, sondern mir selbst das Leben nehmen! Nur das bitte ich dich, begrabe mich selbst, küsse die erblaßte Anthia, und erinnere dich ihrer! Diese Reden schmerzten den Abrokomes noch mehr, und er wußte keinen Rath, was er anfangen sollte?

In solchem Zustande befanden sich nun beyde Liebende. Allein Manto, der die Rode zu lange außen blieb, konnte nicht länger warten, sondern schrieb an den Abrokomes folgendes:

Den schönen Abrokomes grüßet seine Gebieterin. Manto liebt dich, ihre Leidenschaft ist ihr nicht länger erträglich. Was ich jezt thue, ist vielleicht einem Mädgen unanständig, es ist aber

doch

doch einer Verliebten nothwendig. Ich bitte dich, verschmähe mich nicht, und beschimpfe die nicht, die dich erwählt hat. Denn wenn du mir gehorchest, so will ich meinen Vater überreden, daß er uns mit einander verheurathet; deine jetzige Frau wollen wir aus dem Wege räumen, und du wirst reich und glücklich seyn. Wenn du aber widersprichst, so bedenke, welche Strafe du von der, die du beschimpft hast, erdulden wirst, wenn sie sich selbst Rache schaffet, und wie es deinen Mitgenossen, die dir gerathen haben, ergehen wird.

Diesen Brief besiegelte sie, gab ihn einer ihrer Mägde, einer Barbarin, und befahl ihr, ihn dem Abrokomes zu bringen. Der nahm und laß ihn. Alles was sie ihm geschrieben hatte, war ihm ärgerlich, die Stelle von der Anthia aber schmerzte ihm am meisten. Er behielt den Brief, schrieb eine Antwort, und gab sie der Magd. Seine Antwort war folgende:

Gebieterin, thue was dir gefällt! Behandle den Körper deines Knechtes, wie du willst. Willst du mich auch tödten, ich bin bereit; foltere mich, wie du willst! In dein Bette werde ich nie kommen, noch deinem Befehle gehorchen.

Manto gerieth, als sie dieses gelesen hatte, in unmäßigen Zorn. Neid, Eifersucht, Traurigkeit, und Furcht, vermischten sich bey ihr, und sie sann drauf, wie sie sich an dem Stolzen rächen möchte. Als dieses vorging kam Apsyrtus aus Syrien zurück, und brachte seiner Tochter einen Bräutigam mit, der Möris hieß. Doch so bald er angekommen war, ersann die Manto eine List

wieder den Abrokomes. Sie ging mit herunter hangenden Haaren, und zerrissenem Kleide, zu dem Vater, warf sich ihm zu Füßen, und schrie: O Vater, erbarme dich deiner Tochter, die ein Sclav gemißhandelt hat. Der keusche Abrokomes hat es versuchet, mich um meine Ehre zu bringen, und noch dazu beschlossen, dir zu sagen, daß er mich liebe. Du wirst ihm aber für solche große Frechheit die gehörige Strafe ertheilen! Oder wolltest du deine Tochter deinem Sclaven zur Ehe geben, so würde ich mir eher das Leben selbst nehmen.

Apsyrtus glaubte, daß sie die Wahrheit sage, und untersuchte die Sache nicht weiter, sondern ließ gleich den Abrokomes holen. O du toller schändlicher Mensch, sagte er zu ihm, du hast es gewagt, deine Herrschaft zu beschimpfen, und hast als ein Sclav, eine Jungfer verführen wollen. Allein du sollst dich nicht freuen, denn ich werde dich zu bestrafen, und so zu behandeln wissen, daß andere Sclaven ein Beyspiel daran nehmen können. Hierauf, hörte er keine Entschuldigung an, sondern befahl den Sclaven, dem Jüngling das Kleid herunter zu reißen, Feuer und Ruthen zu holen, und ihn damit zu hauen. Es war ein erbärmlicher Anblick. Diese Strafe verunstaltete den ganzen Körper, der solcher knechtischen Martern nicht gewohnt war. Das Blut floß herunter, und die Schönheit verschwand. Er ward auch mit Feuer gequält, und in fürchterliche Feßeln gelegt, denn Apsyrtus ließ ihn vornehmlich darum so sehr martern, damit sein Schwiegersohn sehen sollte, was er für ein keusches Mädgen bekäme.

Als das geschah lag Anthia vor Apsyrtus Füßen, und bat für ihren Geliebten. Der aber sagte: Er muß auch deinetwegen noch mehr gestraft werden, weil er dich beleidiget hat, und eine andere liebet, da er doch eine Frau hat. Drauf befahl er, daß man ihn in ein finsteres Behältniß einsperrte.

Abrokomes lag also gebunden, in einem Kerker, und sein größter Gram war, daß er die Anthia nicht sahe. Er suchte sich auf irgend eine Weise das Leben zu nehmen, konnte aber keine Gelegenheit dazu finden, weil er gar zu sehr bewachet ward.

Apsyrtus vollzog seiner Tochter Hochzeit, die viele Tage lang gefeyert ward. Anthia war ganz Traurigkeit, besuchte den Abrokomes heimlich, so oft sie von den Wächtern des Gefängnisses Erlaubniß erhalten konnte, und beklagte sein Unglück. Als nun alles zur Abreise nach Syrien bereitet war, ließ Apsyrtus seine Tochter mit vielen Geschenken von sich. Er gab ihr babylonische Kleider, einen großen Ueberfluß an Gold und Silber, auch die Anthia, die Rode, und den Leukon mit.

Als Anthia erfuhr, daß sie mit der Manto nach Syrien sollte, ging sie, so bald sie konnte, ins Gefängniß, und sagte zum Abrokomes, indem sie ihn umarmte: Geliebtester, ich werde nach Syrien geführt; ich bin der Manto geschenkt worden, und werde den Händen dieser Eifersüchtigen überliefert. Du aber bleibst im Kerker, stirbst jämmerlich, und hast keinen Menschen, der für dei-

deinen todten Körper Sorge trägt. Allein ich schwöre dir, bey unserm Dämon, daß ich dir im Leben und im Tode treu bleiben will. Als sie das gesagt hatte, fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn, küßte die Fesseln, legte sie vor seine Füße, und verließ endlich den Kerker wieder. Er aber warf sich auf die Erde, seufzete, weinte, und schrie: O liebster Vater, o Mutter Themisto! Wo ist jene in Ephesus eingebildete Glückseligkeit? Wo sind nun die prächtigen, die von allen angeschaueten, die schöne Anthia und Abrokomes! Sie geht als eine Gefangne, in ein weitentferntes Land, mir aber wird mit ihr, mein einziger Trost geraubt, und ich werde als ein Unglückseliger, einsam im Kerker sterben.

Als er das gesagt hatte, überfiel ihn der Schlaf. Und ihm träumte, daß er seinen Vater Lykomedes sähe, wie er in einem schwarzen Kleide, auf dem ganzen Erdboden und auf dem Meere herum irrte, hernach in sein Gefängniß kam, seine Bande auflößte, und ihn herausführte. Er selbst aber ward zu einem Pferde, und verfolgte ein anderes Pferd. Endlich fand er es, und es ward ein Mensch daraus. Ueber dieses Gesicht sprang er auf, und faste ein wenig Hofnung. Er blieb also im Kerker eingesperrt. Anthia aber ward, nebst der Rode, und dem Leukon, nach Syrien geführt. Als nun Manto, nebst ihrem Gefolge, nach Antiochien, wo Möris wohnte, kam, war sie bedacht, Rache an der Rode auszuüben. Sie haßte aber auch die Anthia. Deswegen befahl sie alsobald, daß Rode und Leukon, auf ein Schiff

gesetzt,

gesetzt, und in ein weit von Syrien entferntes Land verkauft würden. Die Anthia aber beschloß sie mit einem Sclaven zu verheurathen, und zwar mit einem, von den niedrigsten, mit einem ungesitteten Ziegenhirten; weil sie den Abrokomes dadurch aufs empfindlichste zu strafen glaubte. Sie ließ daher den Ziegenhirten, mit Namen Lampon holen, übergab ihm die Anthia, und befahl ihm, sie zur Frau zu nehmen, und sollte es auch mit Zwange geschehen müssen.

Anthia ward also aufs Land geführt, um bey den Ziegenhirten zu wohnen. Als sie nun da angekommen waren, wo Lampon die Ziegen hütete, fiel sie ihm zu Fuße, und bat ihn, sich ihrer zu erbarmen, und sie zu schonen. Sie erzählte ihm, wer sie sey, ihre vornehme Herkunft, und ihres Mannes Gefangenschaft. Lampon ward durch diese Erzählung zum Mitleiden bewegt, schwor, sie unbefleckt zu bewahren, und bat sie, getrost zu seyn.

Sie war nun auf dem Lande, bey dem Ziegenhirten, und beweinte den Abrokomes unaufhörlich. Apsyrtus aber durchsuchte die Kammer, in welcher sich Abrokomes, vor seiner Bestrafung, aufgehalten hatte, und fand den Brief der Manto an den Abrokomes; las ihn, und erkannte, daß er den Abrokomes mit Unrecht bestraft hatte. Drauf befahl er sogleich, daß er von den Fesseln befreyet, und vor ihm gebracht würde. Dieser Elende, der so viel erlitten hatte, fiel dem Apsyrtus zu Fuße; der ihn aber aufrichtete, und sagte: Sey getrost, Kind, ich habe dich, verführt von

meiner Tochter Anklage, mit Unrecht verurtheilt; allein itzt endige ich deine Knechtschaft, und mache dich frey. Ich gebe dir Gewalt über mein Haus, und will dir eine Frau, von den Töchtern unserer Bürger geben. Vergiß das Geschehene, denn ich habe dir nicht gerne Unrecht gethan. So sprach Apsyrtus, und Abrokomes sagte: Ich danke dir, Herr, daß du die Warheit erforscht hast, und meine Tugend belohnest.

Nun freueten sich alle im Hause, und dankten dem Herrn, des Abrokomes wegen. Er aber war wegen der Anthia in großer Angst, und dachte oft bey sich selbst; was hilft mir die Freyheit, was Reichtum, was die Aufsicht über die Güther des Apsyrtus! Hier mag ich nicht seyn! Ich will sie aufsuchen, sie mag leben oder tod seyn! In solchem Gemüthszustande besorgte er zwar die Angelegenheiten des Apsyrtus, sann aber dabey stets darauf, wenn, und wo er die Anthia finden möchte.

Unterdessen waren Leukon und Rode nach Lycien in die Stadt Xanthus, die etwas vom Meere entfernt war, gebracht, und daselbst an einem alten Manne verkauft worden, der sehr viel Sorgfalt für sie hatte, und sie, weil er ohne Kinder war, für seine Kinder ansahe. Hier lebten sie zwar in allem Ueberflusse, grämten sich aber doch, daß sie den Abrokomes, und die Anthia nicht sahen.

Anthia lebte einige Zeit bey dem Ziegenhirten, und Möris der Manto Mann, der oft in diese Gegend kam, ward heftig in sie verliebet. Anfangs

fangs versuchte er seine Liebe zu verbergen, endlich aber entdeckte er sie dem Ziegenhirten, und versprach ihm viel, wenn er verschwiegen wäre. Der versprach zwar dem Möris, was er haben wollte, weil er sich aber vor der Manto scheuete, ging er zu ihr, und gab ihr von ihres Mannes Liebe Nachricht.

Manto ward darüber sehr zornig. Bin ich nicht die unglückseligste, unter allen Weibern, sagte sie, daß ich diese Elende mit mir schleppe, die mich schon vorher, in Phönicien, um einen Geliebten gebracht hat; und itzt bin ich gar in Gefahr durch sie den Mann zu verliehren. Allein Anthia mag sich nicht freuen, daß sie dem Möris gefällt, ich werde Rache an ihr ausüben, auch noch für die Beleidigung in Tyrus. Damit beruhigte sie sich, und als ihr Mann nicht zu Hause war, ließ sie den Ziegenhirten wieder zu sich kommen, und befahl ihm, die Anthia in ein dickes Gebüsch zu führen, und daselbst zu tödten, und versprach, ihn dafür zu belohnen.

Der Hirte, den das Mädgen jammerte, sich aber vor der Manto fürchtete, sagte der Anthia, was ihm befohlen worden. Die weinte und wehklagte: O unglückliche unnöthige Schönheit, sagte sie, du bist unser beyder Verderben! Abrokomes ist zu Tyrus gestorben, und ich sterbe hier. Doch ich bitte dich, Hirte, der du bis jetzt fromm gewesen bist, wenn du mich getödtet hast, so wirf von der dabey liegenden Erde, etwas auf mich, drücke mir die Augen zu, und indem du mich begräbest, rufe unaufhörlich: Abrokomes! Dieses Grab

könnte mir vielleicht mit dem Abrokomes glücklich werden! So sagte sie. Der Hirte aber ward mitleidig, und überlegte, daß er gottlos handeln würde, wenn er ein so schönes Mädgen, das nichts böses gethan hätte, umbringen wollte. Es war ihm also nicht möglich, sie zu tödten, sondern er sagte zu ihr: Anthia, du weist, daß unsere Frau, die Manto, mir befohlen hat, dir das Leben zu nehmen, allein ich fürchte die Götter, und deine Schönheit dauert mich. Ich will dich lieber, weit von diesem Lande entfernt, verkaufen, damit Manto nicht erfährt, daß ich dich nicht getödtet habe, und mich ins Unglück bringt. Anthia umfaste hierauf sein Knie, und sagte mit Thränen: Ihr Götter, und du Diane meines Vaterlandes, vergeltet diesem Hirten seine Wohlthaten! drauf ermahnte sie ihn, sie zu verkaufen. Er brachte sie also in den Hafen, und als er daselbst Kaufleute von Cilicien fand, verkaufte er sie, und ging mit dem erhaltenen Gelde, wieder in sein Dorf zurück.

Die Kaufleute begaben sich mit der Anthia zu Schiffe, und fuhren die folgende Nacht nach Cilicien zu. Der wiedrige Wind hielt sie aber auf, und als das Schiff zerscheiterte, retteten sie sich mit Mühe auf einem Brete, daß sie den Strand erreichten; und so ward auch Anthia erhalten.

An diesem Orte war ein dicker Wald, und als sie daselbst des Nachts herum irrten, fielen sie dem Räuber Hyppothous, und seinen Leuten, in die Hände.

Während der Zeit das hier geschahe, kam ein Sclav aus Syrien, von der Manto, mit einem Briefe, bey ihrem Vater dem Apsyrtus an. Sie schrieb aber folgendes:

Du hast mich in ein fremdes Land verheurathet, und ich hatte der Anthia, die du mir nebst andern Sclaven schenktest, und die mir viel böses erwies, befohlen, auf dem Lande zu wohnen. Doch der saubere Möris, der sie immer sahe, verliebte sich in sie, welches ich nicht ertragen konnte, den Ziegenhirten zu mir kommen ließ, und ihm befahl, sie in irgend einer syrischen Stadt zu verkaufen.

Als Abrokomes das hörte, war es ihm nicht mehr möglich zu bleiben, sondern er ging, ohne daß es Apsyrtus oder sonst jemand im Hause gewahr ward, fort, die Anthia aufzusuchen; und als er in das Dorf kam, wo sie bey dem Ziegenhirten gelebt hatte, führte er den Lampon an den Strand, und fragte ihn, ob er etwas von dem Mädgen aus Tyrus wüßte. Da sagte ihm der Hirte so gar, daß sie Anthia geheißen, und erzählte ihm ihre Heurath, wie fromm er sich gegen sie bezeigt habe; die Liebe des Möris, was er, in Ansehung ihrer, für Befehle bekommen, und ihre Reise nach Cilicien; setzte auch noch hinzu, wie das Mädgen, einen gewissen Abrokomes, unaufhörlich erwähnt habe.

Doch Abrokomes gab sich ihm nicht zu erkennen, sondern begab sich, mit Anbruche des Tages, auf den Weg nach Cilicien, weil er die Anthia dort zu finden hofte.

Hyppothous und seine Leute schmausten die Nacht hindurch. Des folgenden Morgens aber machten sie Anstalten zu einem Opfer. Alles war bereitet. Die Bilder des Mars, Holz, und Kränze. Das Opfer sollte auf die gewöhnliche Weise geschehen. Man hing nämlich das bestimmte Opfer, es mochte nun ein Thier oder Mensch seyn, an einen Baum auf, und schoß aus der Ferne, mit Wurfspießen nach ihm. Welche nun trafen, deren Opfer meinten sie, wolle Gott annehmen; die aber nicht trafen, die mußten den Gott wieder versöhnen.

Auf diese Weise sollte auch Anthia geopfert werden. Doch als alles fertig war, und sie das Mädgen aufhängen wollten, ward ein Lerm aus dem Walde, und ein Getöse von Menschen gehört. Perilaus, einer der vornehmsten in Cilicien, der dafür zu sorgen hatte, die Ruhe im Lande zu erhalten, kam dahin, überfiel die Räuber, mit einer ansehnlichen Mannschaft, tödtete viele, und nur wenige blieben leben, die er mit sich nahm. Nur der einzige Hyppothous entfloh mit den Waffen.

Auch die Anthia nahm Perilaus mit sich, und als er hörte, was ihr für ein Schicksal bestimmt gewesen war, ging es ihm nahe. Doch sein Mitleiden ward der Anfang eines großen Unglücks für die Anthia.

Er brachte sie nebst den gefangnen Räubern nach Tarsus, einer Stadt in Cilicien; und weil er das Mädgen immer sahe, so entstand dadurch in ihm eine Liebe, die ihn nach und nach zu ihren

Gefangnen machte. Als sie nun nach Tarsus kamen, übergab er die Räuber dem Kerker, die Anthia aber verpflegte er, denn er hatte weder Frau noch Kinder, und ein großes Vermögen. Er sagte der Anthia, sie sollte ihm alles werden; Frau, Gebieterin, und Kind. Sie wiedersetzte sich Anfangs, als sie aber nicht wußte, was sie machen sollte, da er ihr sehr heftig anlag, und sie fürchten mußte, er möchte ihr Gewalt anthun, versprach sie zwar, sich mit ihm zu verbinden, bat ihn aber, nur noch die kurze Zeit von 30 Tagen zu warten, und ihre Tugend nicht zu kränken. Sie bediente sich allerley Vorwände, wodurch er sich überreden ließ, und ihr schwor, sie, bis zur Vermählung heilig zu bewahren.

Sie befand sich also bey dem Perilaus zu Tarsus, und erwartete die zur Heurath bestimmte Zeit. Abrokomes aber war auf dem Wege nach Cilicien und traf nicht weit von einer Räuberhöle (denn er hatte sich von dem rechten Wege verirrt,) den bewafneten Hyppothous an; der, so bald er ihn sahe, auf ihm zuging, sich gegen ihn freundlich bezeigte, und ihn bat, sein Reisegefährte zu werden. Du magst seyn, wer du willst, mein Kind, sagte er zu ihm, ich sehe, daß du ein schönes und männliches Ansehn hast; ohne Zweifel hat dich ein erlittenes Unrecht auf diesen Irrweg gebracht. Wir wollen Cilicien verlassen, und nach Kappadocien und an den Pontus gehen; da sagt man, wohnen wohlhabende Leute. Abrokomes gehorchte dem Zudringen des Hyppothous, sagte aber nichts davon, daß er die Anthia suchte, und

sie schworen, mit einander zu arbeiten, und einander beyzustehen; doch hofte Abrokomes bey dem vielen Herumschweifen die Anthia anzutreffen.

Noch vor Abend gingen sie wieder in die Höle zurück, um zu sehen, ob da noch etwas anzutreffen sey; und sie erquickten sich, nebst ihrem Pferde, denn Hyppothous hatte sein Pferd im Walde verborgen gehabt.

Drittes Buch.

Des folgenden Tages verließen sie Cilicien, und richteten ihren Weg nach der großen und schönen Stadt Mazakus in Kappadocien; denn Hyppothous meinte sich daselbst muntere junge Leute anzuwerben, um wieder eine Räuberbande errichten zu können. Sie gingen durch große Dörfer, wo sie einen großen Ueberfluß an allen Lebensmitteln fanden. Denn weil Hyppothous die Landessprache verstand, begegneten ihm alle, als einem Freunde. Den Weg nach Mazakus legten sie in zehn Tagen zurück, wo sie sich in einem Hause, nahe am Thore, aufhielten, und sich vornahmen, einige Tage auszuruhen.

Hier erzählte Abrokomes dem Hyppothous, daß er von Ephesus sey, ein Mädgen geliebt, und geheurathet habe; ferner erzählte er ihm von dem Orakelspruche, der Entfernung aus dem Vaterlande, den Räubern, dem Apsyrtus, der Manto, dem Gefängnisse, der Flucht, dem Hirten, und der Reise nach Cilicien. Da sahe ihn Hyppothous an, und sagte: Erwähnte ich es nicht vor kurzen,

daß

daß ich, ehe meine Bande gefangen ward, ein vor der Höle herum irrendes Mädgen angetroffen hätte? Sie war von deinem Alter, nennte sich auch aus eben derselben Stadt. Mehr aber habe ich von ihr nicht erfahren. Sie sollte dem Mars geopfert werden, und alles war schon dazu bereit, als uns unsere Verfolger überfielen. Ich entfloh zwar, weiß aber nicht, was mit ihr geworden ist. Sie war sehr schön, Abrokomes, und schlecht gekleidet; hatte blondes Haar, und angenehme Augen —

Du hast meine Anthia gesehen! unterbrach ihn Abrokomes. Wo ist sie wohl hingeflohen? Welches Land besitzt sie? Wir wollen nach Cilicien gehen! Wir wollen sie dort suchen! Sie kann nicht weit von dem Orte entfernt seyn, wo die Räuber waren. Kränke mich nicht, laß uns dahin gehen, wo wir die Anthia finden können!

Hyppothous versprach es zu thun, setzte aber hinzu, es sey nöthig, einige Leute zur Sicherheit des Weges mit zu nehmen.

Währender Zeit sie nun überlegten, wie sie aufs eiligste zurück nach Cilicien kommen möchten, waren die von der Anthia erbetenen dreyßig Tage verflossen, Perilaus ließ Anstalten zur Vermählung machen, und Opferthiere von seinen Landgütern herbeyführen. Auch viele Bürger feyerten der Anthia Vermählungsfest mit.

Doch zu eben der Zeit, als Anthia von der Räuberbande genommen, und nach Tarsus gebracht

bracht worden war, kam ein alter Mann aus Ephesus, der ein Arzt war, und Eudoxus hieß, daselbst an. Er war auf der Reise nach Egypten durch Schiffbruch dahin verschlagen worden. Dieser Eudoxus ging zu den vornehmsten Leuten umher, bat einige um Kleider, andere um Geld, und erzählte allen, was ihm begegnet war. Als er nun zum Perilaus kam, und ihm sagte, er sey ein Ephesier und Arzt, meinte Perilaus der Anthia eine Freude zu machen, wenn er ihr einen Landsmann zeigte, und führte ihn zu ihr. Sie empfing ihn freundlich, und fragte, ob er ihr etwas von den ihrigen sagen könne? Er wußte aber gar nichts, weil er schon lange von Ephesus entfernt gewesen war. Anthia sahe ihn demungeachtet gerne, er kam zuweilen zu ihr, und sie gab ihm Lebensunterhalt; er bat sie aber unabläßig, ihm wieder nach Ephesus zu verhelfen, weil er vielleicht dort Frau und Kinder hatte.

Als nun alle Anstalten zur Vermählung getroffen waren, und der bestimmte Tag erschien, bereitete man eine köstliche Abendmahlzeit zu, und schmückte die Anthia als eine Braut. Sie hatte Tag und Nacht geweint, und Abrokomes war ihr stets vor den Augen. Ihre Gedanken waren mit mancherley Gegenständen beschäftiget: mit ihrer Liebe, den Schwüren, dem Vaterlande, den Eltern, dem Zwange zu heurathen — und sie ergrif die Zeit, wenn sie allein war, riß sich das Haar aus, und schriee: O ich ungerechte, ich böse, wie

wenig

wenig vergelte ich dem Abrokomes ein gleiches! Der, um mein Mann zu bleiben, erlitt Fesseln und Marter, und ist vielleicht gestorben! ich aber vergesse das alles, und will unglücklich heurathen. Man wird mir das Brautlied singen, und ich werde in des Perilaus Bette kommen. — Doch, o geliebtester meiner Seelen, mein Abrokomes! betrübe dich meinetwegen nicht; denn nie werde ich dich freywillig beleidigen — ich werde als deine Verlobte sterben.

Als sie das gesagt hatte, und der Ephesier Eudoxus zu ihr kam, führte sie ihn in ein etwas entfernteres Zimmer, fiel vor ihm nieder, und bat ihn, nichts von dem was sie ihm sagen würde zu entdecken, beschwor ihn auch bey der Göttin ihres Vaterlandes, der Diane, ihr in allen, warum sie ihn bitten würde, beyzustehen. Eudoxus hob sie auf, ermahnte sie, weil sie sehr weinte, getrost zu seyn, und schwor ihr, alles zu thun. Da erzählte sie ihm ihre Liebe zum Abrokomes, und wie sie ihm die Treue geschworen hatte. Könnte ich nun, setzte sie hinzu, den Abrokomes, noch im Leben, lebendig, wieder bekommen, oder unbemerkt von hier entfliehen, so würde ich drauf denken, wie es anzufangen wäre; da er aber gestorben ist, das Entfliehen mir unmöglich ist, und ich doch in die bevorstehende Heurath nicht willigen kann, (denn mein Versprechen, das ich dem Abrokomes gethan habe, werde ich nie brechen, noch die Schwüre geringe achten) so sey du mein

Beystand! Schaffe mir Gift, das mich Unglückselige von meinem Elende befreyet. Die Götter, die ich deinetwegen, vor meinem Tode noch oft anrufen will, werden dich dafür belohnen. Ich selbst will dir Geld geben, und auch Anstalten zu deiner Abreise machen. Du wirst, ehe man etwas erfährt, zu Schiffe gehen und nach Ephesus abfahren können. Kömmst du dahin, so suche meine Eltern, den Megamedes, und die Euippe auf, und melde ihnen mein Ende, und alles was mir, seit meiner Entfernung vom Hause, begegnet ist. Sage, daß Abrokomes verloren worden! Drauf fiel sie ihm zu Fuße, und bat, sich nicht zu weigern, sondern ihr Gift zu geben. Dann holte sie zwanzig Minas in Silber, und ihre Halsbänder, (denn sie hatte an allen Ueberfluß, weil des Perilaus ganzes Vermögen in ihrer Gewalt war) und gab sie ihm.

Eudoxus überlegte mancherley bey sich selbst. Das Mädgen und ihr Unglück jammerte ihn, und zur Reise nach Ephesus, und dem Gelde, war er sehr begierig; er versprach also, überwunden von den Geschenken, ihr Gift zu geben, und ging fort es zu holen.

Unterdessen weinte Anthia sehr, beklagte ihre Jugend, und war betrübt, daß sie vor der Zeit sterben müsse, rief auch oft den Abrokomes, als ob er gegenwärtig wäre. Eudoxus kam bald wieder, und brachte nichts tödtendes, sondern einen Schlaftrunk, damit sie keinen Schaden litte, er selbst aber Reisegeld bekäme und sich retten könnte.

Anthia nahm das Pulver, dankte ihm sehr dafür, und ließ ihn gehen. Er begab sich sogleich zu Schiffe und fuhr ab; sie aber suchte eine bequeme Zeit das Gift zu trinken. Es war bereits Nacht geworden, das Brautzimmer zubereitet, und es kamen die dazu bestellt waren, die Anthia hinein zu führen. Sie ging, wiewohl ungerne und weinend, aus ihrem Zimmer, mit dem in der Hand verborgenen Pulver, und als sie sich dem Schlafzimmer näherte, stimmten die Freunde das Brautlied an. Sie aber klagte, und weinte, und sagte bey sich selbst: Vorher ward ich meinem Verlobten, dem Abrokomes, zugeführt; das Feuer der Liebe ging vor uns her, und das Brautlied, um eine glückliche Ehe, ward gesungen. Itzt aber — was thust du Anthia? — beleidigest du deinen Mann, deinen Geliebten, der deinetwegen gestorben ist? — Nein, so niederträchtig will ich nicht seyn! nicht so verzagt im Unglücke! Dabey soll es bleiben! Ich trinke das Gift! Nur Abrokomes soll mein Mann seyn! auch nach dem Tode soll er es noch seyn! So sprach sie, als sie ins Schlafgemach geführt ward.

Doch als sie allein war, denn Perilaus trank noch mit seinen Freunden, gab sie vor, in der Angst vom Durste geplagt zu werden, befahl einem Bedienten Wasser zu holen, als ob sie trinken wollte, und als man ihr den Becher gebracht hatte, warf sie, da niemand bey ihr war, das

Pulver hinein, und sagte weinend: O Geist des geliebtesten Abrokomes! siehe, ich erfülle dir mein Versprechen, und gehe auf einem zwar traurigen, doch aber nothwendigen Weg zu dir. Nimm mich willig auf, und laß mich auch dort glücklich mit dir leben! Als sie das gesagt hatte, trank sie, schlief sogleich ein, fiel auf die Erde, und der Trank that seine Wirkung.

Perilaus sahe sie liegen, als er hinein trat, erschrak, und schriee, und es ward im Hause ein großer Lerm. Es war ein allgemeines Leidwesen, Wehklagen, Schrecken und Entsetzen. Manche beklagten die anscheinende todte, andere den Perilaus, alle aber beweinten das Geschehene. Perilaus zerriß sein Kleid, warf sich auf den Körper der Anthia, und schriee: O geliebtestes Mädgen, du hast deinen Liebhaber noch vor der Vermählung verlassen! Du bist nur wenige Tage des Perilaus Braut gewesen! — Soll denn das Grab dein Brautbette seyn? — O glückseliger Abrokomes, wer er auch gewesen ist! — wahrhaftig glückselig, war er, der ein solches Geschenk von der Geliebten bekam!

Als er das mit Weinen gesagt hatte, umfaßte er sie ganz, küßte ihre Hände und Füße, und schriee: Unglückselige Braut! Elende Frau! Hierauf schmückte er sie mit Kleidern und goldenen Geschmeide, und nicht mehr fähig den traurigen Anblick zu ertragen, ließ er sie, als es Tag geworden, auf ein Paradebette legen.

Sie

Sie lag ohne alle Empfindung da, und ward endlich in ein Gewölbe der Begräbnisse, nahe bey der Stadt, beygesetzt. Man schlachtete auch bey ihrem Grabe viele Opfer, und verbrannte viel Kleider und andern Schmuck.

Als nun Perilaus alles gehörige vollbracht hatte, brachten ihn seine Freunde wieder in die Stadt zurück. Anthia aber, die man im Grabe ließ, erwachte wieder, und als sie merkte, daß sie nichts tödtendes eingenommen hatte, seufzete und weinte sie: O du betrügerischer Trank, sagte sie — O Hinderniß der glücklichsten Reise zum Abrokomes! — Ich bin betrogen! Alles ist vergebens! — auch das Verlangen nach dem Tode! — Doch bleibe ich im Grabe so kann ich ja das durch Hunger erlangen, was das Gift thun sollte. Von hier wird mich niemand wegtragen — ich werde die Sonne nicht mehr erblicken, und wieder ans Licht kommen. Als sie das gesagt hatte, erwartete sie den Tod, mit edelmüthiger Standhaftigkeit.

Doch als die Nacht angebrochen war, kamen einige Räuber, die gehört hatten, man habe ein Frauenzimmer sehr prächtig begraben, und ihr vielen Schmuck, Gold und Silber mitgegeben, an das Grab, rissen die Thüren auf, und als sie hineinkamen, den Schmuck wegzunehmen, sahen sie es, daß Anthia noch lebte. Weil sie nun aber auch das für einen großen Gewinnst hielten, rich-

teten sie sie auf, sie fortzuführen; da fiel sie vor ihnen nieder, und bat sehr. Männer, wer ihr auch seyd, sagte sie, nehmt den ganzen Schmuck, und alles was bey mir im Grabe ist, nur schonet des Körpers! Ich liege hier, als eine zweyen Gottheiten, dem Amor und dem Tode geheiligte. Laßt mich ihnen in Ruhe geweihet seyn. — Ja, bey euren väterlichen Göttern! zeiget mich nicht dem Tage wieder, da meine Unfälle Nacht und Finsterniß verdienen.

Die Räuber ließen sich durch ihr Bitten nicht bewegen, sondern führten sie aus dem Grabe, ans Meer, setzten sie in ein Schiffgen, und fuhren nach Alexandrien ab. Unterwegens bedienten sie die Anthia, und ermahnten sie Muth zu fassen. Sie aber dachte den neuen Uebeln nach, in die sie gerathen war, weinte und wehklagte. Nun, sagte sie, bin ich schon wieder auf dem Meere, und bey Räubern, schon wieder eine Gefangene. — Doch itzt weit elender, als sonst, weil Abrokomes nicht bey mir ist. Welches Land wird mich wohl noch aufnehmen? Was für Menschen werde ich sehen? — Nur nicht den Möris! Nur nicht die Manto! Nicht den Perilaus! Nicht Cilicien! — Möchte ich doch dahin kommen, wo ich das Grab meines Abrokomes sehen könnte! — So klagte und weinte sie stets, und wollte weder Speise, noch Trank, zu sich nehmen, wozu sie doch die Räuber zwangen.

Endlich gelangten sie, nach vielen Tagen, bey Alexandrien an, ließen die Anthia ans Land gehen, und beschlossen sie einigen Kaufleuten zu übergeben.

Perilaus erfuhr unterdessen die Erbrechung des Grabes, und den Verlust des Körpers, und ward dadurch in große Verlegenheit und Traurigkeit gesetzt.

Abrokomes hatte überall nachgeforscht, und sich große Mühe gegeben, zu erfahren, ob jemand wisse, wohin man das mit den Räubern gefangne fremde Mädgen hingeführt habe, und kam endlich, als er nichts erfahren konnte, sehr ermüdet in die Herberge zurück.

Des Hyppothous Leute hatten das Abendessen bereitet, alle speisten, nur Abrokomes war sehr niedergeschlagen, warf sich auf die Streue, weinte und aß nichts. Als nun Hyppothous mit seinen Leuten trank, fing eine alte Frau, Namens Chrysion, die zugegen war, eine Erzählung an. Hört doch, liebe Gäste, was sich vor kurzem hier in der Stadt zugetragen hat. Perilaus, ein sehr vornehmer Mann, der Befehlshaber zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe in Cilicien ist, zog aus, die Räuber aufzusuchen, brachte einige Gefangne mit, und auch ein schönes Mädgen, das von ihm überredet ward ihn zu heurathen. Als aber die Hochzeit gefeyert ward, und man sie in das Schlafzimmer geführt hatte, starb sie; weil sie

 entwe-

entweder aus Raserey, oder Liebe gegen einen andern, Gift getrunken hatte. Denn eines solchen Todes, sagt man, sey sie gestorben. Da schriee Hyppothous, als er das hörte, das ist gewiß das Mädgen das Abrokomes sucht!

Abrokomes hatte zwar auch die Erzählung mit angehört, war aber für Traurigkeit fast wie ohnmächtig; doch erweckte ihn endlich Hyppothous Stimme, daß er aufsprang, und schriee: Nun ist Anthia sicher tod, doch ihr Grab ist noch hier, — Der Körper ist noch vorhanden. — Drauf bat er die Alte, ihn an das Grab zu bringen, und den Körper zu zeigen. Die Frau seufzte. Das, sagte sie, ist eben der unglücklichste Umstand, mit dem armen Mädgen! Perilaus hatte sie sehr kostbar geschmückt begraben; als das nun Räuber erfuhren, erbrachen sie das Grab, nahmen den Schmuck, und schaften auch den Körper fort; weswegen Perilaus viele und große Untersuchungen anstellt.

Als das Abrokomes hörte, zerriß er sein Kleid, und wehklagte jämmerlich: Anthia ist zwar rühmlich und keusch gestorben, allein doch unglückseliger Weise auch nach dem Tode verlohren worden. Welcher Räuber, fuhr er fort, ist wohl so verliebt in dich gewesen, daß er so gar nach dir, als einer todten Verlangen gehabt, daß er auch deinen Körper geraubt hat? — Mir Elenden, ist mit dir, der einzige, mir noch übrige Trost, geraubt worden. — Es ist fest beschlossen, ich will sterben!

Nur

Nur noch so lange, will ich das Leben ertragen, bis ich deinen Körper wieder gefunden habe; alsdann will ich ihn umarmen, und mich mit ihm begraben. So sprach er schluchzend.

Hyppothous und seine Leute sprachen ihm Trost zu, und schliefen hierauf die ganze Nacht. Den Gedanken des Abrokomes aber stellte sich alles dar. Der Tod der Anthia, das Grab, der Verlust des Körpers — und als er sich nicht länger Zwang anthun konnte, ging er heimlich, ohne daß es jemand gewahr ward, weil Hyppothous Leute trunken waren, als ob er etwas brauchte, hinaus, traf als er ans Meer kam, ein Schiff an, das nach Alexandrien wollte, begab sich drauf, und fuhr ab; weil er die Räuber, die überall geraubt hatten, in Aegypten anzutreffen hoffte; und die unglückliche Hoffnung war seine Wegweiserin.

Er fuhr also nach Aegypten über. Hyppothous aber, und seine Gefährten war sehr mißvergnügt, als sie, mit Anbruche des Tages, des Abrokomes Entfernung merkten. Sie beschlossen hierauf, nach einiger Erholung, in wenig Tagen nach Syrien und Phönicien zu gehen, um dort zu rauben.

Die Räuber in Alexandrien übergaben die Anthia Kaufleuten, die sie ihnen theuer bezahlten. Diese Leute verpflegten und bedienten sie sehr gut, und suchten sie um einen hohen Preiß zu verkaufen.

Es

Es war aber einer der indischen Fürsten, Namens Psammis nach Alexandrien gekommen, so wohl diese Stadt zu sehen, als auch einiger Handlungsangelegenheiten wegen. Der sahe die Anthia bey den Kaufleuten, ward sogleich gefesselt, bezahlte sie sehr theuer, und nahm sie als seine Sclavin mit sich. Doch kaum hatte sie dieser Barbar gekauft, als er ihr Gewalt anthun wollte. Anfangs widersetzte sie sich; endlich aber gab sie gegen ihn vor, (weil die Barbaren eine natürliche Furcht vor den Göttern haben) ihr Vater habe sie, bey ihrer Geburt, der Isis, bis auf eine gewisse Zeit, da sie heurathen könne, geweiht; und bis dahin sey noch ein Jahr. Thust du nun einer, der Göttin geheiligten Jungfer, Gewalt an, setzte sie hinzu, so erzürnst du sie, und wirst ihre schwere Strafe empfinden.

Psammis ward überredet, und ließ die Anthia in Ruhe, weil er die Göttin verehrte. Sie war also bey dem Psammis, ward gehütet, und für eine der Isis geweihete gehalten.

Das Schiff aber, worauf Abrokomes war, verfehlte die Straße nach Alexandrien, und sie kamen an die Mündung des Nils, welche die parätonische genennt wird. Als sie da umher gingen, wurden sie von Hirten die dort lebten, überfallen, beraubt, gebunden, auf einem langen einsamen Wege nach Pelusium, einer ägyptischen Stadt, gebracht, und an verschiednen Leuten verkauft.

Den

Den Abrokomes kaufte ein alter Kriegsmann, der sich zur Ruhe begeben hatte, Namens Araxus. Der hatte eine Frau die man nicht anders als mit Widerwillen ansahe, und mit noch größerm Abscheu sprechen hörte; denn ihre Frechheit war zum Entsetzen. Sie hieß Kyno, und so bald Abrokomes in ihr Haus trat, verliebte sie sich in ihn. Sie konnte sich auch nicht lange zwingen, sondern verlangte Gegenliebe und Befriedigung ihrer Begierden.

Araxus liebte den Abrokomes, und hielt ihn wie sein Kind. Kyno aber trug ihm einen strafbaren Umgang an, mit dem Versprechen, ihn zu heurathen, und den Araxus zu tödten. Abrokomes erschrack über diesen Antrag. Anthia, die Schwüre, und die Keuschheit, die ihm so oft geschadet hatte, stellten sich zugleich seinen Gedanken dar. Doch weil sie so sehr in ihm drang, versprach er endlich, zum Scheine, was sie verlangte, zu thun. Drauf brachte Kyno, die glaubte, Abrokomes würde ihr Mann werden, den Araxus, so bald die Nacht angebrochen war, ums Leben, und meldete ihm hernach ihre That.

Dem Abrokomes war die Bosheit dieser Frau unerträglich, er sagte also zu ihr, er würde sich nie mit einer Mörderin verbinden, verließ sie, und entfernte sich aus dem Hause. Sie aber faßte sich bald, ging, mit Anbruche des Tages, zur Versammlung des Volkes von Pelusium, weh-

klagte

klagte um ihren Mann, und sagte, der vor kurzem gekaufte Sclav habe ihn getödtet, und weinte sehr.

Das Volk meinte, sie sage die Wahrheit; nahm gleich den Abrokomes gefangen, band und schickte ihn zu dem damaligen Stadthalter von Aegypten. Er ward also, seine Strafe zu leiden nach Alexandrien geführt, weil man glaubte, er habe seinen Herrn umgebracht.

Viertes Buch.

Hyppothous begab sich, mit seinen Leuten, von Tarsus nach Syrien; sie brachten alles, was ihnen in den Weg kam, unter ihre Gewalt; zündeten Dörfer an, und ermordeten viele Menschen. So gingen sie fort, bis nach Laodicea in Syrien, wohin sie aber nicht als Räuber kamen, sondern als Leute die die Stadt besehen wollten. Hier gab sich Hyppothous viele Mühe, den Abrokomes wiederzufinden; weil er aber nichts ausrichten konnte, wandte er sich nach Phönicien, und von dort nach Aegypten, wo er sich es vornahm zu rauben.

Als sie nun eine starke Bande versammelt hatten, kehrten sie sich nach Pelusien, fuhren auf dem Nile hin nach Hermopolis, in Aegypten, und Schedien, durch den Canal des Menelaus, bey Alexandrien vorbey, nach dem der Isis geheiligten Memphis. Drauf kamen sie nach Menden,

den, wo sie unter den Einwohnern noch mehr Leute anwarben, und Wegweiser annahmen, und als sie auch die dasigen Gegenden durchstreift hatten, nach Leontopolis kamen, und bey vielen Dörfern vorbey gingen, weil die meisten sich nicht der Mühe verlohnten. Endlich kamen sie nach Koptus, einer nahe bey Aethiopien gelegenen Stadt, wo sie zu rauben beschlossen, weil auf dieser Straße stets viele Kaufleute anzutreffen waren, die nach Aethiopien, und Indien gingen. Ihre Bande war fünfhundert Mann stark, sie besetzten die Gränzen von Aethiopien, und beyde Seiten des Weges, um die Vorbeyreisenden zu berauben.

Der Stadthalter von Aegypten hatte es schon von den Pelusiern erfahren, was Abrokomes sollte gethan haben, als er ankam. Man hatte ihm gesagt er habe es gewagt, den Araxus, dessen Sclav er gewesen sey, zu ermorden. Er untersuchte daher die Sache nicht weiter, sondern befahl, ihn fort zu führen, und ans Kreuz zu schlagen. Abrokomes verstummte für Entsetzen über sein Unglück; doch tröstete er sich mit dem Gedanken, Anthia sey auch tod.

Die Leute, denen er übergeben war, brachten ihn an das Ufer des Nils. Am Rande des Flusses ragte eine steile Anhöhe hervor, auf welcher sie das Kreuz errichteten, und ihn, mit Händen und Füßen, drauf anbanden. Denn eine solche Art der Kreuzigung ist bey ihnen gewöhnlich.

Drauf

Drauf gingen sie fort, und ließen ihn in guter Sicherheit hängen.

Abrokomes sahe nun die Sonne, und die Fluth des Nils an: O du menschenfreundlichste unter den Göttern, die Aegypten hat, betete er, durch welche Meer und Erde, allen Menschen sichtbar wird! wenn Abrokomes strafbar ist, so will ich gerne aufs erbärmlichste, und eine noch größere Strafe, als diese ist, (wenn eine größere ist,) leiden; bin ich aber von einer schändlichen Frau ins Verderben gestürzt worden, so beflecke weder die Fluth, den mit Unrecht zu Grunde gerichteten Körper, noch siehe du, ein solches Schauspiel an, daß ein Mensch, der nichts verbrochen hat, auf der Erde umkommen müsse!

So betete er, und die Göttin hatte mit ihm Mitleiden. Plötzlich erhob sich ein Wind, der an das Kreuz stieß, und die Erde der Anhöhe, auf welcher es befestiget war, durchdrang. Abrokomes fiel in die Fluth, doch ohne daß er etwas von dem Wasser litt, noch daß ihm die Bande hinderlich waren, oder Thiere schadeten; sondern er ward durch die Fluth bis an die Mündung fortgeführt, wo der Nil in die See fällt. Hier nahmen ihn die Aufpasser, und brachten ihn, als einen Menschen, der der Strafe entlaufen wollte, zum Stadthalter; der noch ergrimmter ward, als er vorher war, den Abrokomes für einen sehr großen Bösewicht hielt, und einen Scheiterhaufen

fen

sen zu errichten, und ihn drauf zu verbrennen, befahl.

Alles war bereit, man hatte den Scheiterhaufen an der Mündung des Nils errichtet, setzte den Abrokomes drauf, zündete das Feuer an. Schon wollte die Flamme seinen Körper berühren, als er Gott nur mit ein par Worten, so gut er konnte, anrief, ihn auch aus dieser bevorstehenden Quaal zu erlösen. Sogleich stiegen die Wellen des Nils empor, die Fluth ergrif den Holzstoß, und verlöschte die Flamme. Alle Zuschauer bewunderten den Zufall, führten den Abrokomes zum Stadthalter, und meldeten ihm, was sich zugetragen hatte; daß der Nil sein Beystand gewesen sey.

Der Stadthalter ward darüber bestürzt, und befahl, ihn im Kerker zu verwahren, und Sorgfalt für ihn zu tragen, bis, sagte er, wir erfahren, wer der Mensch ist, und weswegen die Götter so für ihn sorgen.

Er war also im Gefängnisse. Psammis aber, der die Anthia gekauft hatte, machte Anstalten zur Rückreise nach Hause. Er mußte seinen Weg durch das obere Aegypten nach Aethiopien nehmen, und also dahin kommen, wo Hyppothous mit seiner Räuberbande war, und hatte viele Kostbarkeiten bey sich; viele Kamele, Maulesel, und Pferde, die allerley Geräthschaft trugen, viel Gold und Silber, und auch die Anthia.

Als nun Anthia von Alexandrien nach Memphis gekommen war, und vor dem Tempel der Isis stand, betete sie zur Göttin: O du größte unter den Göttern, bis itzt, so lange man mich für die deinige hält, bin ich unbefleckt geblieben, und habe dem Abrokomes eine unverletzte Treue bewahrt; doch itzt gehe ich fort nach Indien, weit weg, von dem Lande der Ephesier, weit weg, von den Ueberresten des Abrokomes. — Rette nun auch dort die Unglückselige, und gieb mich entweder, dem noch lebenden Abrokomes wieder, oder ist es unwiederruflich beschlossen, daß wir ohne einander sterben sollen, so erweise mir nur die einzige Gnade, laß mich dem Verstorbnen getreu bleiben. So betete sie, und setzte drauf ihre Reise fort.

Schon waren sie bey Koptus vorbey, und betraten die Aethiopischen Gränzen, als sie Hyppothous überfiel, den Psammis nebst vielen von seinen Leuten umbrachte, sich der Güther bemächtigte, und auch die Anthia gefangen nahm.

Als er alles geraubte zusammen genommen hatte, schafte er es in eine zu dessen Verwahrung bestimmte Höle, wohin auch Anthia ging, die aber den Hyppothous so wenig kannte, als er sie. Sie gab vor, sie sey in Aegypten gebohren, und hieße Memphitis, und war nun bey dem Hyppothous in der Räuberhöle.

Unterdessen ließ der Stadthalter von Aegypten den Abrokomes zu sich holen, fragte nach allem,

was

was ihn betraf, und als er die wahren Umstände der Sache erfuhr, beklagte er sein Schicksal, beschenkte ihn, und versprach ihn nach Ephesus bringen zu lassen. Der dankte ihm für die Befreyung, bat aber, ihm zu erlauben die Anthia aufzusuchen. Er ging also mit vielen Geschenken begabt, zu Schiffe, und fuhr nach Italien zu, um nachzuforschen, ob er etwas von der Anthia erfahren könne. Der Stadthalter, der nunmehr die Umstände von dem Tode des Araxus wußte, ließ drauf die Kyno holen und kreuzigen.

Einer der Räuber, der die Anthia in der Räuberhöle hütete, Namens Agchialus, verliebte sich in sie. Er war mit dem Hyppothous aus Syrien gekommen, von Geburt ein Laodiceer, und ward von ihm sehr hoch gehalten. Er war noch jung, und stand bey der Räuberbande im Ansehen. Anfangs suchte er sie, unter dem Vorwande, er wolle sie heurathen, und sie sich von dem Hyppothous zum Geschenke ausbitten, zu überreden; sie schlug aber alles aus, scheuete sich weder vor der Höle, den Banden, noch vor den Drohungen des Räubers. Sie bewahrte sich stets für den Abrokomes, ob sie ihn gleich für tod hielt; und so oft sie es im Verborgnen thun konnte, schriee sie: Nur des Abrokomes Frau, will ich bleiben, und wenn ich auch deswegen sterben, wenn ich auch noch viel ärgere Quaalen leiden muß, als ich schon erduldet habe.

Dieser Entschluß gerieth dem Agchialus zum Verderben, der, weil er die Anthia alle Tage sahe, immer heftiger entzündet ward, sich endlich nicht mehr zwingen konnte, sondern sich vornahm, Gewalt zu gebrauchen. Er überfiel sie also des Nachts, als Hyppothous nicht zu gegen, sondern bey den übrigen Räubern war, und suchte sie zu misshandeln. Anthia die nicht wußte, was sie in der Angst thun sollte, zog ein neben ihr liegendes Schwert aus der Scheide, und verwundete ihn damit tödtlich; denn als er sich nach ihr hingeneigt hatte, sie zu umarmen und zu küssen, stieß sie ihm das Schwert in die Brust.

Ob nun gleich Agchialus die gerechteste Strafe seiner schändlichen Leidenschaft erhielt, so gerieth doch Anthia darüber in Furcht, und machte viel Anschläge. Bald wollte sie sich selbst das Leben nehmen — nur hofte sie noch immer vielleicht den Abrokomes wieder zu finden. Bald wollte sie entfliehen — nur war es nicht möglich, weil sie den Weg nicht wußte, und keinen Wegweiser hatte. Sie entschloß sich also, in der Höle zu bleiben, und das zu erdulden, was Gott über sie verhängen würde.

Als der Tag angebrochen war, kam Hyppothous mit seinen Leuten zurück, und sahen den Agchialus tod, und die Anthia neben seinem Körper sitzen. Sie erriethen, was geschehen war, und als sie die Anthia fragten, sagte sie ihnen alle Umstände.

stände. Die Räuber wurden darüber sehr ergrimmt, glaubten, der verstorbene Freund müsse gerächet werden, und berathschlagten deswegen lange mit einander. Der eine wollte, man sollte die Anthia tödten, und mit dem Agchialus in ein Grab legen; ein anderer, sie sollte gekreuziget werden. Hyppothous aber, der sich des Agchialus wegen sehr grämte, ersann eine noch größere Strafe für sie. Er befahl, eine geraume und tiefe Grube zu graben, und sie nebst zwey Hunden hinein zu werfen; damit sie so für ihre Kühnheit recht sehr büßen müsse. Man that was er befohlen hatte. Anthia ward, nebst großen Hunden aus Aegypten, von fürchterlichen Ansehen, in die Grube gethan.

Als das geschehen war, bedeckten die Räuber die Grube mit Stücken von Bäumen, und schütteten Erde drauf. Der Nil war nicht weit davon entfernt, und sie stellten zur Wache einen Räuber hin, der Amphinomus hieß, und schon vorher in die Anthia verliebt war. Er bedauerte sie also itzt noch mehr, und ihr Unglück jammerte ihn sehr. Er überlegte, wie es vielleicht könne möglich gemacht werden, daß sie erhalten würde, und wie es anzufangen sey, daß sie die Hunde nicht quälten. Drauf hob er alle Tage ein Stück von den Bäumen in die Höhe, womit die Grube bedeckt war, reichte ihr Brod und Wasser hinein, und ermahnte sie, getrost zu seyn. Weil nun also die Hunde gefüttert wurden, thaten sie ihr nichts, sondern wurden zahm und fromm.

Anthia stellte über sich selbst Betrachtungen an, und dachte ihrem gegenwärtigen Schicksale nach. O wehe mir, sagte sie welche Qualen, welche Strafe muß ich leiden! Grube, Gefängniß, mit eingesperrten Hunden, die doch weit sanftmüthiger sind, als die Räuber. — Ich leide eben das, Abrokomes! was du littest. Du hattest ein ähnliches Schicksal! — Ich verließ dich zu Tyrus im Kerker! Doch, lebst du noch, so ist mir nichts schrecklich! Vielleicht werden wir noch mit einander vereinigt. — Bist du aber tod, so bestrebe ich mich vergebens zu leben — vergebens erbarmt sich jemand, (er sey auch wer er wolle) über mich Unglückselige. So sagte sie mit unablässigem Weinen, und war nun in der Grube, mit Hunden eingesperrt, Amphinomus tröstete sie oft, und machte die Hunde durch Futter zahmer.

Fünftes Buch.

Abrokomes vollbrachte seine Reise von Aegypten, zwar nicht wirklich nach Italien, weil das Schif durch wiedrigen Wind den rechten Lauf verfehlte, er landete aber doch in Sicilien, bey der großen und schönen Stadt Syrakusa an; wo er sich es vornahm, die Insel zu durchschweifen, und nachzuforschen, ob er von der Anthia etwas erfahren könne. Er nahm seine Wohnung nahe am Meere, bey einem alten Manne, der Aegialeus hieß, und ein Fischer war. Der Mann war arm, kein Eingebohrner, ernährte sich aber durch seine

Handthierung kümmerlich. Er nahm den Abrokomes sehr willig auf, hielt ihn wie sein Kind, und liebte ihn herzlich.

Als sie nun eine Zeitlang bey einander gelebt hatten, entdeckte ihm Abrokomes seine Begebenheiten, seine Liebe zur Anthia, und sein Herumirren, worauf Aegialeus auch gegen ihm folgende Geschichte erzählte:

Ich, mein Kind, sagte er, bin kein Sicilianer, nicht hier gebohren, sondern ein Lacedämonier, aus Sparta, und zwar einer der vornehmsten und reichsten daselbst. Ich liebte aber, als ich noch jung war, und zu den Epheben gezählt ward, ein Mädgen aus der Stadt, Namens Thelxinoe, die mich auch wieder liebte. Ein nächtliches Fest, das in der Stadt gefeyert ward, gab uns Gelegenheit, zusammen zu kommen, und die Nacht sehr vergnügt hinzubringen, wir hatten eine Zeitlang einen geheimen Umgang mit einander, und schworen, uns bis in den Tod getreu zu bleiben. Doch die Eltern der Thelxinoe versprachen sie einem jungen Manne, aus der Stadt, mit Namen Androkles, der sie liebte. Anfangs machte das Mädgen viel Vorwände, die Heurath zu verschieben, willigte aber, als sie mit mir sprechen konnte, ein, mit mir Lacedämonien des Nachts zu verlassen. Wir kleideten uns beyde als Jünglinge, und ich schnitt ihr, in der zur Hochzeit bestimmten Nacht, das Haar ab; wir verließen

ließen die Stadt, und gingen nach Argos und Corinth, wo wir uns zu Schiffe begaben, und nach Sicilien überfuhren. Als die Lacedämonier unsere Flucht erfuhren, sprachen sie unser Todesurtheil. Wir lebten hier zwar entblößt von allen Bequemlichkeiten des Lebens, doch aber frölich, und glaubten alles zu haben, weil wir beysammen waren. Vor einiger Zeit starb Thelxinoe, ich habe aber ihren Körper nicht begraben, sondern bey mir behalten, liebe ihn noch immer, und bin gerne bey ihm.

Mit diesen Worten führte er den Abrokomes in eine hintere Stube, und zeigte ihm die Thelxinoe; die zwar alt, aber doch noch schön, und dem Aegialeus so werth, als ein junges Mädgen gewesen war. Ihr Körper war auf aegyptische Weise in den Sarg gelegt; denn der Alte verstand diese Kunst. Ich schwatze immer mit ihr, mein Kind, sagte er, als ob sie noch lebte, schlafe und speise neben ihr; und komme ich etwa von der Fischerey ermüdet zurück, so werde ich gestärkt, wenn ich sie sehe; denn sie kömmt mir ganz anders vor, als dir; ich stelle sie mir vor, Kind, wie sie in Lacedämonien, wie sie auf unserer Flucht aussahe — ich denke an das nächtliche Fest.

Während daß er so sprach, winselte Abrokomes: Werde ich dich wohl, du unglückseligste unter allen Mädgens, wieder finden? — sollte es auch nur todt seyn. — Aegialeus hat doch, an

dem

dem Körper der Thelxinoe, einen großen Trost des Lebens, und itzt habe ich erfahren, daß eine wahre Liebe durch kein Alter geschwächet wird. — Ich aber irre auf dem ganzen Erdboden und auf dem Meere umher, ohne auch nur einmal etwas von dir zu hören. — O unseliges Orakel! O Apollo! Du hast uns die härtesten Schicksale bestimmt. — Erbarme dich endlich einmal, und mache deinen harten Bestimmungen ein Ende. —

Als Abrokomes so klagte, tröstete ihn Aegialeus; und er lebte nun im Syrakusischen, und hatte sich schon mit dem Fischerhandwerke bekannt gemacht.

Hyppothous hatte eine große Räuberbande zusammen gebracht, beschloß Aethiopien zu verlassen, und größere Thaten zu unternehmen; weil es ihm nicht genug zu seyn schien, einzelne Leute zu berauben, und er sich es vorgenommen hatte, auch ganze Dörfer und Städte zu überfallen. Er nahm seine Leute zu sich, packte alles auf; denn er hatte viel Kamele und andere Lastthiere, und verließ Aethiopien. Er ging nach Aegypten und Alexandrien, dachte auch wieder an Phönicien und Syrien. Die Anthia hielt er für tod, Amphinomus aber, der Wächter an ihrer Grube, liebte sie sehr, und es war ihm daher, so wohl dieser Liebe, als auch des traurigen Zustandes wegen, in welchem sie war, nicht möglich, sich von ihr zu trennen. Er ging also nicht mit dem Hyppothous fort, sondern verbarg sich, nebst einigen Lebensmitteln, die er gesammelt hatte, in einer Höle.

Hyppothous kam, nebst seinen Leuten, mit anbrechender Nacht, bey einem aegyptischen Dorfe, Namens Arium an, das sie plündern wollten. Amphinomus aber eröfnete die Grube, hob die Anthia heraus, tröstete sie, und schwur ihr, weil sie sich noch fürchtete, und ihm nicht trauete, bey der Sonne, und den aegyptischen Göttern, ihre Keuschheit zu bewahren, und sie auf eine rechtmäßige Art zu heurathen, wenn sie etwa einmal sich zur Einwilligung würde bewegen lassen. Anthia ließ sich endlich durch seine Schwüre überreden, mit ihm zu gehen. Auch die Hunde verließen sie nicht, weil sie sich an sie gewöhnt hatten. Sie kamen nach Koptus, wo sie einige Tage zu bleiben beschlossen, bis sich Hyppothous mit seinen Leuten, etwas weiter entfernt haben würde; sorgten aber auch dafür, daß die Hunde ihr Futter bekamen.

Hyppothous überfiel, mit seiner Bande, das Dorf Arium, tödtete viele der Einwohner, und zündete die Häuser an; ging aber nicht, eben den Weg, welchen er gekommen war, zurück, sondern über den Nil. Man hatte alle Fahrzeuge, aus den Dörfern derselben Gegend zusammen geschaft, worauf er nach Schedian, von da längst dem Ufer des Nils hinfuhr, und zu Fuße, durch das übrige Aegypten zog.

Unterdessen hatte der Stadthalter von Aegypten erfahren, was in Arium geschehen war, und daß Hyppothous mit seiner Bande nach

Aegypten

Aegypten käme. Er versammelte daher viele Soldaten, gab ihnen seinen Vetter, den Polyidus, einen jungen wohlgestalten und tapfern Mann, zum Anführer, und schickte sie wider die Räuber aus. Polyidus ging mit seiner Mannschaft dem Hyppothous nach Pelusien entgegen; es geschahe am Ufer ein Treffen unter ihnen, und zu beyden Theilen blieben viele; doch wurden, beym Anbruche der Nacht, die Räuber zum Weichen gebracht, die meisten getödtet, und nur wenige lebendig gefangen genommen. Der einzige Hyppothous warf die Waffen weg, entflohe und kam nach Alexandrien, wo er Gelegenheit fand, sich unbemerkt auf ein so eben abgehendes Schif zu begeben, und nach Sicilien zu gehen, wo er am wenigsten entdeckt zu werden, und seinen Unterhalt am besten zu finden meinte, weil er gehört hatte, diese Insel sey groß und wohlhabend.

Dem Polyidus war es nicht gnug, die Räuber im Treffen überwunden zu haben, sondern er nahm sich auch vor, ganz Aegypten zu durchsuchen, und zu reinigen, hofte auch vielleicht irgendwo den Hyppothous, oder noch einen seiner Leute zu finden. Er nahm also einen Theil seiner Mannschaft, nebst den gefangnen Räubern zu sich, damit diese letztern es ihm anzeigen könnten, wenn sich ein Räuber sehen ließe. Er fuhr den Nil hinauf, durchsuchte die Städte, und wollte bis Aethiopien gehen. Als er nun nach Koptus, wo Anthia und Amphinomus waren, kam, traf er die Anthia vor dem Hause an, die gefangnen Räuber

kannten

kannten den Amphinomus, und meldeten es dem Polyidus, der ihn gefangen nahm, und dem er auf sein Befragen, alles was er von der Anthia wußte, erzählte.

Polyidus befahl hierauf, daß sie zu ihm gebracht würde, und fragte sie, wer, und woher sie sey. Sie sagte ihm aber nichts von ihren wahren Umständen, sondern gab vor, sie sey aus Aegypten, und von den Räubern gefangen worden.

Polyidus verliebte sich heftig in sie, ob er gleich in Alexandrien eine Frau hatte, und versuchte Anfangs sie durch große Verheißungen einzunehmen.

Endlich kehrten sie wieder nach Alexandrien zurück, und als sie nach Memphis kamen, verlohr Polyidus alle Mäßigung in seinem Betragen gegen die Anthia. Es gelang ihr aber doch zu entfliehen, und sie kam in den Tempel der Isis, fiel nieder und betete: Aegyptens Beherrscherin! rette die noch einmal, der du so oft beygestanden hast! hilf, daß Polyidus meiner schone, und meine Treue dem Abrokomes erhalten werde.

Polyidus, der sich vor der Göttin scheuete, zugleich aber auch die Anthia liebte, und ihr Schicksal bedauerte, ging ganz allein zu ihr in den Tempel, und schwur, ihr nie Gewalt anzuthun, noch sich sonst unanständig gegen sie zu betragen, sondern ihre Keuschheit, so lange es ihr selbst gefällig seyn würde, zu bewahren. Es schien seiner Liebe genug zu seyn, wenn er sie nur sehen, und mit ihr sprechen konnte. Anthia ließ sich durch

seine

seine Schwüre bewegen, den Tempel zu verlassen, und weil sie in Memphis drey Tage ausruheten, ging sie auch in den Tempel des Apis, welches der vornehmste in Aegypten ist; und wo der Gott den Fragenden Antwort ertheilt. Hat jemand den Gott angerufen, und um etwas gebeten, so geht er zwar wieder von ihm heraus, die Aegypter aber, die dem Tempel vorstehen, sagen ihm drauf, bald in Prosa, bald in Versen, was geschehen wird.

Als Anthia hineinkam, fiel sie vor dem Gott nieder. O du menschenfreundlichster, unter den Göttern! betete sie, o Erbarmer aller Fremdlinge! erbarme dich auch über mich Elende, — gieb mir eine wahre Nachricht von dem Abrokomes! Kann ich ihn noch wiedersehen, und zum Manne haben, so will ich leben — ist er aber tod, so ist es auch für mich gut, mich von dem traurigen Leben zu befreyen.

Als sie so mit häufigen Thränen gebetet hatte, ging sie aus dem Tempel heraus; und die Knaben, die vor dem Tempel spielten, schrieen alle zugleich: Anthia wird ihren Mann, den Abrokomes, bald wieder haben. Als sie das hörte, ward sie freudiger, und dankte den Göttern, und bald drauf gingen sie nach Alexandrien.

Des Polyidus Frau erfuhr es, daß er ein Mädgen mit sich führe, das er liebe; und weil sie sich fürchtete, die Fremde möchte ihr vorgezogen werden, sagte sie ihm zwar nichts, sann aber drauf sich an der Anthia, von der sie glaubte, sie mache

Anschlä-

Anschläge, ihren Mann zu heurathen, rächen zu können.

Polyidus stattete dem Stadthalter von Aegypten von seinen Verrichtungen Bericht ab, und besorgte nun, was sonst noch bey der Armee zu thun war; Rhenäa aber, so hieß des Polyidus Frau, ließ in seiner Abwesenheit, die Anthia, die im Hause war, zu sich holen, riß ihr das Kleid vom Leibe, und richtete sie mit Schlägen sehr übel zu. Du Gottlose, sagte sie, willst mir meinen Mann nehmen? — Vergebens scheinst du dem Polyidus schön, diese Schönheit soll dir nichts helfen! — Vielleicht hast du Räuber und trunkene Jünglinge gefesselt, du sollst dich aber nicht erfreuen, der Rhenäa Bette schänden zu können! Drauf schnitt sie ihr das Haar ab, band sie, übergab sie einem getreuen Sclaven, Namens Klytus, und befahl ihm, sie in ein Schiff zu bringen, das nach Italien abginge, und dort zu verkaufen.

Anthia ward also von dem Klytus fortgeführt; sie weinte, ächzete und klagte: O gefährliche Schönheit! O unglückliche gute Bildung! Warum beharret ihr bey mir zu meiner Qual? Waren Gräber, Mordthaten, Fesseln und Räuberbanden noch nicht gnug? — Sie dauerte zwar dem Klytus, er führte sie aber doch nach Italien. Zum Polyidus sagte Rhenäa, als er nach Hause kam, Anthia sey entlaufen, welches er glaubte, weil es schon einmal geschehen war. Anthia ward nach Tarent in Italien gebracht, wo sie Klytus aus

Gehor-

Gehorsam gegen den Befehl der Rhenäa verkaufte.

Hyppothous hatte den Weg nach Sicilien zurückgelegt, ging aber nicht nach Syrakusa, sondern nach Tauromenien, und suchte Gelegenheit, sich Lebensunterhalt zu erwerben.

Unterdessen lebte Abrokomes, zu Syrakusa sehr traurig, und war in schrecklicher Verlegenheit, weil er weder die Anthia wieder zu finden, noch sein Vaterland gesund wiederzusehen, hofte. Er beschloß also von Sicilien nach Italien überzugehen, und wenn er dort nicht fände, was er suchte, seine traurige Fahrt nach Ephesus zu richten.

In Ephesus hatten die Eltern, und alle Ephesier, schon lange in großen Kummer gelebt, weil sie von den jungen Leuten, weder Bothen, noch Briefe, erhielten. Sie schickten Leute aus, sie aufzusuchen, und starben endlich, für Gram und Alter, des Lebens überdrüßig.

Abrokomes reiste also nach Italien. Leukon und Rode aber, die Gespielen des Abrokomes und der Anthia, nahmen sich es, als ihr Herr zu Xanthus starb, und ihnen eine große Erbschaft hinterließ, vor, nach Ephesus zu gehen; weil sie meinten, ihre Herrschaft würde nun, nach der Entfernung vom Hause, Wiederwärtigkeiten gnug erfahren haben, und schon wohlbehalten dort angekommen seyn. Sie schaften alles, was sie hatten, auf ein Schiff, und fuhren nach Ephesus zu. Nach einer Fahrt von wenigen Tagen, kamen sie nach Rodis, wo sie erfuhren, daß Abrokomes und

Anthia

Anthia noch nicht zurückgekommen, und ihre Eltern gestorben wären. Deswegen entschlossen sie sich, nicht weiter nach Ephesus zu gehen, sondern eine Zeitlang in Rodus zu bleiben, bis sie etwas von ihrer Herrschaft erführen.

Abrokomes kam von Sicilien bey Nucerien, in Italien, an, und wußte nicht, was er anfangen sollte, weil er äußerst arm war. Anfangs ging er umher, die Anthia aufzusuchen; denn das war der Endzweck, seines ganzen Lebens, und Herumirrens; doch als er sie nicht finden konnte, vermiethete er sich bey den Steinmetzen. Diese Handthierung, wozu sein Körper nicht gewöhnt war, weil er dergleichen starke und harte Arbeit nie versucht hatte, ward ihm aber zu beschwerlich, und sein Zustand war sehr traurig, so daß er oft sein Schicksal bejammerte, und ausrief: Siehe Anthia! dein Abrokomes ist ein mühseliger Tagelöhner geworden, und hat sich der Dienstbarkeit übergeben. Hätte ich nur noch eine Hoffnung, dich zu finden, und in Zukunft mit dir zu leben, so würde diese Hoffnung, mich besser, als alles trösten; so aber arbeite ich Elender, hier vielleicht vergebens, und ohne Nutzen; und du bist irgendwo aus Sehnsucht nach deinem Abrokomes, gestorben. Denn, Geliebteste! ich bin überzeugt, daß du mich, auch nach dem Tode, nicht vergessen hast. Solche Klagen nun führte er, und die Arbeit war ihm sehr beschwerlich.

Er erschien aber der Anthia zu Tarent im Traume. Es kam ihr nämlich vor, als ob Abrokomes

komes bey ihr sey, sie beyde noch schön wären, und ihre Zärtlichkeit gegen einander, noch ganz neu sey; eine andere, auch schöne Frau aber, den Abrokomes von ihr wegziehen wollte, der aber schrie und sie beym Namen riefe; worüber sie erwachte, und der Traum verschwand. Drauf ermunterte sie sich, und weinte, denn sie hielt das Gesehene für wahr. Wehe mir, welche Uebel! sagte sie, ich ertrage alle Leiden, und habe schon so mancherley Arten des Unglücks erfahren, habe so manche Listen ersonnen, meine Treue zu bewahren; dir aber, Abrokomes, scheint vielleicht eine andere schön; denn das will mir der Traum anzeigen! Weswegen lebe ich also noch? Warum kränke ich mich selbst? Itzt ist es besser, das böse Leben zu verlassen, sich aus dieser unanständigen schimpflichen Dienstbarkeit zu befreyen. Hat Abrokomes seine Schwüre gebrochen, so mögen ihn die Götter nicht bestrafen. Vielleicht ist er dazu gezwungen worden. Mir aber ist es rühmlich, tugendhaft zu sterben. — So sagte sie mit weinen, und suchte ein Mittel zu sterben.

Hyppothous von Perinth lebte zu Tauromenium in größter Armuth, und der Mangel zwang ihn endlich, eine sehr alte Frau, die ihn liebte, zu heurathen. Sie starb aber bald drauf, und hinterließ ihm ein großes Vermögen; viele Sclaven, Kleider und kostbaren Hausrath. Da entschloß er sich nach Italien zu gehen, sich wohlgebildete Sclaven und Sclavinnen, und überhaupt alles,

 was

was sich für einen reichen Mann schickt, anzuschaffen. Oft dachte er aber auch an den Abrokomes, und wünschte ihn wieder zu finden, weil er es für ein Glück ansahe, wenn er stets bey ihm leben, und seine Güter mit ihm theilen könnte. Er reiste also nach Italien, und kam nach Tarent. Als er nun in der Stadt umher ging, etwas schönes, das er kaufen könnte, zu suchen, sahe er die Anthia, erkannte sie wieder, erschrack drüber, und machte sich deswegen mancherley Gedanken. Ist das nicht das Mädgen, sagte er bey sich selbst, die ich in Aegypten, zur Strafe für den Mord des Agchialus, in eine Grube warf, und Hunde bey ihr einsperrte? Was ist das nun für eine Veränderung? Wie kömmt sie hierher? Wie ist sie aus der Grube entflohen? welche unerwartete Errettung! Drauf ging er zu ihr hin, sie zu kaufen, und sagte zu ihr: Mädgen, ist dir nicht Aegypten bekannt? warest du nicht dort einmal unter eine Räuberbande gerathen? Hast du nicht dort schreckliche Leiden erduldet? Sage mir es getrost, denn ich habe dich dort gekannt.

Als Anthia von Aegypten hörte, und sich des Agchialus, der Räuberbande, und der Grube erinnerte, seufzte und weinte sie sehr, erkannte aber den Hyppothous nicht, als sie ihn ansahe. Ich habe, mein Freund, sagte sie, in Aegypten schreckliche Uebel erduldet, und bin in Räuberhänden gewesen. Doch sage mir, woher weißt du meine Begebenheiten? Sage, woher kennst du

mich

mich Unglückselige? Meine Unfälle können zwar wohl bekannt worden seyn, du aber bist mir ganz fremde. Hyppothous der sie nun aus ihren Reden noch genauer erkannte, sagte weiter nichts, sondern kaufte sie, führte sie nach Hause, und ermahnte sie, getrost zu seyn. Drauf sagte er ihr wer er sey, erinnerte sie an das, was in Aegypten geschehen war, und erzählte ihr auch von seiner Flucht und seinem Reichtume. Anthia bat ihn um Verzeihung, daß sie den unkeuschen Agchialus getödtet habe, erzählte ihm von der Grube, dem Amphinomus, der Hunde Sanftmüth, und ihre Errettung. Da jammerte sie den Hyppothous, er wußte aber noch nicht wer sie war.

Der tägliche Umgang mit ihr erregte endlich bey ihm eine Leidenschaft, und er that ihr einen Antrag, mit großen Versprechen. Anfangs glaubte sie, ihn durch demüthiges Bitten auf andere Gedanken zu bringen; weil er ihr aber immer mehr anlag, und sie sich weiter nicht zu helfen wußte, so dachte sie, es sey besser, ihm alles zu entdecken, als ihr Bündniß mit dem Abrokomes zu brechen. Sie erzählte ihm daher, von dem Abrokomes, von Ephesus, ihrer Liebe, ihren Schwüren, Unfällen, und den Räuberbanden, wobey sie zugleich unaufhörlich den Abrokomes beweinte. Als Hyppothous hörte, daß sie Anthia, die Frau seines liebsten Freundes war, umfaßte er sie, und bat sie, gutes Muthes zu seyn. Er sagte ihr drauf, von seiner Freundschaft mit dem

Abrokomes, erwies ihr, aus Achtung für ihn, alle mögliche Sorgfalt, und forschte überall nach, ob er ihn etwa finden könnte.

Abrokomes arbeitete Anfangs in Nucerien aufs mühseligste; als es ihm aber endlich unerträglich ward, beschloß er zu Schiffe nach Ephesus zurück zu gehen. Er kam des Nachts ans Meer, traf ein Schiff an, das so eben abfahren wollte, und fuhr wieder nach Sicilien. Von da wollte er nach Creta, Cypern, Rodus, und so weiter nach Ephesus gehen. Er hofte auch, auf dieser weiten Reise, etwas von der Anthia zu erfahren. Mit wenigen Gelde landete er in Sicilien an, wo er seinen vorigen Wirth, den Aegialeus, todt fand. Als er ihm nun das Todtenopfer gebracht, und ihn beweint hatte, fuhr er weiter bey Creta vorbey, und kam nach Cyprien, wo er einige Tage blieb, und, nachdem er die Göttin der Cyprier angebetet hatte, weiter nach Rodus ging.

Er blieb in der Nähe des Hafens, und weil er nun schon nahe bey Ephesus war, stellten sich seinen Gedanken, alle bisher erlittenen Qualen, das Vaterland, Eltern, Anthia, und die Sclaven dar. O wehe mir, sagte er mit Seufzen, welches Elend! ich soll allein nach Ephesus zurückgehen! ich soll meine Eltern, ohne die Anthia, wiedersehen! Ich unglückseliger thue eine vergebliche Reise! ich werde vielleicht unglaubliche Dinge erzählen; weil ich keinen Gefährten habe, dem es

bekannt

bekannt ist, was ich erlitten habe. — Doch Abrokomes, erdulde nur dein Verhängniß! und bist du wieder nach Ephesus gekommen, so lebe nur noch so lange, bis du der Anthia ein Grabmal errichtet, ihr ein Todtenopfer gebracht, und sie betrauert hast; alsdenn bringe dich selbst zu ihr! — So sprach er, und ging tiefsinnig in der Stadt umher. Er wußte weder einen Rath, die Anthia wieder zu finden, noch sich Unterhalt zu verschaffen.

Leukon aber und Rode, die sich in Rodus aufhielten, hatten ein Denkmal, im Tempel der Sonne, neben der goldnen Rüstung, die Anthia und Abrokomes aufstellten, gesetzt, und drauf etwas, das diese beyden betraf, nebst den Namen der Stifter des Denkmals, Leucon und Rode, mit goldenen Buchstaben geschrieben. Das fand Abrokomes, als er dahin kam, die Göttin anzurufen. Er las die Schrift, und erkannte draus, das gute Herz der Sclaven.

Als er nun neben diesem Denkmale saß, und nahe dabey die goldene Rüstung erblickte, weinte er sehr, und sagte: O ich aller unglückseligster, nun bin ich an die Gränze des Lebens gelangt — diese Aufschrift haben unsere Gespielen, um unsertwillen, gemacht. Was wird nun aus mir verlassenen werden? Wo werde ich die geliebten Freunde finden?

Als er so mit weinen sprach, kamen Leukon und Rode in den Tempel, um die Göttin, nach

ihrer Gewohnheit, anzubeten. Sie sahen den Abrokomes, der neben ihrem Denkmale, und der goldenen Rüstung saß, kannten ihn aber nicht, und wunderten sich doch, wer wohl der Fremde seyn möchte, der sich so lange, bey Denkmalen anderer Leute aufhielte. Leukon sagte deswegen zu ihm: Mein Freund, was willst du, daß du hier, bey Denkmalen, die dich nichts angehen, sitzest, und ächzest und weinest? Was gehen dich diese Dinge an? Was hast du mit den Leuten, deren Namen drauf stehen, für Bekanntschaft? Sie sind mein, erwiederte Abrokomes, mein sind die Denkmale, des Leukons, und der Rode, die ich, Unglückseliger, mit meiner Anthia, zu sehen wünsche. Als das Leukon und Rode hörten, verstummten sie anfangs, erholten sich aber nach und nach von ihrer Bestürzung, erkannten ihn, an der Gestalt, Stimme, aus dem, was er sagte, und daß er die Anthia erwehnte. Sie fielen ihm zu Fuße, und erzählten ihm, was ihnen begegnet war: drauf führten sie ihn in das Haus, wo sie wohnten, übergaben ihm ihr Vermögen, bedienten, pflegten und trösteten ihn. Doch, nichts war ihm so werth, als Anthia, und er beweinte sie unaufhörlich.

Während der Zeit, daß er sich nun zu Rodus aufhielt, und mit den Gespielen seiner Kindheit überlegte, was zu thun sey, beschloß Hyppothous, die Anthia von Italien nach Ephesus zu bringen, und sie dort ihren Eltern zu übergeben, auch zugleich nachzuforschen, ob er etwas von dem Abro-

komes

komes erfahren könne. Er ließ also alles, was er hatte auf ein großes ephesisches Schif schaffen, bestieg es mit der Anthia, die Fahrt war sehr gut, und sie landeten nach wenig Tagen, des Nachts, bey Rodus an, wo sie bey einer alten Frau, mit Namen Althäa, einkehrten, die nahe am Meere wohnte. Sie ruheten diese Nacht aus, und am folgenden Morgen, ward schon wieder Anstalt zur Abfahrt gemacht.

Allein man beging an diesem Tage ein öffentliches großes Fest der Sonne; wobey ein feyerlicher Aufzug, von Opferthieren, und einer Menge Bürgern, die an der Feyer des Festes Theil nahmen, zu sehen war. Leukon und Rode waren auch dabey, doch vornehmlich um nachzuforschen, ob etwas von der Anthia zu erfahren sey.

Hyppothous führte die Anthia in den Tempel, und als sie die Denkmale erblickte, erinnerte sie sich der vorigen Zeiten. O Sonne, sagte sie, die du alle Menschen, anschauest, du übersiehst mich elende nur ganz allein! Als ich zum ersten male nach Rodus kam, betete ich dich in einem glücklichen Zustande an, und brachte dir, nebst dem Abrokomes Opfer. — Damals hielt man mich für glücklich! — itzt bin ich statt einer Freygebohrnen, eine Sclavin, statt einer Glückseligen, eine elende Gefangne. — Ich werde nur allein nach Ephesus zurück kommen, und mich meinen Freunden, ohne den Abrokomes zeigen müssen! So

sprach sie, weinte sehr, und bat den Hyppothous, ihr zu erlauben, daß sie sich das Haar abschnitte, und es der Sonne zum Geschenke weihete, um daben Gelübde, des Abrokomes wegen zu thun. Hyppothous ließ es geschehen; sie schnitt so viel von ihren Locken ab, als sie konnte, und ergrif die Zeit, da niemand zugegen war, sie mit einer Schrift, folgendes Inhaltes, hinzulegen: Ihres Mannes, des Abrokomes wegen, hat Anthia dieses Haar der Göttin geheiligt. Als sie nun das gethan, und gebetet hatte, ging sie, nebst dem Hyppothous, wieder fort.

Leukon aber, und Rode, die unterdessen bey dem Aufzuge gewesen waren, kamen in den Tempel, erblickten das Hingelegte, und erkannten ihre Gebietherin. Sie küßten zuerst das Haar, und weinten eben so sehr, als ob sie die Anthia selbst sähen; gingen aber endlich umher, sie aufzusuchen. Doch als sie sie denselben Tag nicht finden konnten, gingen sie nach Hause, und sagten dem Abrokomes, was sie im Tempel angetroffen hatten; der sein Herz zu überreden suchte, so seltsam auch die Sache war, und Hofnung faßte, die Anthia wiederzufinden.

Anthia kam am folgenden Tage wieder, mit dem Hyppothous, in den Tempel, weil sie noch nicht abfahren konnten, setzte sich vor die Denkmale, weinte und seufzte. Indem traten Leukon und Rode hinein, die den sehr niedergeschlagnen Abrokomes zu Hause gelassen hatten. Sie sahen

die

die Anthia sogleich, und ob sie ihnen gleich unbekannt vorkam, so erriethen sie es doch, aus ihrem Betragen, daß sie es seyn müsse, und erkannten sie endlich bald völlig, fielen vor ihr nieder, und lagen sprachlos zu ihren Füßen. Sie wunderte sich, wer sie wohl wären, und was sie wollten, weil sie gar nicht hofte, daß es Leukon und Rode seyn könnten; bis die sich endlich von ihrer Bestürzung erholten, und schrieen: O Gebietherin, Anthia! Wir sind deine Sclaven, Leukon und Rode! Deine Gefährten auf der Reise, und unter den Räubern! Doch welcher Zufall führt dich hierher? Sey getrost, dein Abrokomes lebt! Er ist hier, und beweint dich unaufhörlich.

Als Anthia das hörte, ward sie fast ohnmächtig, und nachdem sie sich kaum ein wenig erholt hatte, erkannte sie beyde, umarmte und bewillkommte sie, und erfuhr von dem Abrokomes alles genauer.

So bald es bekannt ward, daß Anthia wiedergefunden sey, versammelte sich das ganze rodische Volk. Abrokomes lief, einem Wahnsinnigen gleich, durch die ganze Stadt, und schriee, Anthia! bis er sie endlich bey dem Tempel der Isis antraf. Eine große Menge der Einwohner folgte ihm nach. Sie erkannten einander, so bald sie sich sahen, denn ihre Herzen fühlten es. Sie umarmten sich, und fielen so nieder zur Erde, denn alle Leidenschaften, Freude, Traurigkeit, Furcht, das Andenken des Erlittenen, und die Furcht vor

 dem

dem Bevorstehenden, bemächtigten sich ihrer auf einmal.

Die Rodier wünschten ihnen mit lauten Frohlocken Glück, und priesen die große Göttin Isis. Nun, sagten sie, sehen wir den Abrokomes und die Anthia, die vortreflichen Leute! wieder. Beyde stunden auf, als sie wieder zu sich selbst gekommen waren, und gingen in den Tempel der Isis hinein. Dir o große Göttin beteten sie, bringen wir Dank für unsere Errettung! Durch dich, die wir über alles verehren, haben wir einander wieder bekommen! Als sie nun im Tempel vor dem Altare geknieet hatten, führte sie Leukon in sein Haus, wohin auch Hyppothous seine Sachen schaffen ließ, und sie machten sich bereit nach Ephesus abzureisen. Sie opferten an demselben Tage, und es fielen bey der Mahlzeit viele und weitläuftige Erzählungen vor, weil jeder erzählte, was er erlitten und gethan hatte; wie Leute zu thun pflegen, die einander nach langer Zeit wiederfinden; und begaben sich drauf zur Ruhe. Als nun alles schlief, und stille war, umarmte Anthia den Abrokomes mit weinen, und sagte: Endlich habe ich dich, meinen Gatten, meinen Herrn wieder bekommen, nachdem ich auf der Erde, und dem Meere, herumgeirrt bin, nachdem ich den Drohungen der Räuber, den Nachstellungen der Corsaren, den Banden, Gräbern, Scheiterhaufen, dem Gifte, und der Grube entflohen bin — Doch ich komme zu dir, so treu, Herr meiner Seelen,

mein Abrokomes! als ich war, da ich dich in Tyrus verlassen mußte. Niemand hat mich können überreden zu sündigen, sondern ich bin dir treu geblieben, und habe meine Keuschheit zu bewahren, tausend Vorwände ersonnen. — Bist du aber auch mir getreu geblieben Abrokomes? Oder hast du mich einer andern Schönen nachgesetzt? — Hat dich jemand gezwungen, die mir gethanen Schwüre zu brechen? So sagte sie, indem sie ihn zugleich unaufhörlich küßte. Ich schwöre dir, erwiederte Abrokomes, bey diesem so sehr gewünschten, und mit Mühe erlangten Tage, daß weder ein Mädgen, mir je so schön geschienen, noch auch, daß ich irgend eine andere Frau, die ich gesehen, geliebt habe, sondern daß du deinen Abrokomes so rein wieder bekommen hast, als du ihn zu Tyrus, im Gefängnisse verließest. So versicherten sie einander, die ganze Nacht hindurch ihre Unschuld, und konnten einander leicht überreden, das, was sie wünschten, zu glauben.

So bald es Tag worden war, begaben sie sich, mit allem, was sie hatten, zu Schiffe, und fuhren ab. Alle Rodier begleiteten sie. Auch Hyppothous reiste nebst allen seinen Habseligkeiten mit ihnen. Sie vollbrachten ihre Fahrt in wenigen Tagen, und landeten bey Ephesus an, wo die ganze Stadt ihre Erhaltung schon erfahren hatte. So bald sie ans Land gestiegen waren, eilten sie in den Tempel der Diana, beteten inbrünstig,

brünstig, opferten und weiheten hernach der Göttin ein Gemählde, auf welchem alles was sie erlitten und gethan hatten, geschildert war. Drauf kamen sie in die Stadt und setzten ihren Eltern, die für Gram und Alter gestorben waren, Grabmale. Ihr nachheriges Leben war ihnen ein immerwährender Festtag, weil sie bey einander lebten; und Leukon und Rode die Gespielen ihrer Kindheit, blieben ihre beständigen Gesellschafter.

X
VI,84
IX,87
I.90

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reiske, Ernestine Christine, 1735-1798 / Reiske, Ernestine Christine, /
Lucianus

Zur Moral

Leipzig 1782

A.gr.c. 168 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10239545-0
VD18 90942388